Gedichte

eines

Lebendigen.

Druck von Zürcher & Furrer.

Gedichte

eines

Lebendigen.

[Bd. 1]

Mit einer

Dedikation an den Verſtorbenen.

Zürich und Winterthur

Verlag des literariſchen Comptoirs.

1841.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

An den Verstorbenen.

O Ritter, toter Ritter,
Leg' Deine Lanze ein!
Sie ſoll in tauſend Splitter
Von mir zertrümmert ſein.
Heran auf Deinem Rappen,
Du biſt ein arger Schalk,
Trotz Knappen und Trotz Wappen,
Trotz Falk und Katafalk!

Ich ſteh' nicht bei dem Troſſe,
Der räuchernd vor Dir ſchweigt,
Weil Du ein Herz für Roſſe
Und für's Kameel gezeigt;
Baſchkire oder Mandſchu —
Was ſchiert mich Deine Welt?
Ich ſchleudre meinen Handſchuh
Dir in Dein ödes Zelt.

Dem Reich der Mameluken
Weiſſagſt Du Auferſtehn,
Und ſaheſt ohne Zucken
Dein Vaterland vergehn,
Doch wiegteſt unter Palmen
Du Dein Profetenhaubt,
Wenn nicht aus unſern Halmen
Du erſt Dein Gold geraubt?

Du ſteuerſt nun ſo lange
Im Weltmeer aus und ein,
Und ward es nie Dir bange,
Daß Du ſo klein, ſo klein?
Iſt er Dir nie erſchienen,
Der Fürſt von Ithaka,
Wenn Deine Sündermienen
In ſeinem Reich er ſah?

Und ſprach er nie mit Grollen:?
„Fort aus dem freien Meer!
„Wirf nicht in ſeinen Schollen
„Dein Lügenkorn umher!
„Zieh' heim an Deine Pleiſſe,
„Zieh' heim an Deine Spree,
„Nicht jede Fürſtenreiſe
„Iſt eine Odyſſee."

Wohl iſt er unerreichbar
Der göttliche Ulyß,
Doch Du biſt ihm vergleichbar
Am wenigſten gewiß.
Im Saus nicht und im Brauſe
Hat er die Zeit verkehrt,
Er hat ſich ſtets nach Hauſe
Zu Weib und Volk geſehnt.

Für Deines Volkes Rechte,
Wie fochteſt Du ſo ſchlecht!
Du ſtandeſt im Gefechte —
Ja, für das Türkenrecht;
Du ſtirbſt auch auf dem Schilde,
Ja, auf dem Wappenſchild;
Klag' nicht, daß Deine Gilde
Fortan bei uns Nichts gilt!

Den Marmor bringt Carrara
Noch nicht für den hervor,
An den der Niagara
Den Donner ſelbſt verlor,
Der nur in alle Fernen
Zu ſeiner Schmach gereist,
Und noch vor Gottes Sternen
Auf ſeine Sternchen weist.

O Ritter, ſchlechter Ritter,
Leg' Deine Lanze ein!
Sie ſoll in tauſend Splitter
Von mir zertrümmert ſein.
Laſſ' ab, laſſ' ab und ſpähe
Nicht nach der Wüſte Sand!
Ich ſetze in der Nähe
Dich in Dein Vaterland.

Georg Herwegh.

An

Frau Carolina S. in Zürich.

Nur zagend laſſ' ich meinen Worten
Vor andern Menſchen ihren Lauf;
Dir ſchließen ſich die letzten Pforten
Von meinem Herzen klingend auf;
Mir iſt, Dir dürf' ich Alles ſagen,
Die tiefſte Seele wird mir flott;
Wie ich mag in die Saiten ſchlagen,
Um Deine Lippen blitzt kein Spott.

Die Welt will, daß man ſie betrüge
Durch ein erheuchelt fromm Gefühl,
Mit Anſtand einen Frieden lüge,
Wenn's in der Bruſt uns dumpf und ſchwül;
Du höreſt, ſeltenſte der Frauen,
Den kecken Schwärmer ohne Groll,
Du weißt, man muß ihn ſelber bauen,
Den Himmel, dran man glauben ſoll. —

Gleichwie am ſtillen Abend ſchmettert
Durch heitre Luft Trompetenklang,
Gleichwie 's um Roſenbüſche wettert
Ein blühendes Geſtad entlang,
Gleichwie zum Sturme ruft die Glocke,
Indeß noch Beter am Altar,
Wie neben eines Kindes Locke
Ein graues, ernſtes Greiſenhaar, — —

So tönt zu meinem ſtillen Volke
Mein zürnend, freiheitheiſchend Lied;
Ich bin die ſchwere, ſchwarze Wolke,
Der Gott den Donner nur beſchied;
Ich bin kein froher, freud'ger Buhle,
Deß Wappen Roſe und Pokal,
Ich ſitz' als Geiſt auf Banko's Stuhle
Bei jedem frechen Königsmal.

O könnt' im finſtern Rath der Alten
Mein Lied ein zündend Feuer ſein!
Doch ach! die Nüchternen, die Kalten
Verlangen abgelegnen Wein.
Im Zorn oft drück' ich auf die Flaſche
Den Kork — es öffnet ſich Dein Haus.
Auf Deinem Herde ſchlägt die Aſche
Zu neuen kühnen Flammen aus.

Ich trug mein Lied, wie jener Meros
Den Dolch, tief unter meinem Hemd;
Es klang, wo man dem Liede Nero's,
Des neugekrönten, lauſcht, ſo fremd.
Wohl waren manche Perlen fertig,
Doch noch der ächten Taucherkunſt,
Noch Deiner lieben Hand gewärtig;
Nimm ſie — und wirf ſie in den Sand!

Leicht Gepäck.

Ich bin ein freier Mann und singe
Mich wohl in keine Fürstengruft,
Und Alles, was ich mir erringe,
Ist Gottes liebe Himmelsluft;
Ich habe keine stolze Veste,
Von der man Länder übersieht,
Ich wohn' ein Vogel nur im Neste,
Mein ganzer Reichthum ist mein Lied.

Ich durfte nur, wie Andre, wollen,
Und wär' nicht leer davongeeilt,
Wenn jährlich man im Staat die Rollen
Den treuen Knechten ausgetheilt;
Allein ich hab' nie zugegriffen,
So oft man mich herbei beschied,
Ich habe fort und fort gepfiffen,
Mein ganzer Reichthum iſt mein Lied.

Der Lord zapft Gold aus ſeiner Tonne,
Und ich aus meiner höchſtens Wein;
Mein einzig Gold die Morgenſonne,
Mein Silber all der Mondenſchein!
Färbt ſich mein Leben herbſtlich gelber,
Kein Erbe, der zum Tod mir rieth;
Denn meine Münzen prägt' ich ſelber;
Mein ganzer Reichthum iſt mein Lied.

Gern ſing' ich Abends zu dem Reigen,
Vor Thronen ſpiel' ich niemals auf;
Ich lernte Berge wohl erſteigen,
Paläſte komm' ich nicht hinauf;
Indeß aus Moder, Sturz und Wettern
Sein golden Loos ſich Mancher zieht,
Spiel' ich mit leichten Roſenblättern;
Mein ganzer Reichthum iſt mein Lied.

Nach Dir, nach Dir ſteht mein Verlangen,
O ſchönes Kind, o wärſt Du mein!
Doch Du willſt Bänder, Du willſt Spangen,
Und ich ſoll dienen gehen? Nein!
Ich will die Freiheit nicht verkaufen,
Und wie ich die Paläſte mied,
Laß ich getroſt die Liebe laufen;
Mein ganzer Reichthum ſei mein Lied.

Wer iſt frei?

Der iſt allein ein freier Mann,
Und ſeiner ſei gedacht,
Der ſie ſich ſelbſt verdienen kann,
Die Freiheit in der Schlacht,
Der mit der eignen Klinge
Sie holt herbei,
Der Mann iſt's, den ich ſinge,
Der Mann iſt frei!

O wehe, wer dem Franken traut
Und ihn zu froh begrüßt;
Er bringt uns immer unſre Braut,
Wenn Er ſie ſatt geküßt.
Noch gibt's in unſren Reihen
Pulver und Blei —
Drum laßt uns ſelber freien,
So ſind wir frei!

Die Freiheit wohnt am Don und Belt,
Sie trinkt aus unſrem Rhein,
Die Freiheit ſchläft im Wüſtenzelt
Und glänzt im Sternenſchein;
Doch muß man um ſie werben,
Wo 's immer ſei,
Doch muß man für ſie ſterben,
Dann wird man frei!

Noch hat der Deutſche eine Hand
Und eine ſtarke Wehr,
Gibt keinen Schritt vom Vaterland
Selbſt für die Freiheit her;
Und die mit uns erheben
Solch Feldgeſchrei,
Die ſollen alle leben,
Denn ſie ſind frei!

Viel tauſend Funken, Eine Glut,
Viel Herzen und Ein Schlag,
So harren wir gar wohlgemut
Bis an den jüngſten Tag;
Die Einheit muß verſchlingen
Die böſe Zwei,
Dann ſoll es donnernd klingen:
Deutſchland iſt frei!

Arndt's Wiedereinſetzung.

O Jubelbotſchaft, die zu uns gekommen!
O ſelten, ſelten Glück!
Ihr hattet einen ſtarken Mann genommen,
Und gebt uns einen Greis zurück!

Als einſt gehemmet ihr des Schwertes Blitze
Bei dieſem Sohne Teut's,
Da in das Land ſtieß fluchend er die Spitze,
Und kniete vor dem ſtumpfen Kreuz.

Deß Lied man ſich erfreut in Süd und Norden,
Im Feld, am ſtillen Herd,
Durch Eure Ruthen iſt verwandelt worden
Sein Pegaſus zum Steckenpferd.

Und nun, da 's Zeit, daß man ſie wieder zücke,
Die Flammberg' allzumal,
Nun ſchickt Ihr uns den Alten mit der Krücke,
Alt — nicht blos durch der Jahre Zahl.

Wohl möcht' er ſtehn, wie wir noch, und nicht wanken
Im heiſſen Pulverdampf,
Doch rufen andre Fahnen und Gedanken
Und andre Götter uns zum Kampf.

Die Kugel blieb dieſelbe allerwegen
Vom alten guten Blei,
Doch trägt man ihr ein ander Haubt entgegen,
Sie reißt ein ſtolzer Herz entzwei.

Vor Einem Altar, dem der Freiheit, reichen
Sich Völker nun die Hand,
Und weiter, als die Lorbern und die Eichen,
Dehnt ſich des Deutſchen Vaterland.

Die Sterne blaſſen, wenn die Sonnen funkeln,
Und Sonne iſt er nicht;
Er iſt ein ſchöner Stern, laßt ihn im Dunkeln!
Was reißt Ihr ihn an's Morgenlicht?

Er iſt ein Abendrot und mag noch feuchten
Manch Auge, kummerſchwer,
Allein verzeiht, ihr hohen Herrn, erleuchten
Kann er die junge Welt nicht mehr.

Es zieht durch ſie ein friſcher ſchaffend Weben
In ungehemmtem Lauf,
Und mit des Frühlings neuen Blumen geben
Auch neue große Herzen auf!

Gebet.

Brauſe, Gott, mit Sturmesodem durch die fürchterliche Stille,
Gib ein Trauerſpiel der Freiheit für der Sklaverei Idylle;
Laß das Herz doch wieder ſchlagen in der Bruſt der kalten Welt,
Und erweck' ihr einen Rächer, und erweck' ihr einen Held!

Wenn ſie in der eignen Heimat frei zu leben uns nicht gönnen,
Schaff' uns eine grüne Inſel, wo wir frei noch ſterben können,
Sterben können froh und freudig in der friſchen freien Luft
Und uns ſelbſt die Roſen träufeln aus den Wunden auf die Gruft!

Aus dem Nachtmalkelch der Freiheit laß uns wieder einmal ſchlürfen,
Baue wieder einen Altar, drauf wir uns dir opfern dürfen,
Breite vor uns einen Wahlplatz, einen Platz der Völkerwahl,
Aus dem Kerker, aus der Scheide ſehnt ſich wieder unſer Stahl!

Ach! um jenes Sturms Verheiſſung hat der Frieden uns betrogen,
Und das goldne Schiff der Hoffnung, das als Wiege in die Wogen
Unter Klang und Sang geſteuert und ſo reiche Schätze barg,
Ruht geſcheitert, ſchwarzbewimpelt in dem Hafen jetzt, ein Sarg.

Will mein Volk nun ewig klagend dieſes morſche Wrack umſtehen?
Soll in thatenloſen Seufzern ſeine beſte Kraft verwehen?
Donnert nie durch ſeinen Himmel der Entſcheidung ſcharfer Ton?
Wahrlich ein Deſpote zaudert nicht ſo lang am Rubikon!

Glaubet ihr, der Frieden werd' euch für des Hauſes Freude bürgen?
Nur vernichten kann der Krieg uns, ſolch ein Frieden wird uns würgen!
In dem wilden Kampfgewühle mag es wohl ihr werden heiß,
Aber ſtraucheln muß die Freiheit auf des Ruſſen ſtarrem Eis!

So ihr nicht begießt die Pflanze, wird ſie allgemach verkümmern,
So ihr nicht gebraucht den Degen, wird ihn ſchnell der Roſt zertrümmern;
Eine Ader ſich zu öffnen für die Freiheit, wäre gut,
Sonſten zweifeln die Tyrannen an der Völker reinem Blut.

Aber wollen mich die Männer nicht verſtehn, die ſchwerverirrten,
O ſo höret Ihr mich, Frauen! Traget Ihr ein Schwert in Myrten!
Traget Ihr ein Schwert in Myrten; denn mich dünket, Frau und Frei,
Nicht ſo fremd einander klingen dieſe Worte, dieſe Zwei!

Der letzte Krieg.

Wer ſeine Hände falten kann,
Bet' um ein gutes Schwert,
Um einen Helden, einen Mann,
Den Gottes Zorn bewehrt!
Ein Kampf muß uns noch werden,
Und drin der ſchönſte Sieg,
Der letzte Kampf auf Erden,
Der letzte heilige Krieg!

Herbei, herbei, ihr Völker all,
Um euer Schlachtpanier!
Die Freiheit iſt jetzt Feldmarſchall,
Und Vorwärts heiſſen wir.
Der Zeiger weist die Stunde,
O flieg', mein Polen, flieg',
Mit jedem Stern im Bunde,
Voran zum heiligen Krieg!

Ja! vorwärts, bis der Morgen blinkt,
Ja! vorwärts, friſch und froh!
Vorwärts, bis hinter uns verſinkt
Die Brut des Pharao!
Er wird auch für uns ſprechen,
Der Herr, der für uns ſchwieg,
Und unſre Ketten brechen
Im letzten heiligen Krieg.

O walle hin, du Opferbrand,
Hin über Land und Meer,
Und ſchling' ein einig Feuerband
Um alle Völker her;
So wird er uns beſchieden,
Der große, große Sieg,
Der ewige Völker-Frieden, —
Friſch auf, zum heiligen Krieg!

Der ſterbende Trompeter.

Der Teufel, daß ich daniederſank!
Wie werden die polniſchen Lanzen,
Wie werden die Schwerter bei anderem Klang
Den Schlachtenreigen nun tanzen!

Wohl ſtand ich ſo oft, wohl ſtand ich ſo oft,
Umbraust von grimmigen Wettern,
Und habe gehofft, und habe gehofft,
In befreiete Lüfte zu ſchmettern;

Ich habe gehofft, wenn der blutige Tod
Auf ſauſenden Kugeln geflogen,
Gehofft, wenn er donnernd um mich gedroht,
Gehofft, und hab' mich betrogen.

Daß die Seele leichter von hinnen zieht,
Kameraden, ſeid jetzo beſchworen!
Nehmt meine Trompete und blaſt mir das Lied:
„Noch iſt Polen nicht verloren!“

Und blaſt mir das Lied, ſonſt Nichts, ſonſt Nichts,
Und laßt es mich ſterbend noch hauchen!
Dann gebt ſie mir wieder; am Tag des Gerichts
Werd' ich die Trompete brauchen.

Denn wenn Gott den Toten auf Erden ruft,
Wenn er will aus den Gräbern ſie ſchrecken,
Da muß er zuerſt aus ihrer Gruft
Doch die Trompeter erwecken.

Das wird ein Tag der Freude, juchhei!
Wie ſprenq' ich den drückenden Raſen,
Um allen Völkern der Erde herbei
Dann gegen die Ruſſen zu blaſen!

Reiterlied.

Die bange Nacht iſt nun herum,
Wir reiten ſtill, wir reiten ſtumm,
Und reiten in's Verderben.
Wie weht ſo ſcharf der Morgenwind!
Frau Wirthin, noch ein Glas geſchwind
Vorm Sterben, vorm Sterben.

Du junges Gras, was ſtehſt ſo grün?
Mußt bald wie lauter Röslein blüh'n,
Mein Blut ja ſoll Dich färben.
Den erſten Schluck, an's Schwert die Hand,
Den trink' ich, für das Vaterland
Zu ſterben, zu ſterben.

Und ſchnell den zweiten hinterdrein,
Und der ſoll für die Freiheit ſein,
Der zweite Schluck vom Herben!
Diß Reſtchen — nun, wem bring' ich's gleich?
Diß Reſtchen Dir, o römiſch Reich,
Zum Sterben, zum Sterben!

Dem Liebchen — doch das Glas iſt leer,
Die Kugel ſaust, es blitzt der Speer;
Bringt meinem Kind die Scherben!
Auf! in den Feind wie Wetterſchlag!
O Reiterluſt, am frühen Tag
Zu ſterben, zu ſterben!

Rheinweinlied.

(Oft. 1840.)

Wo solch ein Feuer noch gedeiht
Und solch ein Wein noch Flammen speit,
Da lassen wir in Ewigkeit
Uns nimmermehr vertreiben.
Stoßt an! Stoßt an! der Rhein,
Und wär's nur um den Wein,
Der Rhein soll deutsch verbleiben.

Herab die Büchsen von der Wand,
Die alten Schläger in die Hand,
Sobald der Feind dem welschen Land
Den Rhein will einverleiben!
Haut, Brüder, mutig drein!
Der alte Vater Rhein,
Der Rhein soll deutsch verbleiben.

Das Recht und Link, das Link und Recht,
Wie klingt es falſch, wie klingt es ſchlecht!
Kein Tropfen ſoll, ein feiger Knecht,
Des Franzmanns Mühlen treiben.
Stoßt an! Stoßt an! der Rhein,
Und wär's nur um den Wein,
Der Rhein ſoll deutſch verbleiben.

Der iſt ſein Rebenblut nicht werth,
Das deutſche Weib, den deutſchen Herd,
Der nicht auch freudig ſchwingt ſein Schwert,
Die Feinde aufzutreiben.
Friſch in die Schlacht hinein!
Hinein für unſern Rhein!
Der Rhein ſoll deutſch verbleiben.

O edler Saft, o lauter Gold,
Du biſt kein edler Sklavenſold!
Und wenn ihr Franken kommen wollt,
So laßt euch vorher ſchreiben.
Hurrah! Hurrah! Der Rhein,
Und wär's nur um den Wein,
Der Rhein ſoll deutſch verbleiben.

Das freie Wort.

Sie ſollen Alle ſingen
Nach ihres Herzens Luſt;
Doch mir ſoll fürder klingen
Ein Lied nur aus der Bruſt:
Ein Lied, um Dich zu preiſen,
Du Nibelungenhort,
Du Brot und Stein der Weiſen,
Du freies Wort!

Habt Ihr es nicht geleſen:
Das Wort war vor dem Rhein?
Im Anfang iſt's geweſen,
Und ſoll drum ewig ſein.
Und eh' Ihr einen Schläger
Erhebt zum Völkermord,
Sucht uns're Pannerträger,
Das freie Wort!

Ihr habet zugeſchworen
So treu dem Vaterland,
Doch ſeid Ihr All' verloren
Und haltet nimmer Stand,
So lang in Weſt und Oſten,
So lang in Süd und Nord
Das beſte Schwert muß roſten,
Das freie Wort!

Ach! es will finſter werden,
Wohl finſter überall,
Doch iſt die Nacht auf Erden
Ja für die Nachtigall.
Heraus denn aus der Wolke,
Die, Sänger, Euch umfort;
Erſt predigt Eurem Volke
Das freie Wort!

Laßt Eure Adler fliegen,
Ihr Fürſten, in die Welt,
Und ſie nicht müſſig liegen
Auf Eurem Wappenfeld!
O jagt einmal die Raben
Aus unſern Landen fort,
Und ſprecht: Ihr ſollt es haben,
Das freie Wort!

Der beſte Berg.

Es iſt ein Berg auf Erden,
Der Gutenberg genannt,
Der ſoll beſungen werden
Wohl auf und ab im Land.

Er heget keine Veſte,
Er pfleget keinen Wein,
Und wird doch ſtets der beſte
Von allen Bergen ſein.

Es iſt ein Berg auf Erden,
Der ſteht zu Mainz am Rhein,
Mit trutzigen Geberden
Schaut er in's Land hinein.

Da ſchaut er, was wir treiben
Vom Rheine bis an's Meer,
Da lieſt er, was wir ſchreiben
Im weiten Land umher.

Zu lang war dem Kyffhäuſer
Des Rothbarts Todesnacht,
Da iſt für ſeinen Kaiſer
Der gute Berg erwacht.

Zu Schanden heißt er werden
Der Raben ſchwarzes Werk,
Der beſte Berg auf Erden,
Das iſt der Gutenberg.

Drei Gutenbergslieder.

(Juni 1840.)

I.

Die Sonne, der wir lang gebarrt,
Iſt endlich aufgegangen;
Wir ſchauen ihre Himmelfahrt
Voll Sehnen und Verlangen.
Wo iſt ein Herz, das ruhig ſchlägt,
Wenn ſolch ein Tag die Schwingen regt?
Ihr Völker wachet auf!

Die Ketten brach der Lenz entzwei
Mit ſeinen Roſendüften,
Und unſre Seelen rauſchen frei,
Wie Adler, in den Lüften.
Die Toten drückt der Tod heut' nicht;
Horcht! unſer Meiſter lebt und ſpricht:
Ihr Völker, wachet [illegible]

Ihr Völker, wachet auf und ſeht
Den Himmel ſelbſt in Flammen!
Ihr Völker, wachet auf und ſteht
Ein einig Heer zuſammen!
Voran, voran, im Sturm voran!
Der Gutenberg trägt uns die Fahn'.
Ihr Völker, wachet auf!

Verheiſſend ſchaut ſein ſelig Haubt
Aus Wolken zu der Erden;
Ob man die Blüten uns geraubt,
Die Frucht ſoll uns doch werden;
Was ſolch ein guter Geiſt erſann,
Das thut kein Teufel in den Bann.
Ihr Völker, wachet auf!

II.

Seht ihr den Geiſt der Freiheit ſchreiten
Auf Blumenſohlen durch das Land?
Zum ſtillen Segen liebend breiten
Die ſchwertgewohnte Götterhand?

Auf hohem Berg, im tiefſten Thale,
So freudig rauſcht's, ſo wunderſam;
Die Freiheit weint zum vierten Male,
Zum vierten Male nicht aus Gram.

Denn Völker knieen am Altare,
Den ihrem Sohn man auferbaut,
Das Opfer ſind vierhundert Jahre,
Die Ewigkeit iſt ſeine Braut.

Vierhundert Jahre ſind erſchlagen,
Vierhundert Feinde liegen tot,
Bald wird er frei die Waffen tragen,
Die ihm die freie Mutter bot.

Bald wird er ſchleudern frei die Blitze
In des Verbrechens düſtres Haus,
Und dann auf ihrem Lotterſitze
Des Volkes Feinde ſpähen aus.

III.

Aus Hütten einzig kommt das Heil der Welt,
Im härnen Mantel predigt der Prophete —
So ward auch Blei, und nicht das Gold, beſtellt,
Daß tauſendzüngig jede Wahrheit rede.
Ein böſer Geiſt der Tiefe haust im Gold,
Es iſt ein Knecht und gibt ſich gern in Sold;
Wie Porzia, faßt das Beſte man in Blei,
Und reimt man drauf, ſo reimt man immer: Frei!
Das ſchwere Blei wird in des Meiſters Hand
Der Elfengeiſter luftiges Gewand;
Er läßt es nicht als Todeskugel fliegen,
Er führet es als Wort von Sieg zu Siegen,
Und wo die beſte Waffe fehlt von Erz,
Da trifft ein Wort des rechten Mannes Herz;
Es zittert nicht vor des Tyrannen Miene —
Was will die Flocke gegen die Lawine?
Kein Cenſor fällt der Wahrheit in die Zügel,
Er hat nur Federn, doch die Wahrheit Flügel.

Die Jungen und die Alten.

„Du biſt jung, Du ſollſt nicht ſprechen!
Du biſt jung, wir ſind die Alten!
Laß die Wogen erſt ſich brechen
Und die Gluten erſt erkalten!

Du biſt jung, Dein Thun iſt eitel!
Du biſt jung und unerfahren!
Du biſt jung, kränz' Deinen Scheitel
Erſt mit unſern weiſſen Haaren!

Lern', mein Lieber, erſt entſagen,
Laß die Flammen erſt verrauchen,
Laß Dich erſt in Ketten ſchlagen,
Dann vielleicht kann man Dich brauchen!"

Kluge Herren! Die Gefangnen
Möchten ihres Gleichen ſchauen;
Doch, ihr Hüter des Vergangnen,
Wer ſoll denn die Zukunft bauen?

Sprecht, was ſind euch denn verblieben,
Außer uns, für wackre Stützen?
Wer ſoll eure Töchter lieben?
Wer ſoll eure Häuſer ſchützen?

Schmäht mir nicht die blonden Locken,
Nicht die ſtürmiſche Geberde!
Schön ſind eure Silberflocken,
Doch dem Gold gehört die Erde.

Schmähet, ſchmäht mir nicht die Jugend,
Wie ſie auch ſich laut verkündigt!
O wie oft hat eure Tugend
An der Menſchheit ſtill geſündigt!

Proteſt.

So lang ich noch ein Proteſtant,
Will ich auch proteſtiren,
Und jeder deutſche Muſikant
Soll's weiter muſiziren!
Singt alle Welt: Der freie Rhein!
So ſing' doch ich: Ihr Herren, nein!
Der Rhein, der Rhein könnt' freier ſein —
So will ich proteſtiren.

Kaum war die Taufe abgethan,
Ich kroch noch auf den Vieren,
Da fing ich ſchon voll Glaubens an,
Mit Macht zu proteſtiren,
Und proteſtire fort und fort,
O Wort, o Wind, o Wind, o Wort,
O ſelig ſind, die hier und dort,
Die ewig proteſtiren.

Nur Eins iſt Not, dran halt' ich feſt
Und will es nit verlieren,
Das iſt mein chriſtlicher Proteſt,
Mein chriſtlich Proteſtiren.
Was geht mich all das Waſſer an
Vom Rheine bis zum Ocean?
Sind keine freien Männer dran,
So will ich proteſtiren.

Von nun an bis in Ewigkeit
Soll euch der Name zieren:
So lang ihr Proteſtanten ſeid,
Müßt ihr auch proteſtiren.
Und ſingt die Welt: Der freie Rhein!
So ſinget: Ach! ihr Herren, nein!
Der Rhein, der Rhein könnt' freier ſein,
Wir müſſen proteſtiren.

Aufruf.

Reißt die Kreuze aus der Erden!
Alle ſollen Schwerter werden,
Gott im Himmel wird's verzeih'n.
Laßt, o laßt das Verſeſchweißen!
Auf den Ambos legt das Eiſen!
Heiland ſoll das Eiſen ſein.

Eure Tannen, eure Eichen —
Habt die grünen Fragezeichen
Deutſcher Freiheit ihr gewahrt?
Nein, ſie ſoll nicht untergehen!
Doch ihr fröhlich Auferſtehen
Koſtet eine Höllenfahrt.

Deutſche, glaubet euren Sehern,
Unſre Tage werden ehern,
Unſre Zukunft klirrt in Erz;
Schwarzer Tod iſt unſer Sold nur,
Unſer Gold ein Abendgold nur,
Unſer Rot ein blutend Herz!

Reißt die Kreuze aus der Erden!
Alle ſollen Schwerter werden,
Gott im Himmel wird's verzeihn.
Hört er unſre Feuer brauſen
Und ſein heilig Eiſen ſauſen,
Spricht er wohl den Segen drein.

Vor der Freiheit ſei kein Frieden,
Sei dem Mann kein Weib beſchieden
Und kein golden Korn dem Feld;
Vor der Freiheit, vor dem Siege
Seh' kein Säugling aus der Wiege
Frohen Blickes in die Welt!

In den Städten ſei nur Trauern,
Bis die Freiheit von den Mauern
Schwingt die Fahnen in das Land;
Bis du, Rhein, durch freie Bogen
Donnerſt, laß die letzten Wogen
Fluchend knirſchen in den Sand.

Reißt die Kreuze aus der Erden!
Alle ſollen Schwerter werden,
Gott im Himmel wird's verzeih'n.
Gen Tyrannen und Philiſter!
Auch das Schwert hat ſeine Prieſter,
Und wir wollen Prieſter ſein!

Neujahr.

(1841.)

Herr, o Herr, ſoll größer noch
Deine Kette werden?
Reicht ſie von dem Himmel doch
Längſt herab zur Erden!
Wieder, weil ein Jahr verging,
Sprudelt man Sonette,
Singt von einem neuen Ring
An der alten Kette.

Kette, o du klirrend Bild,
Schreckwort aller Zungen,
Welch ein Gott hat grauſam wild
Dich ums All geſchlungen?
Daß er ſeine Sterne wohl
Vor dem Falle rette,
Muß der Ewigkeit Symbol
Bleiben eine Kette?

Kann der Jahre Trauerſchar,
Herr, Dir nicht genügen?
Wirſt Du immer, immerdar
Ring zum Ringe fügen?
Endigt nie der Menſchheit Qual?
Hebt ſie nie ihr Bette?
Wächst ſie nie, der Freien Zahl?
Wächst nur Deine Kette?

Fragend ſchaut' ich manche Nacht
Auf zu Deinen Hallen;
Endlich, hab' ich oft gedacht,
Muß die Kette fallen.
Ach! mein Hoffen trieb im Sturm
Auf dem letzten Brette,
Und ward, ein getretner Wurm,
Auch ein Ring der Kette.

Herr, o ſpare Deinen Grimm
Fürder den Tyrannen,
Einmal mit dem Jahre nimm
Einen Ring von dannen!
Gib uns, was wir heiß geſucht,
Trüg's auch Dorn und Klette,
Mindre nur die ſchwere Wucht
Deiner goldnen Kette!

Nimm, die ſie ſo lang umfing,
Nimm ſie von der Erden;
Laß der Kette letzten Ring
Freiheitsbrautring werden!
Höre unſer banges Schrein:
Herr, o Herr errette,
Und den Teufel laß allein
Ewig an der Kette!

Ja! Du wirſt. Schon ſeh' ich, traun!
Neue Sterne ziehen,
Neue Tempel ſeh' ich bau'n,
Neue Völker knien;
Donnerklang und Harfenton
Rufen in die Mette —
Still! die Engel opfern ſchon
Einen Ring der Kette.

Frühlingslied.

(1841.)

Noch ein Lied dem deutſchen Bürger,
Noch ein ächtes Maienlied!
Frühling ſei es keinem Würger,
Der ſein Volk zum Staube zieht;
Frühling Jedem bis zum Tod,
Frühling nie für den Deſpot!
Selbſt der Himmel, warm und rein,
Der des Freien Bruſt erweitert,
Eine Klippe, dran er ſcheitert,
Mög' er jedem Wütrich ſein.

Alle Blumen ſollen flüſtern:
„Seht ihr, ſeht ihr den Tyrann?
„Bleib' in Deinem Reich, dem düſtern,
„In der Hölle, finſtrer Mann!
„Willſt Du noch des Weihrauchs mehr?
„Unſer Kelch iſt für Dich leer.
„Fort, Du taugſt nicht an das Licht!
„Weiche ferne, Du Verräther,
„Du verſtehſt den freien Aether
„Und die Frühlingsfreiheit nicht!“

Jede Biene dünk' Tarantel,
Jeder Roſe Purpurkleid
Ihm ein Carbonarimantel,
Drin ein Dolch für ihn bereit!
Jeglich Säuſeln, das er hört,
Ihm ſein Volk, das ſich empört;
Keine Freude und kein Scherz,
Keine Wonne ſoll ihm blühen,
Und von keiner Sonne glühen
Je ihm ſein ſibiriſch Herz!

Nächtlich mit Entſetzen dreh' er
Sich im ſternenloſen Nichts,
Und von allen Engeln ſeh' er
Nur den Engel des Gerichts;
Jeder Schlag der Nachtigall
Kling' ihm wie Poſaunenſchall,
Der ihn vor den Ew'gen ruft;
Und der Lerche jubelnd Schmettern,
Wie der Blitz von tauſend Wettern
Treff' es ihn aus blauer Luft.

Jeder Blütenbaum am Wege
Streu' auf's Haubt ihm Silberſchnee,
Einen eiſ'gen Panzer lege
Um ſein Schiff ihm jeder See;
Wo er immer landen mag,
Flieh' erſchreckt der goldne Tag;
In der öden kahlen Flur
Soll ſich ſeine Seele ſpiegeln,
Ihm ein Buch mit tauſend Siegeln
Sei im Lenze die Natur.

Ja, o Lenz, ſei für die Dichter,
Für die Völker Lenz allein!
Für Tyrannen ſollſt Du Richter,
Für Tyrannen Rächer ſein.
Schreib' auf jedes grüne Blatt:
Ich bin eurer herzlich ſatt,
Eurer ſchnöden Tyrannei!
Frei ſind meiner Blumen Düfte,
Meine Wolken, meine Lüfte,
Auch die Menſchen ſeien frei!

Der Freiheit eine Gaſſe!

Vorm Feinde ſtand in Reih' und Glied
Das Volk um ſeine Fahnen,
Da rief Herr Struthahn Winkelried:
„Ich will den Weg Euch bahnen!
„Dir, Gott, befehl' ich Weib und Kind,
Die ich auf Erden laſſe —"
Und alſo ſprengt' er pfeilgeſchwind
Der Freiheit eine Gaſſe.

Das war ein Ritter noch mit Fug,
Der wie ein heiß Gewitter
Die Knechte vor ſich niederſchlug —
O wär' ich ſolch ein Ritter,
Auf ſtolzem Roß von ſchnellem Huf,
In ſchimmerndem Küraſſe,
Zu ſterben mit dem Donnerruf:
Der Freiheit eine Gaſſe!

Doch zittert nicht! ich bin allein,
Allein mit meinem Grimme;
Wie könnt' ich Euch gefährlich ſein
Mit meiner ſchwachen Stimme?
Dem Herrſcher bildet ſein Spalier,
Wie ſonſt, des Volkes Maſſe,
Und Niemand, Niemand ruft mit mir:
Der Freiheit eine Gaſſe!

Ihr Deutſchen ebnet Berg und Thal
Für Eure Feuerwagen,
Man ſieht auf Straſſen ohne Zahl
Euch durch die Länder jagen;
Auch dieſer Dampf iſt Opferdampf —
Glaubt nicht, daß ich ihn haſſe —
Doch bahnet erſt in Streit und Kampf
Der Freiheit eine Gaſſe!

Wenn alle Welt den Mut verlor,
Die Fehde zu beginnen,
Tritt Du, mein Volk, den Völkern vor,
Laß Du Dein Herzblut rinnen!
Gib uns den Mann, der das Panier
Der neuen Zeit erfaſſe,
Und durch Europa brechen wir
Der Freiheit eine Gaſſe!

Vive le Roi!

(Arr. nach Hégesippe Moreau.)

Vive le roi! . . . Wie haben Trugpropheten
Mit dieſem Lügenwunſch ihn doch berauſcht!
Wie gierig haben ſtets bei ſeinen Fêten
Furcht, Intereſſe, Eitelkeit gelauſcht!
Ich mag den Herren ihre Kreuze gönnen,
Wenn ich ſie ſo zu Hofe traben ſeh',
Und ſteh' bei Seit', um rufen noch zu können:
Vive la liberté!

Vive le roi! . . . . So hatten Höflingsweiſe
Dem Hochmut eines Erdengotts gefröhnt;
Wie ward ihr lauter Jubel doch ſo leiſe,
Als drauf der Leoniden Ruf ertönt!
O heil'ger Ruf, der noch in unſern Tagen
So prächtig klingt, wie bei Thermopilä;
Auch unſre Fahne ſoll als Wahlſpruch tragen:
Vive la liberté!

Vive le roi! . . . . Wie oft mußt' das erſchallen
Von unſern Burgen, wenn am eignen Herd
In ihres Fürſten Namen die Vaſallen
Erwürgte unſrer gnäd'gen Herren Schwert!
Noch heben nächtlich ſie bei Mondenſchimmer
Die blut'gen Klingen fluchend in die Höh',
Doch lächelnd ſchreibt der Wandrer auf die Trümmer:
Vive la liberté!

Vive le roi! . . . Ha! ſo erſtickt der Sklave
Der Rache Ruf im eitelen Refrain;
Daß ja das ew'ge Kind recht ruhig ſchlafe,
Seht ihr, ſo wiegt man einen Fürſten ein!
Doch bricht das Wetter aus, ſo lang beſchworen,
Iſt er verlaſſen, ohne Schmeichler — Weh!
Dann donnert ihm vernichtend in die Ohren:
Vive la liberté!

Vive la République.

(Beim Atzenglühen gerichtet.)

Berg an Berg und Brand an Brand
Lodern hier zuſammen;
Welch ein Glühen! — ha! ſo ſtand
Ilion einſt in Flammen.
Ein verſinkend Königshaus
Raucht vor meinem Blicke,
Und ich ruf' ins Land hinaus:
Vive la république!

Heil'ge Gluten, reiner Schnee,
Golden Freiheitkinen,
Abendglanzumstralter See,
Schluchten, weit zerrissen
Daß im Schweizerlandfreier
Sich kein Nacken bücke!
Kaiser ist der Bürger hier;
Vive la république!

Eine Phalanx steht fest,
Fest und ohne Wanken,
Und an Euren Alpen meßt
Euere Gedanken!
Eurer Berge Kette nur
Ward Buch vom Geschicke;
Auf die Kette schrieb Natur:
Vive la république!

Blumen um die Schläfe her
Steigen Gottes Holden,
Frisch, wie Venus aus dem Meer,
Auf aus Gottes Boden;
Doch aus Deinem Jungfernkranz
Man kein Röschen zupfe,
Schweizerin, hüt' ihn wohl beim Tanz!
Vive la république!

Auf die Felsen wollte Gott
Seine Kirche bauen;
Vor den Felsen soll dem Spott
Seiner Feinde grauen!
Zwischen hier und zwischen dort
Gibt's nur Eine Brücke:
Zerbirst, o du Felsenwort!
Vive la république!

Dem deutschen Volk.

Deutschland, o zerrissen Herz,
Das zu Ende bald geschlagen,
Nur um Dich noch will ich klagen
Und in einer Brust von Erz
Schweigend meinen kleinen Schmerz,
Meinen kleinen Jammer tragen,
Vaterland, um Dich nur klagen.

Luſtig grünt Dein Nadelholz,
Luſtig rauſchen Deine Eichen;
In den ſechs und dreißig Reichen
Fehlt ein einzig Körnchen Golde:
Freier Bürger hoher Stolz!
Fehlt im Lande ſonder Gleichen,
In den ſechs und dreißig Reichen.

Wenn ein Sänger für Dich focht,
Wenn ein Mann ein Schwert geſchwungen,
Haſt Du ſcheu nur mitgeſungen,
Haſt Du ſchüchtern mitgepocht,
Und man hat Dich unterjocht,
Hat Dich in den Staub gezwungen,
Weil Du gar ſo ſtill geſungen.

Ihr beweinet's und bereut's —
Und das nennt ihr deutſche Treue?
Laßt die Thränen, laßt die Reue,
Soll nicht einſt der Enkel Leut's
Sterben an der Zwietracht Kreuz,
Kampf' und handle, Volk, auf's Neue,
Denn der Teufel iſt die Reue!

Tritt in Deiner Fürſten Reihn!
Sprich: die ſechs und dreißig Lappen
Sollen wieder beſſer klappen
Und Ein Heldenpurpur ſein;
Ein Reich, wie Ein Sonnenſchein!
Ein Herz, Ein Volk und Ein Wappen!
Helf' uns Gott — ſo ſoll es klappen.

Das Lied vom Haſſe.

Wohlauf, wohlauf, über Berg und Fluß
Dem Morgenrot entgegen!
Dem treuen Weib den letzten Kuß,
Und dann zum treuen Degen!
Bis unſre Hand in Aſche ſtiebt,
Soll ſie vom Schwert nicht laſſen;
Wir haben lang genug geliebt,
Und wollen endlich haſſen!

Die Liebe kann uns helfen nicht,
Die Liebe nicht erretten;
Halt Du, o Haß, Dein jüngſt Gericht,
Brich Du, o Haß, die Ketten!
Und wo es noch Tyrannen gibt,
Die laßt uns keck erfaſſen;
Wir haben lang genug geliebt,
Und wollen endlich haſſen!

Wer noch ein Herz beſitzt, dem ſoll's
Im Haſſe nur ſich rühren;
Allüberall iſt dürres Holz,
Um unſre Glut zu ſchüren.
Die ihr der Freiheit noch verbliebt,
Singt durch die deutſchen Straſſen:
„Ihr habet lang genug geliebt,
O lernet endlich haſſen!“

Bekämpfet ſie ohn' Unterlaß,
Die Tyrannei, auf Erden,
Und heiliger wird unſer Haß,
Als unſre Liebe, werden.
Bis unſre Hand in Aſche ſtiebt,
Soll ſie vom Schwert nicht laſſen;
Wir haben lang genug geliebt,
Und wollen endlich haſſen!

Geſang der Jungen bei der Amneſtirung der Alten.

Wie Wogendonner vom fernen Meer,
Wie Wetter und Sturm im Lenze,
So brauſet der Tag, der junge, daher,
Und die alten Kerker, ſie werden leer —
Kredenze, mein Liebchen, kredenze! —
Doch weiß ich noch manch einen wackeren Mann,
Der drein mit Ehren kommen kann.
Gott ſchütze Dich, Liebchen!

Ihr habt die Erlöſung ſo nahe gedacht,
Ihr Brüder, ihr luſtigen Zecher;
Ihr glaubtet zu fallen in blutiger Schlacht;
In den Kerkern wird uns Quartier gemacht —
Den Becher, mein Liebchen, den Becher! —
Die Alten heraus und die Jungen hinein!
Wie ſollte der Weltlauf anders ſein?
Gott ſchütze Dich, Liebchen!

Es gehet auf Erden wieder um
Der Teufel mit wildem Gebrülle;
Die deutſche Lippe bleibet nicht ſtumm,
Der Deutſche ſchützet ſein Heiligthum —
O fülle, mein Liebchen, o fülle! —
Der Himmel will's und das Herz gebeut's:
Wir ſprechen wie Männer und tragen das Kreuz.
Gott ſchütze Dich, Liebchen!

Vom hohen Thurme ſchauet ein Aar —
Denk' mein, Feinliebchen, o denke! —
Dort ruhet mein Arm, dort bleichet mein Haar;
Doch über drei Tage und über ein Jahr —
Schenk' ein, mein Liebchen, o ſchenke —
Da läuten die Völker zum heiligen Sturm,
Wir leeren die Gläſer, und ſteigen vom Thurm!
Gott grüße Dich, Liebchen!

An die deutſchen Dichter.

Seid ſtolz! es klingt kein Gold der Welt,
Wie Eurer Saiten Gold;
Es iſt kein Fürſt ſo hoch geſtellt,
Daß Ihr ihm dienen ſollt!
Trotz Erz und Marmor ſtürb' er doch,
Wenn Ihr ihn ſterben ließet;
Der ſchönſte Purpur iſt annoch
Das Blut, das Ihr als Lied vergießet!

Der Ruhm der Herrſcher wird verweht —
Lobpreiſ' ihn, wer da will!
Man jagt und ſpornt ihn, doch er ſteht
Mit ihrem Herzen ſtill.
O laßt ſie donnern fort und fort!
An ihrem Grab verhallt es.
Ihr Dichter, ſprecht Ein grollend Wort,
Und zu dem ew'gen Gotte ſchallt es!

Es hat dem Vogel in dem Neſt
Der Himmel nie gewankt;
Den Mächtigen dünkt er nur feſt,
So lang' der Thron nicht ſchwankt!
Palaſt und Purpur hin und her,
Ob Glanz ſie überſchütte —
Seid ſtolz, ſeid ſtolz, Ihr ſeid ja mehr;
Seid Ihr nicht Könige der Hütte?

Blitzt ewig nicht der Thau im Feld,
Gleich wie der Diamant?
Iſt nicht ob dieſer ganzen Welt
Ein Baldachin geſpannt?
Wiegt nicht die Rebe, die hinauf
An einem Strohdach gleitet,
Den unfruchtbaren Epheu auf,
Der ſich um Zwingherrnburgen breitet?

Hoch, Sänger, ſchlage Euer Herz,
Wie Lerchen in der Luft!
Es ruht ſich beſſer allerwärts,
Als in der Fürſtengruft.
Ein Liebchen, das die Treue bricht,
Iſt überall zu finden;
Verſchmähet mir die Ringe nicht,
Doch laßt Euch nie an Ketten binden!

Dem Volke nur ſeid zugethan,
Jauchzt ihm voran zur Schlacht,
Und liegt's verwundet auf dem Plan,
So pfleget ſein und wacht!
Und ſo man ihm den letzten Reſt
Der Freiheit will verkümmern,
So haltet nur am Schwerte feſt,
Und laßt die Harfen uns zertrümmern!

Anaſtaſius Grün.

Wien, 13. Februar 1840. Anaſtaſius Grün befindet ſich ſeit einigen Tagen hier, um ſich um den Kammerherrnſchlüſſel zu bewerben, da ſeine Frau, geborne Gräfin Attems, Sternkreuzordensdame wurde und doch nicht allein zu Hofe gehen kann. Der Graf ſoll dem Poeten völlig entſagt haben. Leipz. Allg. Z.

Ein heiß Gebet, befremdend wohl und neu,
Sei, Todesengel, heut' an Dich gerichtet:
Tritt in die Hütte, an die harte Streu,
In den Palaſt, und horch, wo Einer dichtet!
So lang er ſich und ſeinem Schmerze treu,
Bei ſeinem ſchönſten Lied werd' er vernichtet!
Für tauſend Tote will ich Thränen haben;
Doch Lebende lernt' ich noch nicht begraben!

Ein Fähndrich warf das Banner hin und floh,
Und hat ſein Heer, halb ſiegreich ſchon, verlaſſen.
Ich aber frage angſterfüllet: Wo,
Wo darf ich ferner lieben oder haſſen?
Ein Lied, begeiſtert, traurig oder froh —
Am Ende wird's ein Spottlied auf den Gaſſen!
Das wie ein Held gepanzert vorwärts drang,
Dein Lied, auch Deines, wär' der Lüge Klang?

O, ſage: Nein! O, ſage jenen Flachen,
Daß ewig Deiner Seele ſie nicht wert!
Die Freiheit träumte jüngſt noch vom Erwachen,
Als Du ein „neues Oſtern" uns beſcheert —
Behalt' das Ruder! ſteure fort den Nachen,
Blitz' durch die Finſterniß mit Deinem Schwert!
Du wollteſt in dem Rath der Spötter ſtehen?
Ich will Dich lieber auf dem Munkatſch ſehen!

Was gibt es wohl, das unverdorben bliebe,
Wo jene ſchwere Luft des Dünkels weht?
Zum Haſſe wird im Herzen dort die Liebe,
Vergiftet auf der Lippe das Gebet!
Kein Stern ſo ſchön, daß er nicht bald zerſtiebe,
Wenn er am Ordensſternenhimmel geht!
Und Alles um ein Weib? Soll ich es glauben?
Ein Weib darf Dich Dir ſelbſt — doch **uns** nicht rauben!

Darf man den Tempel um ein Weib entweih'n?
Mit einem Weib um goldne Götzen tanzen?
Du willſt nicht mehr ſo frei ſein, frei zu ſein?
Dein Schwert als Kreuzlein auf die Bruſt Dir pflanzen?
Ich ſuch' den Dichter nur in **unſern** Reihn —
Leb' wohl! Leb' wohl! Ich laß Dich Deinen Schranzen!
Schon hör' ich Dich: „Herz, Herz — nicht mehr ſo warm!
Wir geh'n zu Hofe — Gräfin — Ihren Arm!“

Béranger.

Frühling! Frühling! Die Feder wird zur Schwinge,
Und jedes Elend eine Seligkeit!
Frühling! Frühling! Der Griffel wird zur Klinge,
Die mutig die verjüngte Welt befreit!
Ein Lied mein Morgen- und mein Abendſegen,
Ein Lied für jeden Jubel, jedes Weh', —
Doch meiner Kränze ſchönſten laßt mich legen
Ums Silberhaar heut' meinem Béranger!

Er küßte jede Freiheit in der Wiege,
Er weinte jeder in die Grube nach;
Er war der zweite Held bei jedem Siege,
Er rief den Donner für Tyrannen wach;
Es wurde zur erſchütternden Lawine
Des holden Haubtes leichter Flockenſchnee;
Der Freiheit ewig unerſchöpfte Mine,
Es iſt das Herz von meinem Béranger.

Die von der Heimat Boden ſich verbannten,
Wo freier Seelen Opfer Nichts mehr nützt,
Und Ihr, des Czaren reinſte Diamanten,
Die er vor Dieben in Sibirien ſchützt,
Auf Deinen Bergen, kühner Suliote,
Du, Türk', in Deiner luftigen Moſchee,
Theilt heute zwiſchen Ihm und Eurem Gotte,
Theilt zwiſchen Gott und meinem Béranger!

Wer lag am Boden, den Er nicht erhoben?
Und weſſen Herz iſt ſeinem Lied zu klein?
Wo iſt die Hütte, drum er nicht gewoben
Hätt' einen Paradieſes-Heil'genſchein?
Du „Alter Vagabund", den ich dem Grabe
So grollend dort entgegenſchleichen ſeh', —
Heil, dreifach Heil dem morſchen Bettelſtabe,
Dem Aaronsſtab von meinem Béranger!

Frühling! die Gärten wollen Roſen tragen,
Die erſten flugs hier meinem Mann ums Haubt!
Die Nachtigall, die für Freiheit hat geſchlagen,
Hat an die Liebe glühend auch geglaubt.
Doch wollt' er einzig von der Liebe ſingen,
Daß auch die Liebe bei der Freiheit ſteh', —
Ein Schwert mit Roſen wollen wir ihm bringen,
Ein Schwert mit Roſen meinem Béranger!

Der Gang um Mitternacht.

Ich ſchreite mit dem Geiſt der Mitternacht
Die weiten ſtillen Straßen auf und nieder —
Wie haſtig ward geweint hier und gelacht
Vor einer Stunde noch! . . . Nun träumt man wieder.
Die Luſt iſt, einer Blume gleich, verdorrt,
Die tollſten Becher hörten auf zu ſchäumen,
Es zog der Kummer mit der Sonne fort,
Die Welt iſt müde — laßt ſie, laßt ſie träumen!

Wie all mein Haß und Groll in Scherben bricht,
Wenn ausgerungen eines Tages Wetter,
Der Mond ergießet sein versöhnend Licht,
Und wär's auch über welke Rosenblätter!
Leicht wie ein Ton, unhörbar wie ein Stern,
Fliegt meine Seele um in diesen Räumen;
Wie in sich selbst, versenkte sie sich gern
In aller Menschen tiefgeheimstes Träumen!

Mein Schatten schleicht mir nach wie ein Spion,
Ich stehe still vor eines Kerkers Gitter.
O Vaterland, dein zu getreuer Sohn,
Er büßte seine Liebe bitter, bitter!
Er schläft, — und fühlt er, was man ihm geraubt?
Träumt er vielleicht von seinen Eichenbäumen?
Träumt er sich einen Siegerkranz um's Haubt? —
O Gott der Freiheit, laß ihn weiter träumen!

Gigantiſch thürmt ſich vor mir ein Palaſt,
Ich ſchaue durch die purpurnen Gardinen,
Wie man im Schlaf nach einem Schwerte faßt,
Mit ſündigen, mit angſtverwirrten Mienen.
Gelb, wie die Krone, iſt ſein Angeſicht,
Er läßt zur Flucht ſich tauſend Roſſe zäumen,
Er ſtürzt zur Erde, und die Erde bricht —
O Gott der Rache, laß ihn weiter träumen!

Das Häuschen dort am Bach — ein ſchmaler Raum!
Unſchuld und Hunger theilen drin Ein Bette.
Doch gab der Herr dem Landmann ſeinen Traum,
Daß ihn der Traum aus wachen Aengſten rette;
Mit jedem Korn, das Morpheus Hand entfällt,
Sieht er ein Saatenland ſich golden ſäumen,
Die enge Hütte weitet ſich zur Welt —
O Gott der Armut, laß die Armen träumen!

Beim letzten Hauſe, auf der Bank von Stein,
Will ſegenflehend ich noch kurz verweilen;
Treu lieb' ich dich, mein Kind, doch nicht allein,
Du wirſt mich ewig mit der Freiheit theilen.
Dich wiegt in goldner Luft ein Taubenpaar,
Ich ſehe wilde Roſſe nur ſich bäumen;
Du traumſt von Schmetterlingen, ich vom Aar —
O Gott der Liebe, laß mein Mädchen träumen!

Du Stern, der, wie das Glück, aus Wolken bricht!
Du Nacht, mit deinem tiefen ſtillen Blauen,
Laßt der erwachten Welt zu frühe nicht
Mich in das gramentſtellte Antlitz ſchauen!
Auf Thränen fällt der erſte Sonnenſtrahl,
Die Freiheit muß das Feld dem Tage räumen,
Die Tyrannei ſchleift wieder dann den Stahl —
O Gott der Träume, laß uns Alle träumen!

Schlechter Troſt.

Du wirſt ein ſchöner Leben ſchauen,
Und ewig, ewig bleibt es Dein;
Man wird Dir goldne Schlöſſer bauen,
Nur — mußt Du erſt geſtorben ſein!

Du wirſt bis zu den Sternen dringen,
Und ſtellen Dich in ihre Reihn,
Von Welten Dich zu Welten ſchwingen,
Nur — mußt Du erſt geſtorben ſein.

Du wirſt, ein freier Brutus, wallen
Mit Brutuſſen noch im Verein,
All' Deine Ketten werden fallen,
Nur — mußt Du erſt geſtorben ſein.

Wenn Sünder in der Hölle braten,
So geheſt Du zum Himmel ein;
Du wirſt geküßt und nicht verrathen,
Nur mußt Du erſt geſtorben ſein. — —

Ob ihm der Oſt die Segel blähe,
Was hilft's dem morſchen, lecken Kahn?
Was hilft dem Vogel die Sonnennähe,
Den tot ein Adler tragt hinan?

Strophen aus der Fremde.

I.

Auf dem Berge.

Da wären ſie, der Erde höchſte Spitzen!
Doch wo iſt der, der einſt an ſie geglaubt?
Das Auge ſieht die Sonne näher blitzen,
Doch arm und ſonnenlos iſt dieſes Haupt.

Ich ſehe die granitnen Saulen ragen,
Und endlos wölbt das Blau ſich drüber hin;
Doch will das Herz mir tief beklommen ſchlagen,
Wie unter einem Königsbaldachin.

Hier wollte ich als frommer Parſe beten,
Hier ſingen nach der Sterne reinem Takt,
Hier mit der Donnerſtimme des Profeten
Gotttrunken jauchzen in den Katarakt.

Ich wollte – ja, ich habe mich vermeſſen –
In dieſen Bergen ſuchen mir mein Glück;
Ich wollte, ach! und konnte nicht vergeſſen
Die Welt, die ich im Thale ließ zurück.

O wie verl...gt mich nach dem Staub der Straſſen,
Dem Druck, der Not da unten allzumal!
Wie nach den Feinden ſelbſt, die ich verlaſſen,
Und nach der Menſchheit vollſter, tiefſter Qual!

Ihr glänzt umſonſt, ihr Purpurwolkenſtreifen,
Und ladet mich gleich ſel'gen Engeln ein;
Ich kann den Himmel hier mit Händen greifen,
Und möcht' doch lieber auf der Erde ſein.

II.

Ich möchte hingehn wie das Abendrot
Und wie der Tag mit ſeinen letzten Gluten —
O leichter, ſanfter, ungefühlter Tod! —
Mich in den Schoos des Ewigen verbluten.

Ich möchte hingehn wie der heitre Stern,
Im vollſten Glanz, in ungeſchwächtem Blinken;
So ſtille und ſo ſchmerzlos möchte gern
Ich in des Himmels blaue Tiefen ſinken.

Ich möchte hingehn wie der Blume Duft,
Der freudig ſich dem ſchönen Kelch entringet
Und auf dem Fittig blütenſchwangrer Luft
Als Weihrauch auf des Herren Altar ſchwinget.

Ich möchte hingehn wie der Thau im Thal,
Wenn durſtig ihm des Morgens Feuer winken;
O wollte Gott, wie ihn der Sonnenſtrahl,
Auch meine lebensmüde Seele trinken!

Ich möchte hingehn wie der bange Ton,
Der aus den Saiten einer Harfe dringet,
Und, kaum dem irdiſchen Metall entflohn,
Ein Wohllaut in des Schöpfers Bruſt verklinget.

Du wirſt nicht hingehn wie das Abendrot,
Du wirſt nicht ſtille wie der Stern verſinken,
Du ſtirbſt nicht einer Blume leichten Tod,
Kein Morgenſtrahl wird Deine Seele trinken.

Wohl wirſt Du hingehn, hingehn ohne Spur,
Doch wird das Elend Deine Kraft erſt ſchwächen,
Sanft ſtirbt es einzig ſich in der Natur,
Das arme Menſchenherz muß ſtückweis brechen.

Ufnau und St. Helena.

I.

Laut mit dem Schwall der Wogen ringend,
Durchzieht den See der ſtolze Dämpfer,
Und braust, das Schweizerbanner ſchwingend,
Dahin, ein zornentbrannter Kämpfer.

„Wenn wir an Ulrich Huttens Grabe,
Dort bei des Sees größter Breitung,
Dann rufe mich, mein Schifferknabe!“
Und weiter träumt' ich in der Zeitung.

Die Zeit, wie ſich gebührt, in Ehren,
Kann mich die Zeitung nie erfreuen;
Doch mag der Teufel ſie entbehren,
Der Menſch will nun einmal vom Neuen!

Frankreich! Ha — was wird dort verhandelt?
Gift? Dolch? Emeuten? Carbonaris?
Die Scene wiederum verwandelt?
Das Stück heißt Helena und Paris!

Sie haben ihren Unvergeßnen
Geraubt dem Schoos kryſtallner Wogen,
Den Helden aus dem Unermeßnen
In ihres Babels Koth gezogen.

Sie kamen über ihn im Schlafe,
Wie über Simſon die Philiſter;
Es triumphirt der große Sklave,
Und pfiffig lächelt ſein Miniſter.

Was Albion heilig, wird man leſen,
Das hat der Franken Volk vernichtet;
England ließ ruhig Ihn verweſen,
Wo Ihn der Weltgeiſt hingedichtet;

Wo Ihn des Meeres Flut umſchäumte,
Wo mit dem All Er im Vereine
Wohl oft von jenem Gothen träumte,
Deß Grab doch ſichrer, als das ſeine.

O Spott! es ſchleppt in ihre Mauern
Ein Häuflein dieſes Adlers Leiche;
Nicht Jubelſchall, nur banges Trauern
Sollt' herrſchen in der Franken Reiche.

Das eigne Volk ſaß zu Gerichte,
Des Kaiſers Zauber iſt geſchieden;
Es ſchläft die fränkiſche Geſchichte
Mit Ihm im Dom der Invaliden!

II.

Ufnau! Hier modert unſer Heiland,
Für's deutſche Volk an's Kreuz geſchlagen;
Ein deutſches Mekka wär' diß Eiland,
Hätt' Ihn kein deutſches Weib getragen.

Der Hutten iſt's, und Ihn erkür' ich
Zu meines Herzens erſtem Helden;
Mein Weltmeer ſei Dein See, o Zürich!
Von ſeinen Mähren laßt mich melden.

Der Hutten iſt's, ob den Deſpoten
Verachtet Ihr des Volkes Veſten;
Ihr bublet täglich mit den Toten,
Ach! und vergeſſet Eure Veſten.

Ihr weintet jener Hieroglife
Im Ocean manch verlorne Thräne,
Und ahntet nicht die Wundertiefe
Der reinen deutſchen Hippokrene.

Der Hutten iſt's, ihr Männer tretet
Heran zum Hügel des Verbannten!
Der Hutten iſt's, ihr Männer betet,
Und lernt ihn kennen, den Verbannten!

Die Freiheit ſchwanket zwiſchen Klippen
Umher auf ſteuerloſem Boote,
Schon nahn ſich ihr mit ekeln Lippen
Zum Kuſſe die Iſchariote.

Wir brauchen einen großen Schatten,
Deß Geiſt um unſre Waffen ſchwebe,
Der, wenn im Kampfe wir ermatten,
Uns Blut von ſeinem Blute gebe.

O glaubet nicht, daß ihr ihn fändet
Auf jenem Fels im fernen Meere;
Hier ist ein Grab, noch unentdeckter,
Hier ist der Stein der deutschen Ehre!

Wie zitterte manch stolzer Gräuel,
Als donnernd einst in böser Stunde,
Gleich Schwerterklang zu Luthers Bibel,
Das Wort erscholl aus Huttens Munde!

Das Wort, das, als die Zeit gekommen,
Als finstrer Wahn sie unterjochte,
So kühn für alle Welt gerufen,
So einsam an den Himmel pochte.

Ließ er sich von den Ketten wandeln,
Hat er darum sterben müssen,
Daß nun die Enkel feiger Heuchler
Den Mantel von Marengo küssen?

1808

Wie lang mit Lorbeern überschütten
Steht da die spanische Standarte?
Wann hängt einmal in deutschen Hütten
Der Hütten Hut des Bonaparte?

Jacta alea est.

Obgleich mein fromme Mutter weint,
Da ich die Sach' hätt g'fangen an:
Gott woll' sie trösten, es muß gahn,
Und sollt' es brechen auch vor'm End,
Will's Gott, so mag's nit werden g'wend't,
Darum will brauchen Füß und Händ.
Ich hab's gewagt.

U. Hutten.

Ich hab's gewagt! und meine Schiffe,
Die wallen fort;
Ich hab's gewagt! so steh' ich Rede
Im Mannenwort.
Und vor des Thrones Stufen,
Wenn ihr nach meinem Rechte fragt,
Will ich mit Hutten rufen:
Ich hab's gewagt!

Von geſtern iſt mein Brief und Siegel,
Mein Pergament;
Ich weiß, daß außer meinem Spiegel
Mich Niemand kennt.
Ihr laßt die Dämmrung gelten,
Bevor der helle Morgen tagt —
Wohlan — wer will mich ſchelten?
Ich hab's gewagt!

Ja, gibt der greiſe Knecht die Hölle
Dem Laſter frei,
Dann ſei der Jugend Glut die Hölle
Der Tyrannei.
Schaut her, die Ihr am Alten
Euch Euer Leben müde tragt,
Werft Euer Haubt in Falten:
Ich hab's gewagt!

Ich ſah in manch geprieſnem Tempel
Die Unnatur,
Auf manch erlauchter Stirn den Stempel
Des Kain nur;
Und ich ward ungeduldig,
Daß Alles zagt und Niemand klagt,
Ich donnerte ein: „Schuldig!“
Ich hab's gewagt!

Ich ſah viel feige Rieſen ſtrecken
Zu Boden ſich,
Manch übermütig Zwerglein recken
Sich fürchterlich;
Ich lacht' und ſprach: O Zwerge,
Ob ihr auch aus dem Kothe ragt,
Ihr ſeid drum keine Berge!
Ich hab's gewagt!

Ich ſah im Hoheprieſterkleide
Die Unvernunft,
Gleich Rohr zerbrechen ihre Eide
Die Henkerzunft;
Ich ſah von ſchnöden Hunden
Der Freiheit Edelwild gejagt,
Und wuſch ihm ſtill die Wunden:
Ich hab's gewagt!

Durft' ich an einer Marmorſaule
Ein Simſon ſtehn,
In meiner Fauſt Heraklis Keule
Zum Schwunge drehn,
Wenn die Paläſte brechen —
O Gott, was haſt du mir's verſagt? —
Zu den Deſpoten ſprechen:
Ich hab's gewagt!

An die Zahmen.

Die ihr im Abendſäuſeln ſchon
Des Herren Spur gewahrt,
Und denen er im Kräuſeln ſchon
Der See ſich offenbart —
O freut euch eurer Looſe,
Und dankt und laßt mich gehn!
Im wilden Sturmgetoſe,
Im Feuer nur, wie Moſe,
Mag ich den Herren ſehn!

So Einer glücklich, ſann' er ſich
In Frieden vor dem Haus;
Ich lobe mir den Donner, ich,
Des Sinai Gebraus.
Ich fühl's durch alle Nerven,
Durch alle Adern ſprühn:
Ich möchte Speere werfen,
Ich möchte Klingen ſchärfen,
Und thatlos nicht verglühn.

Nicht mehr an Blumenhügeln möcht'
Ich liegen auf der Wacht,
In eines Streithengſts Bügeln möcht'
Ich wiegen mich zur Schlacht,
Nicht mehr im Mondſchein wandeln,
Nicht länger ſchreiben mehr,
Ich möcht' nun einmal ſandeln,
Ich möcht' nun einmal handeln —
Auf! bringt mir Fahnen her!

Laßt endlich das Geleier ſein
Und rührt die Trommel nur!
Der Deutſche muß erſt freier ſein,
Dann ſei er Troubadour.
Im Freiheitsfeuertranke
Werd' unſer Reich erfriſcht,
Ihr ewiger Gedanke
Führ' unſer Schwert, das blanke,
Wenn's in die Feinde ziſcht!

Gegen Rom.

Noch einen Fluch ſchlepp' ich herbei:
Fluch über Dich, o Petri Sohn!
Fluch über Deine Cleriſei!
Fluch über Deinen Sündenthron!
Nur Gift und Galle war, o Pabſt,
Was Du vom Pol bis zu den Tropen
Der Welt mit Deinem Scepter gabſt,
Mit Deinem Scepter von Hiopen.

Weh Dir, Europa's Kanaan,
Das einen Brutus einſt gezeugt,
Und jetzt ſich vor dem Vatikan
Mit feigem Sklavengruße beugt;
Im Fleiſch der Menſchheit ward zum Pfahl
Die Wiege des Rienzi Gola,
Seit Luthern traf des Bannes Strahl
Und ſeit loyal dort nur Loyola.

Der Boden, der von Honig troſ,
Nur Thränen bringt er noch hervor,
Seit Heinrich in des Pfaffen Hof,
Ein Knecht im Büßerhemde, fror;
Sein Weihrauch iſt ein Grabgeruch,
Das Eden wurde zur Sahara,
Und zu Italiens Leichentuch
Die farbenglühende Tiara.

Doch ſpreiz' Dich nicht, Du ſtolzes Rom,
Dir iſt ein baldig Ziel geſetzt;
Du biſt ein längſt verſiegter Strom,
Der keines Kindes Mund mehr letzt;
Du biſt ein tiefgefallen Land,
Du biſt das auferſtandne Babel,
Der Trug iſt Deine rechte Hand,
Dein Schwert das Mährchen und die Fabel.

Und ob Du Diener Dir erkürſt
In aller Welt, Du mußt vergehn;
Es kann wohl ohne Kirchenfürſt
Der Geiſt, der heilige, beſtehn.
Du Autokrat im Höllenpfuhl,
Empfange noch mein letztes Beter:
Du Herrſcher auf St. Petri Stuhl,
Fürwahr! Du gleicheſt jenem Peter —

Dem keine Glut ins Antlitz flammt,
Wenn man ob Göttern hält Gericht,
Der, wenn man ſie zum Kreuz verdammt,
Noch ruft: „Ich kenn' die Menſchen nicht!“
Der, wenn die Erde ſelbſt ſich härmt
Und tief in ſich zuſammenſchaudert,
Am Feuer ſeine Hände wärmt
Und mit des Richters Mägden plaudert.

Du biſt kein Fels, wie Petrus war,
Du biſt nur feig und ſchwach, wie er;
Ein Morgenhauch bringt Dir Gefahr
Und ſtreut Dein Reich wie Sand umher!
Du wirſt erliegen, Lügenhirt,
Empören werden ſich die Denker,
Das Brauſen des Jahrhunderts wird
Zertrümmern ſeine letzten Henker!

An den König von Preußen.

Einſt hat ein beſſrer Mann gewagt,
Mit ſeinem Lied vor Dich zu treten;
Du kennſt Ihn, der ſo unverzagt
Die Tyrannei bei Dir verklagt
Und Dich um Deinen Schutz gebeten,
Um Schutz für jenes arme Land,
Das blutend vor dem Himmel ſtand
Und keine, keine Hülfe fand,
Als die Verzweiflung der Poeten.

O lebt' Er noch, er würde heut
Dich aus dem ſüßen Schlummer ſtören;
Ob alle Welt Dir Weihrauch ſtreut
Und jeden Siegerkranz Dir beut,
Sein ſtolzes Herz würd' ſich empören.
Er ſpräch' dem falſchen Jubel Hohn
Und nahte zornig Deinem Thron;
Tot iſt der Vater, und der Sohn,
Der Mächtige, müßt' Ihn hören.

Doch **Platen** ſchläft am fernen Meer,
Und Polen iſt durch uns verloren;
In Ehrfurcht tret' Ich zu Dir her,
Wirf nach dem Dichter nicht den Speer,
Weil eine Hütte ihn geboren,
Weil er vor Dir, dem Fürſt, den Mut,
Zu ſtehen für Dein eigen Gut,
Zu ſtehen für Dein eigen Blut,
Für's deutſche Volk, dem Du geſchworen!

Sieh, wie die Jugend ſich verzehrt
In Gluten eines Meleager,
Wie ſie nach Kampf und That begehrt —
O drück' in ihre Hand ein Schwert,
Führ' aus den Städten ſie ins Lager!
Und frage nicht, wo Feinde ſind;
Die Feinde kommen mit dem Wind:
Behüt' uns vor dem Frankenkind
Und vor dem Czaren, Deinem Schwager!

Die Sehnſucht Deutſchlands ſteht nach Dir,
Feſt, wie nach Norden blickt die Nadel;
O Fürſt, entfalte Dein Panier;
Noch iſt es Zeit, noch folgen wir,
Noch ſoll verſtummen jeder Tadel!
Fürwahr, fürwahr, Du thuſt nicht Recht,
Wenn Du ein moderndes Geſchlecht,
Wenn Du zu Würden hebſt den Knecht;
Nur wer ein Adler, ſei von Adel!

Laſſ', was den Würmern längſt verfiel,
In Frieden bei den Würmern liegen;
Dir ward ein weiter, höher Ziel,
Dir ward ein ſchöner Ritterſpiel,
Als krumme Lanzen grad' zu biegen.
Sei in des Herren Hand ein Blitz,
Schlag' in der Feinde ſchnöden Witz,
Schon tagt ein neues Auſterlitz,
Mögſt Du in ſeiner Sonne ſiegen!

Das rathlos auseinanderirrt,
Mein Volk ſoll Dir entgegenflammen;
Steh' auf und ſprich: „Ich bin der Hirt,
Der Eine Hirt, der Eine Wirt,
Und Herz und Haubt, ſie ſind beiſammen!"
Das Weſt und Oſt, das Nord und Süd —
Wir ſind der vielen Worte müd;
Du weißt, wonach der Deutſche glüt, —
Wirſt Du auch lächeln und verdammen?

Der Fiſcher Petrus breitet aus
Auf's Neue ſeine falſchen Netze;
Wohlan, beginn' mit ihm den Strauß,
Damit nicht einſt im deutſchen Haus
Noch gelten römiſche Geſetze!
Bei jenem großen Friedrich! nein,
Das ſoll doch nun und nimmer ſein.
Dem Pfaffen bleibe nicht der Stein,
An dem er ſeine Dolche wetze.

Noch iſt es Zeit, noch kannſt Du ſtehn
Dem hohen Ahnen an der Seite,
Noch kannſt Du treue Herzen ſehn,
Die gern mit Dir zum Tode gehn,
Zum Tod im heiligen Streite.
Du biſt der Stern, auf den man ſchaut,
Der letzte Fürſt, auf den man baut;
O eil' Dich! eh' der Morgen graut,
Sind ſchon die Freunde in der Weite.

Nun ſchweig', du ehernes Gedicht!
Des Fürſten Mund wird bitter ſchmollen.
Ich weiß, man hört die Sänger nicht,
Man ſtellt die Freien vor Gericht
Und wirft ſie in die Schar der Tollen.
Gleichviel — wie er auch immer ſchmollt,
Ich hab' gethan, was ich geſollt;
Und wer, wie ich, mit Gott gegrollt,
Darf auch mit einem König grollen.

Zuruf.

Schaut der Sonne Auferſtehn!
Strahlend blickt ſie in die Runde,
Strahlend, wie zur erſten Stunde,
Und hat vieler Jahre Leid geſehn.

Wie's auch ſtürme, haltet Stand,
Junge Herzen, unverdroſſen!
Der ihn einſtens ausgegoſſen,
Hat den Geiſt uns abermals geſandt.

Bald erſchallt in Oſt und Weſt
Jubel, millionentönig;
Freiheit heißt der letzte König,
Und ſein Reich bleibt ewig felſenfeſt.

Nimmer ſchwingt in unſrem Haus
Der Koſake ſeine Knute,
Unſre deutſche Zauberruthe
Schlägt noch manchen goldnen Frühling aus.

Junge Herzen, unverzagt!
Bald erſcheint der neue Täufer,
Der Meſſias, der die Käufer
Und Verkäufer aus den Tempeln jagt.

Und die Götter nicht allein,
Schon der Menſch wird heilig leben,
Prieſter nur wird's fürder geben,
Und kein Laie mehr auf Erden ſein.

Doch wie Donner iſt ſein Gang,
Und er naht nicht unter Pſalmen,
Und man ſtreut ihm keine Palmen,
Der Meſſias kommt mit Schwerterklang.

Darum legt die Harfen ab!
Laßt darin die Windsbraut ſpielen!
Unſer warten Thermopilen,
Perſer — und im Schatten manch ein Grab.

Sonette.

Aus einer größern Sammlung „Dissonanzen.“

I.

Was ſchmerzlich oft die Seele mir durchwühlte
Und drin in ſtillen Nächten ſich bewegte,
Wie meine Mutter mich, die Zeit, erregte,
Was ich für ſie, was ihr zum Trotz ich fühlte –

Hier iſt es, wie ich's aus der Bruſt mir ſpülte,
Wie ich's in ſcharfgeſchliff'ne Formen legte,
Vor roher Hand mit einem Zaun umhegte,
Beglückt, daß ich das Herz mir endlich kühlte.

Doch ſchaudert mich, ſo wild ſind meine Muſen,
Ein toll Geſchlecht, gleich jener Rotte Kora,
Abſcheuliche, verſteinernde Meduſen –

Allein nur zu — periculum in mora —
Fort mit den Ungeheuern aus dem Buſen,
Und aufgethan die Büchſe der Pandora!

II.

Ja, ich bekenn's, die Stimme Gottes iſt
Des Volkes Stimme! und wer ihr vertraut,
Der hat ſein Haus auf Felſen ſich gebaut,
Indeß der Zorn des Herrn die Frevler frißt.

Dem Sänger Heil, der ihrer nie vergißt,
Dem nur des Volkes Schmerz vom Auge thaut,
Der nicht im eignen Jammer ſich beſchaut
Und ſelbſtgefällig ſeine Silben mißt!

Doch ſollt' er drum nur Waffenträger ſein,
Der dienend hinter ſeinem Heere ſteht
Und, wenn es Not thut, reicht ein Schwert hinein?

Der nicht voran, ein Feuerzeichen, geht,
Und Seher iſt wie ſonſt? Ich rufe: Nein!
Und dreimal: Nein! und ſtimme für Profet!

III.

Der Gott des Friedens will uns nimmer ſegnen,
Den Oelzweig weinend auf die Seite legen;
Vom Nil zum Tajo höret man ſchon regen
Die Kriegsdämonen ſich, die wildverwegnen.

Und mancher ſieht im Geiſt nur Helden regnen,
Die ſollen auf den Spitzen ihrer Degen
Der Völker künftige Geſchichte wägen,
Und ſo dem Sturme ſtürmiſch auch begegnen.

Der Dichter aber denkt man nicht, der ſtillen,
Wenn blutig weithin ſich die Felder röten
Und Unheil alle finſtern Mächte brauen.

Und doch nur ſie verſtehn der Gottheit Willen;
Jetzt, eben jetzt ſind Seher uns vonnöten,
Den Flug der Adler wieder zu beſchauen!

IV.

An A. A. L. Follen in Zürich,

als er nach Deutſchland überſiedeln wollte.

Manch böſer Geiſt haust in Helvetiens Schlünden,
Manch ſchlimmer Pfaffe keucht den Berg hinan,
Der Teufel bricht ſich mit dem Kreuze Bahn,
Der Teufel in den frommen Thalesgründen.

Doch lieb' ich ſie mit allen ihren Sünden.
Ha! klebt nicht Winkelriedens Blut daran?
Hier iſt die Wüſte und das Canaan,
Um ein Profet der Welt das Heil zu künden.

Hier fliegen noch die Adler, mein Follen —
Hier rauſchen ſie noch über Deinem Haubte —
Was willſt Du tot ſie und gefangen ſehn?

O laß den Traum, an den der Jüngling glaubte,
Vergiß, wo friſche Alpenroſen ſtehn,
Der deutſchen Freiheit Roſe, die beſtaubte!

V.

Wer Etwas auf dem Herzen hat, der eile,
Es noch bei Zeiten vor ſein Volk zu bringen;
Schon rührt der Hader ſeine ſchwarzen Schwingen,
Schon liegt das Haubt des Friedens unterm Beile.

Der Henker harrt, daß er's vom Rumpfe theile,
Bald wird der Blutſtrahl in die Lüfte dringen,
Verharſchte Wunden werden wieder ſpringen,
Und fehlen wird der Arzt dann, der ſie heile.

Schon hör' ich ferne die Kanonen brummen,
Die Säbel klirren und die Trommeln ſchallen,
Kein Vogel will im Wald ſein Lied mehr ſummen.

Noch eine Nacht — die Würfel müſſen fallen;
Dann gibt's ein trübes, trauriges Verſtummen,
Des Hahnen Ruf verſcheucht die Nachtigallen.

VI.

Ich zähle gerne mit bei guten Chriſten
Und ſtreite ritterlich und ohne Wanken,
Wenn ſie uns wollen das Gemüt abdanken,
Die unausſtehlich pfiffigen Sophiſten.

Doch haſſ' ich das Gemüt der Pietiſten,
Das, frech getreten aus des Anſtands Schranken,
Uns möcht' die reinſten himmliſchen Gedanken
Mit ſeinen Nebelworten überliſten.

Auch mir hat ſich das Aug' ſchon oft genetzt,
Sah ich das Herz mißhandelt und zerſchlagen
Und von den Rüden des Verſtands gehetzt.

Es darf das Herz wohl auch ein Wörtchen ſagen;
Doch ward es weislich in die Bruſt geſetzt,
Daß man's ſo hoch nicht wie den Kopf ſoll tragen.

VII.

Nie wurden noch der Sylben mehr gemeſſen,
Und glaubt man unſerm kritiſchen Gerichter,
So wäre ſchier der dritte Mann ein Dichter
Von Thule bis zum Lande der Tſcherkeſſen.

Und Alle nur auf eitel Ruhm verſeſſen,
Ein jeglicher Poet begehret, ſpricht er
Zwei Verſe nur, gleich Publikum und Richter,
Und würd' ſein Pfeifen anders bald vergeſſen.

Doch mir däucht nur ein Dichter, der noch ſänge,
Der ſeinen Wohllaut noch verſtrömen müßte,
Wo keines Menſchen Stimme zu ihm dränge:

Im ſtillen Meer an unwirtbarer Küſte —
Zuhörer nur die wilden Felſenhänge —
Und in Arabiens grauenvoller Wüſte.

VIII.

Von Büchern liegt vor mir ein Perſerheer,
Doch keins kann mir den Unmut ganz verwiſchen;
Der will den Geiſt auf Reiſen ſich erfriſchen,
Der holt ſich ſeinen Helden über Meer.

Unwillig ſchwingt der Kritiker den Speer:
Warum die fremde Koſt auf unſern Tiſchen?
Warum nach Gold in fremden Flüſſen fiſchen?
Iſt unſre Heimat, unſer Herz ſo leer?

Geh' wieder in dein Kämmerlein und dichte!
Brauchſt keinen Turban, keine welſchen Blouſen;
Zünd' deinen Zunder an am eignen Lichte!

Greif', Sänger, wieder in den eignen Buſen,
In deines eignen theuern Volks Geſchichte!
Da, oder nirgends wohnen deine Muſen.

IX.

Den Naturdichtern.

Titan und Zwerg, das Große, wie das Kleine,
Iſt Poeſie, und Poeſie im Halme,
Wie in des Orientes ſtolzer Palme,
Und Poeſie noch in der Weiſen Steine;

Und Poeſie die Muck' im Sonnenſcheine,
Und Poeſie in eines Dampfſchiffs Qualme,
Und Poeſie auf einer Schweizeralme,
Und Poeſie vor Allem auch im Weine.

Wo Euch des Himmels heil'ge Luft umweht,
Da rauſcht die Poeſie mit ihren Schwingen;
Sie fehlet nie, oft fehlt nur der Poet.

Wie Gott, iſt ſie zuletzt in allen Dingen:
Doch wenn einmal ein Löwe vor Euch ſteht,
Sollt Ihr nicht das Inſekt auf ihm beſingen.

X.

Ein Glück, ihr Götter, oder nur ein Leiden,
Ein himmlisch würdig Leiden Eurem Sohne!
Im Grunde ist es doch die Dornenkrone,
Um die wir Eure Lieblinge beneiden.

Ich kann das Glück mit stummem Lächeln meiden —
Naht' ich mich je, ein Sklave, seinem Throne? —
Nur Eines wünsch' ich, daß ich einst nicht ohne
Des Unglücks Weihe mög' von hinnen scheiden.

Ich bin entsagend gern zurückgeblieben,
Wenn blühendrot das Volk sich auf den Straßen,
Mit seinen Dirnen schäckernd, umgetrieben;

Doch manch ein stilles Antlitz von den blassen,
War's auch nur um ein unglückselig Lieben,
Es mußte sich von mir beneiden lassen.

XI.

Shelley.

Um ſeinen Gott ſich doppelt ſchmerzlich mühend,
War er ihm, ſelbſterrungen, doppelt theuer,
Dem Ewigen war keine Seele treuer,
Kein Glaube je ſo ungeſchwächt und blühend.

Mit allen Pulſen für die Menſchheit glühend,
Saß immer mit der Hoffnung er am Steuer,
Wenn er auch zürnte, ſeines Zornes Feuer
Nur gegen Sklaven und Tyrannen ſprühend.

Ein Elfengeiſt in einem Menſchenleibe,
Von der Natur Altar ein reiner Funken,
Und drum für Englands Pöbelſinn die Scheibe;

Ein Herz, vom ſüßen Duft des Himmels trunken,
Verflucht vom Vater und geliebt vom Weibe,
Zuletzt ein Stern im wilden Meer verſunken.

XII.

Die Ihr voll Mut zu ſchleudern euch nicht ſcheutet
Ein blitzend Wort in unſres Lebens Schwule,
O Glück, wenn ihr euch auf dem Sterbepfühle
Vom Neid zerſtückter Kränze noch erfreutet!

Wie haben Ruhm in Scheffeln ſich erbeutet,
Die ruhig trabten ihren Weg zur Mühle
Und immer hübſch die trunkenſten Gefühle
Gleich tauben Blüten aus dem Korn gereutet!

Brauch' deine Hand, die iſt der Welt genug,
Und Kopf und Herz ſind beide überflüſſig;
Man will den Flaum vom Vogel, nicht den Flug.

Kannſt du nur dichten, gehe lieber müſſig;
Die Welt, die ſtets das Ungereimte trug,
Iſt des Gereimten ſchnell ſehr überdrüſſig.

XXIII.

[illegible]

XIII.

Und ich mir und der Seine Liebe schwur,
Und ich [illegible] meine Thränen sogen,
Die meine Liebste in den Augen zeigte,
Denkt alle mir den Schwur zu entgelten?

Und nur, wo Lust, die Treulose sich erfinden,
Und nur, wo Lust, die Falsche sich erzeigen,
Den Meineidigen muß jetzt zum Ziele dienen
Die rächende Gerechtigkeit, kommerzialisiertes Schwören.

Die große Zeit verschwemmt in Zeit,
Die wunder Tränen und die reinen Pacta,
Der Strenge Recht hat seine Ehrfurcht

Die Leidung ist nun Tanz, und nicht Pacta.
Wer hört nun noch Gelübde ohne Wanken?
Wer ist nun gut vor der Falschen Freundin?

XV.

Wie blinkend sie von eurem Ruder triefe,
    Die Perle kommt doch oft aus dunkler Quelle,
    Klar scheint in sicher Hand so manche Welle,
Die doch geschöpft aus grauenvoller Tiefe.

Schlicht, wie's auch einer Welt zuwiderliefe,
    Bau's Heiligthum sie von der blanken Schwelle,
    Das Glaubenswort mag faßlich sein und helle,
Der ganze Geist bleibt eine Hieroglyphe.

O denket immer bei des Dichters Pracht,
    Bei allen seinen funkelnden Gesteinen,
Daß ihre Mutter ist die heil'ge Nacht!

Dem Künstler mögt ihr zu verstehen meinen;
    Er selbst birgt sich ein Zwerg im Felsenschachte,
Der ewig sieht des Himmels Sterne scheinen.

XVI.

Ich kann oft Kurzweil am Strome ſtehen,
Wenn ich entfloh'n aus der Menſchen Bann;
Er plaudert hier, wie ein erfahrner Mann,
Der in der Welt ſich tüchtig umgeſehen.

Da ſchildert er mit ſeiner Jugend Mühen,
Wie er den Weg durch Klippen erſt gewann,
Ermattet drauf im Sande ſchier verrann,
Und jedes Wort fühl' ich zum Herzen gehen.

Wie wallt er doch ſo ſicher ſeine Bahn!
Bei allem Plänkeln, Hin- und Widerſtreifen
Vergißt er nie: „Ich muß zum Ocean!"

Du, Seele, nur willſt in der Irre ſchweifen?
O tritt, ein Kind, doch zur Natur heran,
Und lern' die Weisheit aus den Waſſern greifen!

XVII.

Die uns als wilde, rohe Zweifler haſſen,
Und trotz manch derben Fluch uns ſchon geſpendet,
Die frommen Leute — wie ſind ſie verblendet;
Der Glauben iſt's, von dem wir nimmer laſſen.

Sieht erſt der Frühling jubelnd durch die Straßen,
Wie wird des Herzens eitler Trotz gewendet,
Daß ſich's mit jedem Strauch nach oben wendet
Ein Stück des ſchönen Himmels zu erfaſſen!

Ja, naht des Jahres Fürſt mit ſeinem Hof,
Und jauchzt der Lenz auf Bergen und in Klüften,
Wo klagend kaum der Nebel niedertroſ —

Schlief' auch ſein Glaube dann in Todesgrüften,
Der ew'ge Fauſt, der ſtolze Philoſoph,
Er haſcht ihn wieder aus den blauen Lüften.

XVIII.

Der Tod, ihr Freunde, ja, der Tod ſoll leben!
Ich hab' ein glühend Lied in tiefſter Nacht
Dem treuſten Freund der Erde angefacht;
Die Toten will ich und den Tod erheben!

Wir ſind nur Kinder, die mit Widerſtreben,
Gleich Tropfen von dem Meer, ſich losgemacht,
Und die vom Tode werden heimgebracht
Und liebend an das All zurückgegeben.

Vernichtung dünkt Euch eine herbe Pille?
Doch — heiſcht' das Element nicht dieſen Zoll,
Das Sterben würde unſer eigner Wille.

Das Sterben macht das Leben ganz und voll;
Erſt ſei das Herz in unſrem Buſen ſtille,
Wenn's in der Bruſt der Menſchheit ſchlagen ſoll.

XIX.

Von Hermelin den Mantel umgeſchlagen,
Das trunkne Haupt weit über mir im Blauen,
Die Alpen wie ſo ſtolz darein ſie ſchauen,
Als wußten ſie, daß ſie den Himmel tragen!

Gleich leichtbeſchwingten Liebesboten jagen
Die Silberſtröme hin durch Nacht und Grauen,
Dem Oceane von den hohen Frauen
Manch einen ſehnſuchtsvollen Gruß zu ſagen.

Die Herden lauten und die Adler fliegen,
Das iſt ein ewig Rauſchen, ewig Rinnen,
Als könnt' das Leben nimmer hier verſiegen.

Laßt ſich ein ſchöner, ſchöner Bild erſinnen?
Und doch hab' ich das Schönſte noch verſchwiegen:
Den frommen, ſtillen Friedhof mitten drinnen!

XX.

Der Freiheit Prieſter, der Vaſall des Schönen,
So wird der Dichter in die Welt geſandt;
Ein Troubadour zieh' er von Land zu Land,
Das Herrlichſte mit ſeinem Lied zu krönen.

Die Heldenthat gewinn' in ſeinen Tönen
Für alle Zeiten ſicheren Beſtand,
Den eignen Kummer ſchreib' er in den Sand,
Des eignen Herzens mög' er ſich entwöhnen.

Ein Gärtner, dem der Garten nur gegeben,
Für fremde Buſen Blumen draus zu pflücken,
Ein Winzer, der für Fremde baut die Reben —

Sei all ſein Troſt, nur And're zu beglücken;
Dem armen Taucher gleich, wag' er das Leben,
Mit ſeltnen Perlen ſeine Zeit zu ſchmücken.

XXI.

O Freiheit, Freiheit! Nicht wo Hymnen ſchallen,
In reichgeſchmückten fürſtlichen Arkaden —
Freiheit! Du wohnſt an einſamen Geſtaden,
Und liebſt die Stille, wie die Nachtigallen.

Du ſcheuſt das Geräuſch der Marmorhallen,
Wo trunkne Schlemmer ſich im Weine baden,
Du läßt in Hütten dich zu Gaſte laden,
Wo Thränen in die leeren Becher fallen.

Ein Engel nahſt Du bei verſchloßnen Thüren,
Stellſt lächelnd Dich an Deiner Treuen Bette,
Und horchſt der himmliſchen Muſik der Kette.

Nicht ſtolze Tempel wollen Dir gebühren,
Drin wir als Opfer unſern Stolz Dir bieten —
Wärſt Du die Freiheit, wenn wir vor Dir knieten?

XXII.

Die Geſchäftigen.

Nicht Einen Hauch vergeuden ſie, nicht Einen,
Nein, Alles wird gleich für den Markt geboren,
Kein Herzensſchlag geht ohne Zins verloren,
Die Herren machen Brod aus ihren Steinen.

Sie machen Brod aus Lachen und aus Weinen —
Ich hab' mir die Beſchaulichkeit erkoren,
Und niemals ſtreng gerechnet mit den Horen,
Ich denke fromm: „Gott gibt's im Schlaf den Seinen!“

Ich kann des Lebens banggeſchäftig Rauſchen,
Dieß laute Thun und Treiben nicht verſtehn,
Und möcht' mein einſam Glück nicht drum vertauſchen.

Laßt mich die ſtillen Pfade weiter gehn,
Der Wolken und der Sterne Zug belauſchen,
Und ſchönen Kindern in die Augen ſehn!

XXIII.

Sei mir geſegnet, frommes Volk der Alten,
Dem unglückſelig ſein hieß: ſelig ſein,
Das jedes Haus, in das der Blitz ſchlug ein,
Für ein dem Zeus geweihetes gehalten!

Du fühlteſt wohl, des Himmels heimlich Walten
Enthüll' ſich den Geſchlagenen allein,
Und da leucht' erſt der Wahrheit voller Schein,
Wo ſich das Herz, der Wolke gleich, geſpalten.

O ſprecht, war's nicht zumeiſt des Unglücks Stunde,
Die Euch hinan zum Ewigen gehoben,
Der Himmelsoffenbarung klang vom Munde?

Der Frieden nicht, der Sturm trägt uns nach Oben,
Die höchſten Freuden ſind auf dunklem Grunde,
Gleichwie des Aethers Sterne, eingewoben.

XXIV.

Nimm nicht als Himmel an die Wolkenſchichte,
Erprobe ſelbſt Dein jugendlich Gefieder,
Wirf mutig in die ſchwanken Schalen nieder
Des Zweifels Deine eigenen Gewichte!

Erwärm' den Geiſt am ſelbſtgeſchaffnen Lichte,
Und forſche heut und forſche morgen wieder,
Senk' nie zufrieden Deine Augenlider,
Ruf' Deinen Glauben täglich zu Gerichte!

Doch was Du immer wageſt, o beſchönig's
Nie vor den Menſchen durch ein zagbaft Schweigen,
Bekenn' es mit dem Freimut eines Königs!

Ob ſie Dir flammend auch den Holzſtoß zeigen;
Mit Flammen tauft der Ewige den Phönix,
Der ſtolz ſoll über ihre Waſſer ſteigen.

XXV.

Am ſchönſten Tag um einen Wunſch betrogen,
Und eine Niete jede, jede Karte,
An meinem Schwerte Scharte nur an Scharte,
Wenn einmal aus der Scheide ich's gezogen.

Doch halt' ich mutig über allen Wogen
Die Poeſie, die leuchtende Standarte,
Durch ſie verſöhn' ich mein Geſchick, das harte,
Den rauhſten Sturm mit ihrem Regenbogen.

Nie tönte meine Leier Tod und Fluch,
Nie ſchnitt ich aus des Hyperioniden
Purpur ein traurig-düſtres Leichentuch;

Der Herr hat mir ein frommes Herz beſchieden,
Die Welt iſt mir ein heilig, heilig Buch,
Drin alle Blätter flüſtern: Frieden! Frieden!

XXVI.

Wir haben, was auch eine Sage ſchreibe,
Den Funken des Prometheus nicht gepachtet;
So tief wir unter uns das Weib geachtet,
Die reinſte Flamme wohnt in ſeinem Leibe.

Und wer dem ſelbſtiſch froſtigen Getreibe,
Das ihm des Herzens liebſte Kinder ſchlachtet,
Wer dieſer Kälte zu entrinnen trachtet,
Wo flöh' er hin, als zu dem treuen Weibe?

Ein Felſen iſt der Mann, der nur erglut,
Wenn trotzig er gen Himmel ſich erhoben,
Zurück ihm ſchleudernd ſeiner Sonne Strahlen;

Ein ſtiller See des Weibes weich Gemüt,
Das fromm in ſich empfängt das Licht von Oben,
Drin ſich die Himmel himmliſcher noch malen.

XXVII.

Tot iſt die Freundſchaft! wer mag ſie noch ſingen?
Mit manchen Göttern ward in unſern Tagen
Auch dieſe Göttin von dem Volk erſchlagen,
Und Niemand will ihr mehr ein Opfer bringen.

Allein mußt Du entfalten deine Schwingen,
Allein nach Deinen Idealen jagen,
Allein Dich auf die See des Lebens wagen,
Allein, allein nach Deinem Himmel ringen.

Der Alten denkt man wohl in manchen Stunden,
Und auch ihr Geiſt, ſo gern man ſich's verhehlte,
Iſt aus der Jugend noch nicht ganz verſchwunden;

Doch hin das Herrlichſte, was ſie beſeelte;
Würd' ein Ariſtogiton heut' gefunden,
Ich glaube, daß ihm der Harmodius fehlte.

XXVIII.

Einer Schriftſtellerin.

Du willſt den Lorber auf die Locken drücken,
Nicht einſam mehr in ſtillen Nächten beten,
Hin auf den Markt mit Deinen Thränen treten,
Ein müſſig Volk mit Deinem Schmerz beglücken?

Nur Roſen ſollten Deine Stirne ſchmücken,
Und nicht die Martyrkrone des Poeten,
Das iſt fürwahr der Mund nicht zum Profeten,
Und würd' mit Küſſen leichter uns entzücken.

Daß meine Nachtigall im Dunkeln bliebe!
Schwer wird die Höh', nach der Du ſtrebſt, erklommen,
Wär's auch, daß Dich ein ſtarker Genius triebe.

Nur Hekatomben werden angenommen
Auf dem Altar des Ruhms, auf dem der Liebe —
— O liebe! — iſt ein Schärflein auch willkommen.

XXIX.

Tief, tief im Meere ſprach einſt eine Welle:
Wie glücklich müſſen meine Schweſtern leben,
Die droben ſtrahlend auf und nieder ſchweben;
O dürft' ich einmal an des Tages Helle!

Wie ſie gebeten, ſo geſchah ihr ſchnelle,
Sie durfte aus dem dunkeln Schoos ſich heben;
Doch kaum war ihr Ein Sonnenſtrahl gegeben,
Lag ſie ſchon ſterbend an des Ufers Schwelle.

O mögen Alle doch ihr Schickſal loben,
Die ſtill geheim des Lebens Kreis beſchreiben
Und nie die Wut der offnen See erproben.

O mögen ſie in tiefer Nacht verbleiben,
Und ihrer Keiner ſtreben je nach oben,
Um mit den Winden auf den Sand zu treiben.

XXX.

Freiligrath.

Der Himmel fing von Neuem an zu blauen,
Der Winter ſich zum Abmarſch anzuſchicken,
Die Erde ſich mit jungem Grün zu ſticken,
Ich nahm Dein Buch, recht tief darein zu ſchauen.

Und mich erfaßt ein heimlich lüſtern Grauen;
Ich ſeh' die alten Straußenfedern nicken,
Und glaub' in Tauſend Eine Nacht zu blicken
Hier, denk' ich, wären ſo für mich die Frauen!

Da bringt mein Mädchen mir die erſten Veilchen,
Im blauen Shawl, im leichten Roſakleide,
Die weiche Hand das Einzige von Seide.

Dein Orient ruht wieder auf ein Weilchen;
Mein Herz, kaum nach der Fremde ſo begehrlich,
Bleibt gern im Lande nun und nährt ſich ehrlich.

XXXI.

Unſern Künſtlern.

Das Leben hat am Ende doch gewonnen,
Und all die überhimmliſchen Geſtalten,
Verklärten Leiber und verklärten Falten,
Die ſchattenhaft durchſichtigen Madonnen,

Aus Aetherduft und Veilchenblau geſponnen,
Die nur auf Roſen und auf Lilien wallten, —
Sie konnten ſich nicht mehr zuſammenhalten,
Und ſind in Andacht gottvollſt nun zerronnen.

Doch, liebe Künſtler, drum kein Klaggeſtöhn!
Die Erde mag noch viel des Guten treiben,
Verlaſſet nur die ſchroffen, kühlen Höh'n;

Sucht wieder Gott der Welt einzuverleiben!
Das Heilige gelingt ſo ſelten ſchön,
Das Schöne nur wird ewig heilig bleiben.

XXXII.

Wie Jakob hab' ich oft mit Gott gerungen,
Oft fühlt' ich meinen Glauben zweifelnd ſtocken,
Und oftmals haben Eure Kirchenglocken,
Ich läugn' es nicht, verdrießlich mir geklungen.

Ich habe gern mein eigen Lied geſungen,
Geſponnen gern von meinem eignen Rocken,
Bin nie nach eines Prieſters ſchmalen Brocken,
Ein hungeriger Zionsheld, geſprungen.

Doch ſcheint auch Ihr mir nicht vom beſten Stempel,
Und ſo verſchmerz' ich Euer pfäffiſch Schnauben
Und Euere für mich verſchloßnen Tempel.

Wär' ich wie Schlangen klug und fromm wie Tauben,
Würd' ich ein Heiliger gar zum Exempel —
Ihr ſteinigtet mich wohl um meinen Glauben!

XXXIII.

Ruſſophobie.

Die Einen:

Wie gehet Ihr nur ſo verkehrte Bahnen!
Ihr hättet beſſer ewig ſie gemieden,
Euch gänzlich von der Politik geſchieden,
Ihr Geiſterſeher, ihr Baſchkiromanen!

Ihr möchtet gern Europa's Zukunft ahnen?
Ich ſag' Euch, unſre Freiheit wird hienieden
Kein Czar an ſeinen Kaukaſus je ſchmieden,
Ihr Geiſterſeher, ihr Baſchkiromanen!

Die Andern:

Ihr werdet ſie zu frühe nur verlieren,
Und Euer Spott wird in ſich ſelbſt zu nichte,
Denn Alles, Alles deutet auf Baſchkiren.

Reißt man ſich nicht um ruſſiſche Gedichte?
Wird Raupach wohl umſonſt dramatiſiren
Schon jetzt die ganze ruſſiſche Geſchichte?

XXXIV.

Pferdeausfuhrverbot.

Wir müſſen uns bei Zeiten tüchtig rühren,
Und können drum, trotz manchem ſchönen Gulden,
Getreue Unterthanen, nimmer dulden,
Daß Franken Eure Pferde uns entführen.

Wir wollen nicht zu früh das Feuer ſchüren,
Wir thun nur, was wir unſern Liebden ſchulden,
Beſchloſſen demgemäß in allen Hulden,
Alſo zu ſteuern ſolchen Ungebühren:

Habt uns ein Aug' auf jede Mäklerſchar,
Daß ſie uns keinen Huf contrebandiren,
Vom Karrengaule bis zum Vairaktar!

Doch naht ſich eins von unſern Flügelthieren,
Die ſind zum Kriegsdienſt völlig unbrauchbar
Laßt ſie die Grenzen immerhin paſſiren!

XXXV.

Franz Dingelſtedt's Jordanslied.

Die Nachtigall hat für den Aar geſungen,
Der, fortgeflogen aus dem Alpenlande,
Verſchmachtend lag in unſrem deutſchen Sande,
Weil er ſich hatt' zu hoch hinangeſchwungen.

Wem wäre nicht ihr Lied ans Herz gedrungen,
Ihr grollend, rührend Lied von unſrer Schande?
Doch ſprecht, wann ſind bei uns des Freien Bande
Von eines Sängers Liede je geſprungen?

Du ſankeſt, ſchier ein Knecht, am Throne nieder,
Damit der Freie balder auferſtande;
Geh' hin, mein Freund, und frag' nach Jahren wieder!

Statt ſeiner Alpen bleiben ihm vier Wände;
Die Macht, ſie lächelt über Deine Lieder,
Und waſcht noch, ein Pilatus, ſich die Hände.

XXXVI.

Ludwig Uhland.

Nur ſelten noch, faſt graut's mir, es zu ſagen,
Nehm' ich der Freiheit Evangelium,
Den Schatz von Minne und von Ritterthum
Zur Hand in unſern hartbedrängten Tagen.

Wie hab' ich einſt ſo heiß dafür geſchlagen!
Wie haſtig dreht' ich Blatt um Blatt herum!
Ich kann nicht mehr — ich kann nicht — ſei es drum!
Es ſoll doch Niemand mich zu ſchelten wagen.

Ein ander Haſſen und ein ander Lieben
Iſt in die Welt gekommen, und von allen
Sind wenig Herzen nur ſich gleich geblieben.

So ſind auch Deine Lieder mir entfallen;
Ein einziges ſteht feſt in mir geſchrieben;
Kennſt Du das Lied: „Weh Euch, Ihr ſtolzen Hallen!“

XXXVII.

Deutsche und französische Dichter.

Gemälde, Spiegel, Uhren und Tapeten,
Und rings, wie bei dem türkischen Sultane,
Von Sammt und Seide strotzende Divane,
Auch Kruzifixé, nie davor zu beten.

So lieben's überm Rheine die Poeten;
Ums Haubt gewunden farbige Turbane,
Durch Wolken Weihrauchs rauschend im Kaftane —
Sind das noch Dichter, noch Anachoreten?

Hoch über meinem Volk, in der Mansarde,
Umduftet von des Gartens blühndem Flieder,
Am Hut von Rosen eine Festkokarde.

Indeß die jungen Spatzen auf und nieder
Vorm Fenster schildern, eine Ehrengarde —
So schreib' Ich für mein deutsches Mädchen Lieder.

XXXVIII.

O hätten ſie mir doch ihr Ohr geliehen
In jenen erſten unglückſel'gen Stunden,
Da ich die Spur der Herrlichen gefunden,
Und ſprach: Ihr Freunde, laßt mich weiter ziehen!

Sie lachten aber meiner nur und ſchrieen:
Pah! ein Paar kleine, leichte Liebeswunden?
Der Vogel iſt nun einmal feſtgebunden,
Und ſoll ſo bald nicht wieder uns entfliehen.

Jetzt wollen Alle die Gefahr erkennen;
Sie führen mir den Engel aus dem Haus,
Da mir die Kraft verſagt, um mich zu trennen.

Lauft darauf alle Weisheit denn hinaus?
Ihr laßt den Schmetterling getroſt verbrennen,
Und löſcht voll Mitleid dann die Kerzen aus!

XXXIX.

O heiſſ' mich nicht von Deinem Antlitz fliehn,
Auf dem der Liebe heilige Gedanken
Gleich goldnen Sternen auf und nieder ſchwanken,
Die ſtill und furchenlos am Himmel ziehn!

Hier iſt mein' Tempel und hier will ich knien,
Um dieſen Altar meine Arme ranken,
In dieſen Armen meinen Göttern danken,
Daß ſie mir ihre Seligkeit verliehn!

Biſt Du, mein Herz, ſelbſt wider dich im Bunde?
Was ſoll der volle ſchäumende Pokal,
Was die Unendlichkeit dem Mann der Stunde?

Begehre nicht die Herrlichkeit zumal!
Bitt' um Ein Wort nur aus dem lieben Munde,
Ein halbes Lächeln, Einen Sonnenſtrahl!

XL.

Ob die Locken eine Glorie quellen
Um Dein Antlitz und Du himmlischmild
Auf mich blickst, ein stumm Marienbild,
Das zwei blaue Sterne fromm erhellen,

Ob Dein Haar in ungebundnen Wellen
Um den Nacken flutet, stolz und wild,
Und Dein Aug' ein harter Demantschild,
Dran die kühnsten Wünsche jach zerschellen;

Ob ich sehe mit dem Heil'genscheine
Dich, ob mit des Unmut's düstrer Falte,
Ewig, ewig fleh' ich nur das Eine:

Daß Dein schöner Mund doch nie erkalte,
Daß Dein schönes Auge niemals weine,
Und mir Gott Dein schönes Herz erhalte.

XLI.

„Eins — zwei — drei — vier — nun, eine hübſche Schar!
Mein guter Freund, Ihr treibt das Ding ins Große;
Heut' iſt es dieſe, Morgen jene Roſe:
Mit Eurem Herzen ſteht es ſonderbar."

Der Dichter iſt der Sultan Scheriar,
Und liebt, wie dieſer Herr, das Grandioſe;
Der ruht' auch zweimal nie im ſelben Schooſe,
Bis er Scheherezaden ward gewahr.

Ich ſah wohl manch ein ſchönes Angeſicht,
Das ich beſungen und belobt; nur ſchade,
Das, was ich ſuchte, war es immer nicht.

Und Alles, Alles mord' ich ohne Gnade,
Was meinem Ideale widerſpricht:
Wann kommſt Du endlich, o Scheherezade?

XLII.

Ich thue Jedermänniglich zu wiſſen,
Daß ich den finſtern Unmut ſehr bereue
Und mich von Herzen meines Lebens freue,
Daß ich erlöst von allen Kümmerniſſen.

Mein liebes Fiſchchen hat nun angebiſſen
Und ſchwört mir über alle Maßen Treue,
Es herzt und herzt und herzt mich ſtets aufs Neue,
Und druckt mich ſchmeichelnd in die Sophakiſſen.

Ich lad' Euch, meine Freunde, ſämmtlich ein,
Mir eine frohe Stunde 'mal zu ſchenken;
Doch laßt mir dann die tolle Frage ſein:

Wann wir uns wohl zu ehlichen gedenken?
So lange noch der ganze Himmel mein,
Will ich mich nicht auf Haus und Hof beſchränken.

XLIII.

Ich ſtand auf einem Berg, da hört' ich ſingen
Zur Linken plötzlich ernſte, trübe Lieder;
Ein Opfer war es für die Erde wieder,
Ich kannte wohl der Glocken dumpfes Klingen.

Zur Rechten ſah ich einen Säugling bringen;
Wie eines Schmetterlinges bunt Gefieder,
Viel luſt'ge Bänder wehten auf und nieder,
Ein Glöckchen wollt' vor Freude ſchier zerſpringen.

Die Andacht wagt' kein Weſen rings zu ſtören:
Die Herden hielten ſtill auf ihren Weiden,
Wie fromme Beter flüſterten die Föhren.

Als ob die Glocken ſich umarmt, die Beiden,
Konnt' ich bald Einen ſüſſen Klang nur hören
Und Tod und Leben nicht mehr unterſcheiden.

XLIV.

Erreichbar nur dem Sturm und Sonnenbrand,
Von keines Wandrers Fuße umgebogen,
In ſcheuen Kreiſen nur vom Aar umflogen,
Wie ein Johannes in der Wüſte, ſtand

Ein Blümchen einſt auf kahler Alpenwand;
Der Himmel hatte, doppelt ihm gewogen,
Es ſeinem Herzen näher auferzogen,
Doch nur mit Klagen ſchaut' es in das Land.

„Warum, o Gott, in eines Felſen Schoos?
Warum, o Gott, mir ſolch ein einſam Loos?
Was ſterb' ich nicht in holder Schweſtern Mitten?"

Still, meine Blume, ſtill! Was klagſt Du noch?
Wohl biſt Du einſam, aber ſicher doch
Vor Menſchenhänden und vor Menſchentritten.

XLV.

Der Gefangene.

Der uns die Freiheit einſt ſo kühn gelehret,
Hört ihr ihn hinter jenem Gitter wohl,
Dran ſpottend noch des Glaubens rauh Symbol,
Manch eiſern Kreuz, das ihm die Flucht verwehret?

Das alſo iſt der Lohn, der ihm beſcheeret
Ward von dem angebeteten Idol?
Die Wangen blaß, die Augen trüb und hohl,
Die Augen, die er — nicht zum Himmel kehret.

Seit Jahren ſah er keine Wolke ſchweben,
Seit Jahren kein Geſtirn in blauer Ferne
Die goldne, thaubeglänzte Schwinge beben.

Die Erde — ach! er ließ' ſie Euch ſo gerne;
Doch ſprecht, ihr Herrn, wer hat Euch Macht gegeben,
Die Hand zu legen auf des Himmels Sterne?

XLVI.

Einem Schauſpieler.

Ja, ich will Kugeln gießen aus den Lettern,
Hör' ich die Stunde der Erlöſung ſchlagen,
Und Du auch wirſt in ſolchen großen Tagen
Die Welt nicht ſuchen mehr auf Deinen Brettern.

Gilt es, der Erde Götzen zu zerſchmettern,
Ich kenne Dich, Du wirſt Dein Leben wagen.
Wer unſers Friedens drückend Joch getragen,
Dem graut auch wahrlich nicht vor Sturm und Wettern.

Bis dahin aber opfere dem Schönen
So treu, wie jetzt, und heiſſe nicht deſpotiſch
Dein Herz zu früh deſſelben ſich entwöhnen.

So Manche macht die Freiheit jetzt zelotiſch,
Daß ſie, Barbaren gleich, die Kunſt verhöhnen;
Sei lieber göthiſch, theurer Freund, als gothiſch!

XLVII.

Nach langem Ringen iſt der Tag gewichen;
Ein reizend Weib im leichten Silberflor,
Tritt Luna hinter dem Gebirge vor,
Der Oſtwind iſt ihr neckend nachgeſtrichen.

Und eine bunte Schar von wunderlichen
Geſtalten taucht vor meinem Blick empor,
Sie kommen zaghaft, wie ein Mädchenchor,
Und wie auf Reben zu mir angeſchlichen.

Ein Rauſchen naht von tauſend, tauſend Schwingen,
Ich fühl', wie Geiſter meine Stirne küſſen
Und mir die Hände legen auf das Haubt.

Ich hör' die Sterne aus den Lüften ſingen:
„Wohl dem, den wir noch wachen Augs begrüſſen,
Der an die Nacht, die heilige, noch glaubt!“

XLVIII.

Hölderlin.

Den Klugen leiten ſicher ſtets die Horen,
Nur mit dem Genius ſpielen oft die Winde;
Daß er, ſo Glück, wie Unglück, früher finde,
Wird er mit Schwingen in die Welt geboren.

Doch bleibt ihm treu die Gottheit eingeſchworen;
Sie legt am böſen Tag dem armen Kinde
Mit weicher Hand ums Aug' des Wahnſinns Binde,
Daß es nie ſehe, was das Herz verloren.

Die Götter haben freundlich Dein gedacht,
Die Du ſo fromm gehalten einſt in Ehren,
Und lebend ſchon Dich aus der Welt gebracht.

Nichts Irdiſches kann fürder Dich verſehren,
Und reiner, denn ein Stern zum Schooß der Nacht,
Wirſt Du zurück zur großen Mutter kehren.

[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]

C.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

11.

Desdemona's Lament um Othello.

(Shakespeare, Othello, IV. 3. 1st Scene.)

Mein Schicksal ist — es hat schon manche Zähre
Die schwarzen Nächte Elendes mir benetzt,
Hat mir den Jüngling schnöde Pein bereitet,
Er konnte Pein ich thun der milde Knabe.

Die Winde haben oft Pfeifen Rauhe
Wundervoll Liebeslieder hingeweint,
Ich' wo ein Ich das andre unterdrückt,
Wie wenig ich, was ich zu Unrecht habe!

Wenn ich mich je Treulosigkeit wandt,
Ja auch in Worten Gedanken nur erfänden,
Sag ich vor Allem Gottes Ewger Tagelicht.

Doch hat es nicht, wer Pein, den Herz bewegen,
Der Leere Leeren Meinung auch mit Recht,
Der auch in Herrlichkeit im Leben bringen.

LII.

Grabschrift.

Sein oder Nichtsein ist hier keine Frage;
Ich bin gewesen, was ich konnte sein.
Kein Schelm und Schuft, bei Gott! ein Narr allein,
Der auch sein Lämpchen brannt' am hellen Tage.

Kein Turner, aber doch von deutschem Schlage;
Und wär' mein Vers wie meine Hände, rein,
So ruhete diß dichterlich Gebein
Dereinst in einem stolzen Sarkophage.

Ich nahm das Leben für ein Würfelspiel,
Das Keinem seine stete Gunst geschworen,
Doch oft hatt' ich der Augen noch zu viel;

Ich trieb's, ein Thor, wie tausend andre Thoren,
Und, glücklicher als weiland Freund Schlemihl,
Hab' niemals meinen Schatten ich verloren.

Zum Andenken

an

Georg Büchner

den Verfasser von Danton's Tod.

Zürich, im Februar 1841

I.

So hat ein Purpur wieder fallen müſſen!
Haſt eine Krone wiederum geraubt!
Du ſchonſt die Schlangen zwiſchen Deinen Füßen
Und trittſt den jungen Adlern auf das Haubt!
Du läßt die Sterne von dem Himmel ſinken
Und Flittergold an Deinem Mantel blinken!
Sprich, Schickſal, ſprich, was haſt Du dieſen Tempel
So früh in Schutt und Aſche hingelegt?
So rein und friſch war dieſer Münze Stempel —
Was haſt Du heute ſchon ſie umgeprägt?
O theurer, als im goldenen Pokale
Einſt jene Perle der Kleopatra,
Lag eine Perle in dem Haubte da;
Der Mörder Tod ſchlich nächtlich ſich in's Haus,
Der rohe Knecht zerbrach die zarte Schale
Und goß den hellen Geiſt als Opfer aus. —

Mein Büchner tot! Ihr habt mein Herz begraben!
Mein Büchner tot, als ſeine Hand ſchon offen,
Und als ein Volk ſchon harrete der Gaben,

Da wird der Fürſt von jähem Schlag getroffen;
Der Jugend fehlt ein Führer in die Schlacht,
Um einen Frühling iſt die Welt gebracht;
Die Glocke, die im Sturm ſo rein geklungen,
Iſt, da ſie Frieden läuten wollt', zerſprungen.

Wer weint mit mir? Nein, — Ihr begreift es nicht,
Wie zehnfach ſtets das Herz des Dichters bricht,
Wie blutend, gleich der Sonne, nur ſich reißt
Von dieſer Erde — ſtets ein Dichtergeiſt,
Wie immer, wo er von dem Leib ſich löste;
Sein eigner Schmerz beim Scheiden war der größte.
Ein Scepter kann man ruhig fallen ſehn,
Wenn einmal nur mit ihm die Hand geſpielt,
Von einem Weibe kann man lächelnd gehn,
Wenn man's nur einmal in den Armen hielt;
Der Todesſtunde Qual ſind jene Schemen,
Die wir mit uns in unſre Grube nehmen,
Die Geiſter, die am Sterbebette ſtehn,
Und uns um Leben und Geſtaltung flehn,
Die ſchon die junge Morgenröte wittern
Und ihrem Werden bang entgegen zittern,

Des Dichters Qual die ungeborne Welt,
Der Keim, der mit der reifen Garbe fällt.

Ich will Euch an ein Dichterlager bringen. -
Seht mit dem Tod ihn um die Zukunft ringen,
Seht seines Auges letzten Fieberstrahl,
Wie es so trunken in die Leere schaut
Und drein noch sterbend Paradiese baut!
Die Hand zuckt nach der Stirne noch einmal,
Das Herz pocht wilder an die schwachen Rippen,
Das Zauberwort schwebt auf den blassen Lippen —
Noch Ein Geheimniß möcht' er uns entdecken,
Den letzten, größten Traum in's Dasein wecken. —
O Herr des Himmels, sei ihm jetzt nicht taub!
Noch eine Stunde gönn' ihm, o Geschick!
Verlösche uns nicht des Propheten Blick!
Umsonst — es bricht die müde Brust in Staub,
Und mit ihr wieder eine Freiheitsstütze,
Auf's stille Herz fällt die gelähmte Hand,
Daß sie im Tod noch vor der Welt es schütze;
Und die so reich vor seinem Geiste stand,
Er darf die Zukunft nicht zur Blüte treiben,

Und ſeine Träume müſſen Träume bleiben;
Ein unvollendet Lied ſinkt er in's Grab,
Der Verſe ſchönſten nimmt er mit hinab.

Du flammſt nun wieder nach durchbrochner Schranke
In Gottes Haubt ein leuchtender Gedanke;
Am kalten Herde ſitzen wir allein,
Und weinen in die Aſche ſtill hinein.
O, mein Jahrhundert, ſammle ſie geſchwind, —
Er war ein Held, und mehr: Er war Dein Kind!
An Deiner Bruſt haſt Du ihn aufgeſaugt,
Dein Banner einzig hat er ja geſchwenkt;
Vor Dir allein hat er ſein Knie gebeugt,
Vor Dir, vor Dir allein ſein Schwert geſenkt;
Für Dich und mit Dir hat er kühn geſtritten,
Für Dich und mit Dir hat er treu gelitten;
Um Deinetwillen ſtieß ſein Vaterland
Ihn aus, gleich wie der Mutterborn die Welle,
Daß ſie am fremden, freudenloſen Strand
Mit allen Himmeln in der Bruſt zerſchelle.
An fremdem, freudenloſem Strande, ja!
Denn weißen Herz ſtand hier dem ſeinen nah?

Wo scheu der Mensch den Fuß vom Boden hebt,
Und Fels und Stein allein nach oben strebt?
Wo doppelt, doppelt schön der Aether blaut
Und doppelt tief der Mensch zu Erde schaut,
Wo stolze Adler ihre Heimat haben,
Und wo am Ruder sitzen doch die Raben.
Der Alpen Kind, wie ist Dein Ruf verhallt!
Einst groß, wie sie, und jetzt, wie sie, nur kalt!

II.

Gleich Rosenbauch auf einer Jungfrau Wangen
Seh' ich den Abend im Gebirge prangen,
Im zarten Dufte glühen sie vor mir
Die Gletscher, denen treu die Sonne hier
Ihr erstes und ihr letztes Lächeln zeigt,
Und aus den Flammen wie ein Phönix steigt
Der Mond mit silberstrahlendem Gefieder,
In jede Woge taucht sein Bildniß nieder.

Ob ſtumm ſie ruht, ob leuchtend ſie ſich bricht,
Sie wird verklärt und er vergißt ſie nicht;
So mag der Geiſt der Welt in unſer Denken,
In jede Blüte, jede Bruſt ſich ſenken.
Dem Mond ſtreut ſtill mit ſchmeichelnder Geberde
Goldwölkchen auf die Bahn des Abends Wehn
Gleich Blumen, doch nicht Blumen dieſer Erde,
Die welken müſſen, ehe ſie vergehn;
Dort in den Nachen wirft mit kalter Hand
Sein letztes Gold, das herbſtlich gelbe Land,
Und meine Seele ſieht in ſüßer Ruh
Der Perlen Träufeln von den Rudern zu,
Wie ſie von Ringen hin zu Ringen tönen,
Ein fliegendes Symbol der Ewigkeit,
Und endlich ſich, von jeder Form befreit,
Geſtaltlos mit dem Element verſöhnen.
O Geiſt, der über dieſen Waſſern lebt,
Der hier aus dieſen kühlen Gründen thaut,
Der aus der Tiefe Himmel wiederblaut,
Du Geiſt des Friedens, der mich jetzt umſchwebt,
Der ſich den Aether maßlos läßt entfalten,
Der Erde ſtillen Drang zum Lenz geſtalten —

So liebend heut die Luft des Vogels Schwingen,
Der Harfe Ton, um d'rin ſich auszuklingen —
Was haſt Du uns um dieſen Stern betrogen,
Und, eh' es tagen wollte, uns entzogen
Den Genius, der Dir ſo rein verwandt,
Sich in Dein All, wie Hauch in Hauch empfand,
D'rein wie in einer Blume Kelch ſich ſenkte,
Und d'raus ein Herz, ſo gottesdurſtig, tränkte?
Du haſt ein Auge der Natur genommen,
Das ihr in ihre tiefſte Seele ſah,
Um einen Beter biſt Du ſelbſt gekommen —
Um einen Beter? ei, ſo ſtaunet, ja!
Um keinen Beter, ruhig, ſicher, ſtill, —
Die Flamme bebt, wenn ſie nach oben will!
Um keinen Beter — nein, um keinen Wurm —
Es tobt das Meer und lobt den Herrn im Sturm!
Der Blumen ſchönſte brauchet einen Dorn,
Ein edles Herz zu Schutz und Trutz den Zorn;
Manch heiß Gebet hüllt ſich in einen Fluch,
Wie unſre Hoffnung in das Leichentuch.

III.

Was er geſchaffen, iſt ein Edelſtein,
D'rin blitzen Strahlen für die Ewigkeit;
Doch hätt' er uns ein Leitſtern ſollen ſein
In dieſer halben, irrgewordnen Zeit,
In dieſer Zeit, ſo wetterſchwül und bang,
Die noch im Ohr der Kindheit Glockenklang,
Und mit der Hand ſchon nach dem Schwerte zittert,
Zur Hälfte tot, zur Hälfte neugeboren,
Gleich einer Pflanze, die den Frühling wittert
Und ihre alten Blätter nicht verloren.
Er hätte — aber gönnt ihm ſeine Ruh!
Die Augen fielen einem Müden zu;
Doch hat er, funkelnd in Begeiſterung,
Vom Himmelslichte trunken, ſie geſchloſſen,
Der Dichtung Quelle hat ſich voll und jung
Noch in den ſtillen Ocean ergoſſen.
Und eine Braut nahm ihn der andern ab;
Vor der verhaucht er friedlich ſanft ſein Leben,
Die Freiheit trug den Jünger in das Grab,
Und legt ſich bis zum jüngſten Tag daneben.
Auch nicht allein iſt er dahingegangen,

Zwei Pfeiler unſrer Kirche ſtürzten ein;
Erſt als den freiſten Mann die Gruft empfangen,
Senkt man auch Büchner in den Totenſchrein.
Büchner und Börne! — Deutſche Dioskuren,
Weh', daß der Lorber nicht auf deutſchen Fluren
Für ſolch geweihte Häupter wachſen darf!
Der Wind im Norden weht noch rauh und ſcharf,
Der Lorber will im Treibhaus nur gedeihen,
Ein freier Mann holt ſich ihn aus dem Freien!

O bleibe, Freund, bei deinem Danton liegen!
's iſt beſſer, als mit unſern Adlern fliegen. —
Der Frühling kommt, da will ich Blumen brechen
Auf Deinem Grab und zu den Deutſchen ſprechen:
„Kein Held noch, noch kein Riska oder Tell?
Und Eure Trommel noch das alte Fell?“

Schlußlied.

Was ſoll der Becher,
Ihr tobenden Becher,
Was ſoll die funkelnde Flaſche
In Eurer Hand?
Es trauert in Sack und Aſche
Das Vaterland.

Was ſoll, ihr Bräute,
Das Jubelgeläute?
O heißt die Roſen erblaſſen
Am deutſchen Strand?
Vom Bräutigam iſt verlaſſen
Das Vaterland.

Was soll, ihr Fürsten,
Nach Kronen das Dürsten?
Zerreißt die goldenen Schnüre,
Das Prunkgewand!
Es friert vor Eurer Thüre
Das Vaterland.

Was macht, ihr Pfaffen,
Euch also zu schaffen?
Was soll uns jetzo das Beten?
O eitler Tand,
So lang in den Staub getreten
Das Vaterland!

Weh Euch, ihr Reichen,
Die nicht zu erweichen!
Ihr zählt die Rubel, die runden,
Im Sonnenbrand
Der Lazarus seine Wunden,
Das Vaterland.

Weh Euch, ihr Armen!
Was heiſcht Ihr Erbarmen?
Es liegen viel Edelſteine
Vor Euch im Sand,
Auch meine Thränen, auch meine,
Ums Vaterland.

Doch Du, o Dichter,
Biſt nimmer der Richter!
Gebeut der fertigen Zungen,
Gebeut ihr Stand!
Dein Schwanenlied iſt geſungen
Dem Vaterland.

Inhaltsverzeichniß.

	Seite.
An den Verſtorbenen. 1841.	7
An Frau Carolina S. in Zürich. 1841.	13
Leicht Gepäck. 1840.	17
Wer iſt frei? 1841.	20
Arndt's Wiedereinſetzung. 1841.	23
Gebet. 1841.	26
Der letzte Krieg. 1841.	29
Der ſterbende Trompeter. 1840.	32
Reiterlied. 1841.	34
Rheinweinlied. Okt. 1841.	36
Das freie Wort. 1841.	38
Der beſte Berg. 1841.	41

Seite

Drei Gutenbergslieder. (Juni 1840.) 43

Die Jungen und die Alten. 1840. 48

Proteſt. 1841. 50

Aufruf. 1841. 53

Neujahr. 1841. 56

Frühlingslied. 1841. 60

Der Freiheit eine Gaſſe! 1841. 64

Vive le Roi! 1840. 67

Vive la République. 1840. 70

Dem deutſchen Volk. 1841. 73

Das Lied vom Haſſe. 1841. 76

Geſang der Jungen bei Amneſtirung der Alten. 1841. . . . 79

An die deutſchen Dichter. 1840. 82

Anaſtaſius Grün. 1840. 86

Beranger. 1840. 89

Der Gang um Mitternacht. 1840. 92

Schlechter Troſt. 1840. 96

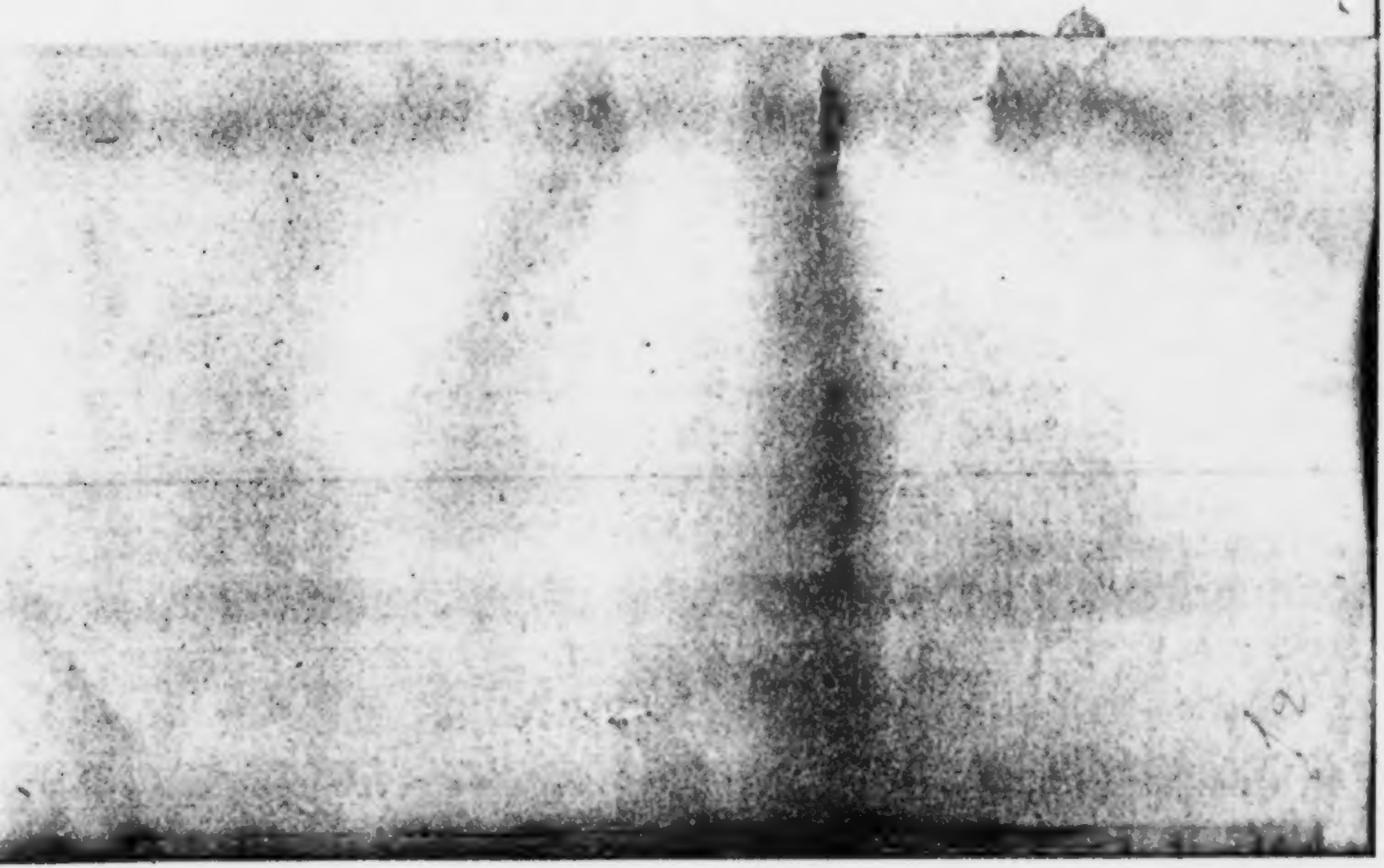
Strophen aus der Fremde. I. II. 1839. 98

Ufnau und Helena. 1841. 102

	Seite
Jacta alea est. 1841.	109
An die Zahmen. 1841.	113
Gegen Rom. 1841.	116
An den König von Preußen. 1841.	120
Zuruf. 1841.	126
Sonette. (Aus einer größern Sammlung „Diſſonanzen.“) I. bis I.II. (Herbſt. 1840.)	131
Zum Andenken an Georg Büchner. 1841.	183
Schlußlied. 1841.	191

Avis in Betreff etwaiger Druckfehler.

Voll von Fehlern iſt diß Buch;
Freiheit ſteht auf jeder Seite;
Gleichviel — gebt ihm Euern Fluch
Oder Segen zum Geleite!
Für das Sündenregiſter
Sorge der deutſche Philiſter.



Gedichte

eines

Lebendigen.

Druck von Joh. Fr. Hes.

Gedichte

eines

Lebendigen.

Zweiter Band.

Zürich und Winterthur,
Verlag des literarischen Comptoirs.
1844.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

An die deutſche Jugend.

Bei Gelegenheit der Verbannung von Robert Prutz.

Ihr ſpottet unſer, ſtolze Würdenträger?
Baut nicht zu viel auf Euer Ahnenſchild!
Vielleicht noch **einen** Tag die wilden Jäger,
Vielleicht ſchon Morgen das gejagte Wild!
Mit manchem Worte wollt' Er Euch bedeuten,
Mit manchem Wort zu Frommen Euch und Nutz:
Ihr aber **zwangt** den Dichter, Sturm zu läuten —
Nimm, deutſche Jugend, nimm ſein Lied in Schutz!

Ich ſpielte freilich nur auf Einer Saite,
Die Euch, erlauchte Herren, ſtets mißfällt:
Doch rief nicht **ich**, bei Gott! nicht **ich** zum Streite,
Zum Streite ruft der neue Geiſt der Welt!
Und jauchzt das Volk und ſchwingt es ſeine Mützen,
Wollt Ihr den Leiermann drum ächten? Thut's!
Der Adler weiß die Nachtigall zu ſchützen —
Nimm, deutſche Jugend, unſer Lied in Schutz!

Leicht können wir der Fürſten Gunſt entbehren
Für **eines** Bettlers Herz, das wir gerührt!
Sie ſoll mich auch in Zukunft ſingen lehren,
Die mir die Hand zum erſten Lied geführt:
All' meine Schätze leg' ich ihr zu Füßen:
Die **Freiheit** iſt ein Weib und liebt den Putz.
Ja wohl! ich werd' ihr Sklave bleiben müſſen, —
Nimm, deutſche Jugend, nimm mein Lied in Schutz!

Sie, die kein Wetter aus dem Schlafe rüttelt,
Die Treibhauspflanzen, die ein Mädchen hegt,
Indeß der Sturm die Brüder draußen schüttelt:
Die Dichter haben nie dein Herz bewegt;
Du lächelst ob der Demuth unsrer Alten,
Und willst nur Zorn und kühner Worte Trutz;
Zwar hinkt mein Vers, doch ist er ohne Falten, —
Nimm, deutsche Jugend, nimm mein Lied in Schutz!

Gleich wie die Lerche grüßt den ersten Funken,
Der aus dem Aug' des jungen Tages bricht:
So macht ein Strahl von Hoffnung schon mich trunken,
Ich brauch' die Sonne der Erfüllung nicht.
„Es **muß** geschehn, und darum **wird's** geschehen!"
Schriebst Du nicht also, mein geliebter Trutz?
Kein Korn der Freiheit darf verloren gehen —
Nimm, deutsche Jugend, unser Lied in Schutz!

Morgenruf.

Die Lerche war's, nicht die Nachtigall,
Die eben am Himmel geſchlagen:
Schon ſchwingt er ſich auf, der Sonnenball,
Vom Winde des Morgens getragen.
Der Tag, der Tag iſt erwacht!
Die Nacht,
Die Nacht ſoll blutig verenden. —
Heraus, wer an's ewige Licht noch glaubt!
Ihr Schläfer, die Roſen der Liebe vom Haubt,
Und ein flammendes Schwert um die Lenden!

Die Lerche war's, nicht die Nachtigall:
Erhebt euch vom Schlummer der Sünden!
Schon wollen die Feuer sich überall,
Die heiligen Feuer entzünden.
Frisch auf und die Waffen gefeit!
Der Streit,
Der Gottesstreit soll beginnen.
Hinweg aus des Liebchens rosigem Arm
Und hinein in der Feinde gepanzerten Schwarm
Und auf fliegenden Rossen vonhinnen!

Die Lerche war's, nicht die Nachtigall:
Kein Küssen gilt es und Kosen,
Sie singt von nahendem Donnerhall,
Sie singt von des Schlachtfelds Rosen,
Den Rosen, damit in Todeslust
Die Brust,
Die Brust der Helden sich schmücket.
Drum auf und wohlan: bis frei die Welt,
Sei der Himmel ein einig Kriegergezelt
Und der Dolch der Rache gezücket!

Die Lerche war's, nicht die Nachtigall:
So laß, o Jugend, dein Träumen!
Und wie von den Bergen mit Jubelschall
Die muthigen Wasser entschäumen,
Und wie sie jagen in's tiefste Thal
Den Strahl,
Den silbernen Strahl durch's Gelände:
So gieb ihr dein Blut, so gieb ihr dein Wort,
Daß die Erde nicht ganz und gar verdorrt,
So gieb ihr dein Herz und die Hände!

Die Lerche war's, nicht die Nachtigall:
Die kecke Gespielin der Wolke
Fliegt jauchzend hinter dem Sonnenball,
Hoch über dem staunenden Volke;
Und unter dem Scheffel bleibt auch nicht
Das Licht,
Das Licht der Freiheit verborgen;
Viel tausend Herzen sind angefacht,
Und preiset die Liebe die Sterne der Nacht:
Die Völker, sie preisen den Morgen.

Im Frühjahr.

Luſtig auf! die Erde glänzt,
Ein gefüllter Freudenbecher,
Und der trunkne Himmel kränzt
Sich ſein Haubt, ein froher Zecher.

Ueppig hat ein Blüthenleib
Um die Bäume ſich ergoſſen,
Gleich als hielt' ein junges Weib
Jeder in den Arm geſchloſſen.

Sternenauf und sternenab
Tausend leuchtende Gefieder,
Rosen trägt das finstre Grab
Und die Kreuze sinken nieder.

Duft und Klang und Vogelsing,
Balsam, wo die Blicke weilen,
Und doch Alles nicht genug,
Um — ein krankes Volk zu heilen.

Husarenlied.

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

Am Berge liegt nur kur Chronik,
Der Zeit nur wenig Spuk;
Als wären hin, wie selten her,
Die ernsten nur'n Gespenst.

Und ob sie auch manch düstres Blatt
Die Vergangenheit gerettet,
Gedenken heutzu nur der Stadt
Gestalten in den Betten.

Der ist ein Leben auf der Straße,
Ein Lachen und Gehupe!
Der gibt in Hülle in heißen Sälen
Vergnügen sich zuviel!

Der Himmel wölbt sich ausgeblasen
Als ein Zeremonienhaus;
Gelangweilt fliegen Krähen
Und krächzen rauh'n Gruß!

Champagnerlied.

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

Was kümmern uns die Kronen und die Fürſten?
Gott ſegne unſern Herrn!
Wir wollen was zu trinken, wenn wir dürſten,
Wir gehen All' ſo gern.
Laßt uns die Hände reichen
In trautem, friſchem, fröhlichem Verein!
Die Reben, nicht die Eichen,
Die ſollen unſer Zeichen,
Ja, Zeichen ſein.
Schenkt ein! Schenkt ein!

Die Sündfluth brachte einſtens zu verwaſchen
Des Herren liebſten Sohn:
Da barg er flugs den Witz in einer Flaſchen,
Der grauſen Fluth zum Hohn.
Wir haben ſie gefangen!
Heraus den Witz, die Weisheit heut' hinein!
Der Witz ſoll heute prangen,
Die Weisheit ſoll gefangen,
Gefangen ſein.
Schenkt ein! Schenkt ein!

Laßt den Philiſter mit dem Leben fahren —
Er iſt ein armer Mann.
Soll ich zu Waſſer in den Himmel fahren,
Wenn ich's im Feuer kann?
Juhe die Narrenſchelle!
Die Jugend iſt ein Glas Champagnerwein:
Drum will ſie ſchnelle, ſchnelle,
Gleich friſch an ihrer Quelle,
Getrunken ſein.
Schenkt ein! Schenkt ein!

Die Epigonen von 1830.

Paris, Nov. 1841.

I.

Geſchworen hatt' ich in der Stille:
Nein, keine Verſe in Paris!
Doch dieß die Wiege der Camille?
Und Mirabeau's Tribüne dieß?

Und dieß die Stadt, drin ſich geſchlagen
Ein Volk im Juliſonnenbrand?
Und dieß das Grab, draus nach drei Tagen
Der Chriſt der Freiheit auferſtand?

Die Täuſchung ward mir ſchnell benommen,
Sie fällt vom Auge Stück für Stück;
Ich bin ſo durſtig hergekommen,
Und kehre ohne Trunk zurück.

Gern auf die Knie' wär' ich geſunken —
Sind eure Buden ein Altar?
Nicht eine Flamme, nicht ein Funken,
Wo des Jahrhunderts Krater war!

Geſchändet ſelbſt die kalte Lave,
In die ſo heilig Blut gethaut,
Daß ihr nun, wie Neapels Sklave,
Drauf eurer Wolluſt Reben baut!

O nehmt ſie fort, die Trikolore,
Die eurer Väter Thaten ſah,
Und ſchreibet warnend an die Thore:
„Hier iſt der Freiheit Gruft!“

II.

Kaum haben ſie noch Mondenſcheine
Vor ihrem Gas und Kerzenlicht,
Die Thränen ſelbſt ſind falſche Steine
Und lohnen ihre Faſſung nicht.

Gemalt ſind ihre ſchönſten Roſen
Und kaum die Dornen ächt daran —
So ſtürmen ſie, die Ruheloſen,
Auf ihrer ausgetretnen Bahn.

Das iſt ein Schachern, ein Erwerben,
Ein Räderraſſeln Tag und Nacht —
Ich möcht' in dieſer Stadt nicht ſterben,
Die auf den Gräbern Hochzeit macht.

Welch Glück, daß ihr in dem Getriebe
Mein deutſches Spinnrad nicht vermißt,
Daß ihr nicht ahnt, was deutſche Liebe,
Nicht ahnt, was deutſche Narrheit iſt!

Die drei Zeichen.

1812.

Drei Zeichen hat uns Gott beſtellt,
Daß wir die Herren dieſer Welt:
Das iſt der goldne Wein,
Das iſt durch's Land der grüne Strom,
Das iſt der hohe hell'ge Dom,
Der Dom zu Köln am Rhein.

O Traubenblut, o adlig Blut!
Wer ſchafft wie du ſo kühnen Muth,
So friſch und froh Gedeihn?
Der Meiſter, der den Plan gemacht,
Hat ſicher ihn beim Wein erdacht,
Den Dom zu Köln am Rhein.

Dir, deutſcher Strom, den zweiten Gruß!
Von freien Alpen kommt der Fluß
Um deutſches Land zu frein;
Kann ich ſein Rauſchen recht verſtehn,
So heißt's: Ich will ihn fertig ſehn,
Den Dom zu Köln am Rhein.

Ja, wie der Meiſter dich erſchaut,
Bis zu den Sternen auferbaut
Sollſt du, o Tempel, ſein!
Damit man einſt am jüngſten Tag
Noch ſingen und noch ſagen mag
Vom Dom zu Köln am Rhein.

Was will des Teufels Witz und Spott?
Es kehret ſchon der rechte Gott
Auch bei den Deutſchen ein;
Nur friſch, Geſellen, friſch zur Hand!
Macht Platz für's ganze Vaterland
Im Dom zu Köln am Rhein.

Jordan.

Und wieder ob den Landen
Lag jüngſt ein ſchwerer Bann:
Da iſt ein Mann erſtanden,
Ein ganzer, deutſcher Mann;
Ein Deutſcher und ein Freier,
Wer hätte das gedacht?
Daß ſelbſt die deutſche Leier
Aus ihrem Schlaf erwacht.

Ein Deutſcher und ein Freier,
Was ihr wohl ſelten ſchaut;
Ja wohl, ein kühner Freier
Um eine ſtolze Braut:
Der ſchwur gar laute Fehde
Der trotzigen Gewalt,
Daß rings von ſeiner Rede
Das Echo widerhallt:

„Mög' euch der Herr behüten
Der Kronen lichten Glanz:
Doch flechtet aus den Blüten
Auch endlich einen Kranz;
Um all die deutſchen Sonnen
Muß auch Ein Himmel ſein,
Er muß zu Einer Tonnen,
Der deutſche Feuerwein."

„Drum kommt, ihr Herrn, geſchwinde,
Laßt uns zur Taufe gehn:
Bei einem ſchönen Kinde
Sollt ihr Gevatter ſtehn!
Wollt ihr den Namen wiſſen?
Einheit, der ſoll es ſein;
Ihr bindet in die Kiſſen
Ihm wohl die Freiheit ein?“

„Und was ihr ſonſt verſprochen,
Gebt auch die Rede frei!
Er wird ja doch zerbrochen,
Der Stab der Tyrannei;
Nie wird ſich mehr erheben
Bis zu des Adlers Neſt
Die Weſpe, die ihr Leben
Mit ihrem Stachel läßt.“

„Es wird zunichte werden,
Der Sklaverei Phantom,
Und frei rauſcht durch die Erden
Der Freiheit Alpenſtrom;
Der Strom, der ſich ſein Bette
Nur tiefer, tiefer wühlt,
Bis er die letzte Kette
Der Menſchheit fortgeſpült.“

„Vertraut doch eurem Volke,
Dem Seemann, der nie irrt
Und weiß, was euch die Wolke
Am Abend bringen wird,
Dem Schnitter, der die Garbe,
Die reife, wohl erkennt,
Dem Krieger, den die Narbe
Vor jedem Treffen brennt!“

„Es kommt ein Sturm, drum gehen
Die Seelen auch ſo hoch,
Ihr müßt das Steuer drehen:
So hört, ihr Fürſten, doch!
Hier hilft kein Compaßregeln,
Hier hilft am Strand kein Thurm;
Wollt ihr noch weiter ſegeln,
So ſegelt mit dem Sturm."

So rief er laute Fehde
Der trotzigen Gewalt,
Daß noch von ſeiner Rede
Das Echo widerhallt.
Den Weiſen, den Geehrten,
Hat's aber mißbehagt:
Gleich jenen Schriftgelehrten,
Wenn ſie der Herr gefragt.

Die deutſche Flotte.

Erwach', mein Volk, mit neuen Sinnen!
Blick' in des Schickſals goldnes Buch,
Lies aus den Sternen dir den Spruch:
Du ſollſt die Welt gewinnen!
Erwach', mein Volk, heiß' deine Töchter ſpinnen!
Wir brauchen wieder einmal deutſches Linnen
Zu deutſchem Segeltuch.

Hinweg die feige Knechtsgeberde;
Zerbrich der Heimat Schneckenhaus,
Zieh' muthig in die Welt hinaus,
Daß sie dein eigen werde!
Du bist der Hirt der großen Völkerheerde,
Du bist das große Hoffnungsvolk der Erde,
Drum wirf den Anker aus!

War Hellas einst von bessrem Stamme,
Als du? von bessrem Stamme Rom?
Daß Hermann, dein gepries'ner Ohm,
Mein Volk, dich nicht verdamme —
Hinaus ins Meer mit Kreuz und Oriflamme!
Sei mündig und entlaufe deiner Amme,
Wie seinem Quell dein Strom!

Wohl ist sie dein, die schönste Flotte,
Die je ein sterblich Aug' entzückt:
Der Münster Schiffe, wie geschmückt
Hast Du sie deinem Gotte!
Du lächelst ob der Feinde schwachem Spotte,
Wenn sie auf schwankem Brett, die freche Rotte,
Die Frucht der Erde pflückt.

Auch dieſe Frucht ſollſt du erſiegen,
Wenn erſt das Salz dein Ruder netzt,
Und all die Sterne, die ſich jetzt
Stolz über'm Haubt dir wiegen,
Gleich ſchmucken Sklaven dir zu Füßen liegen;
So zwiſchen zweien Himmeln hinzufliegen —
Diß Ziel iſt dir geſetzt!

O blick' hinaus ins Schrankenloſe!
Beſtürmt dein Herz nicht hohe Luſt,
Wenn, wie an einer Mädchenbruſt
Die aufgeblühte Roſe,
Die Sonne zittert in des Meeres Schooße?
Und rauſchen nicht der Tiefe tauſend Moose
Dir zu: du mußt! du mußt!?

Gleicht nicht das heil'ge Meer dem weiten
Friedhof der Welt, darüber hin
Die Wogen Decken von Rubin
Und grüne Hügel breiten?
Um deiner Todten Aſche mußt du ſtreiten!
Ha! ſchlummern nicht aus deiner Hanſa Zeiten
Auch deutſche Helden drin?

Wiegt ſich nicht auf kryſtallnem Stuhle
Im Meer der Nereïden Schaar,
Die ſich ihr Schickſal Jahr um Jahr
Abſpinnt von goldner Spule?
Lockt ſie dich nicht, der Becher nicht von Thule,
Das wilde Meer, der Freiheit Hohe Schule,
Lockt dich nicht die Gefahr? —

Das Meer wird uns vom Herzen ſpülen
Den letzten Reſt der Tyrannei,
Sein Hauch die Ketten wehn entzwei
Und unſre Wunden kühlen.
O laßt den Sturm in euren Locken wühlen,
Um frei wie Sturm und Wetter euch zu fühlen:
Das Meer, das Meer macht frei!

Kühn, wie der Adler kommt geflogen,
Nimmt der Gedanke dort den Lauf,
Kühn blickt der Mann zum Mann hinauf,
Den Rücken ungebogen.
Noch ſchwebt der Geiſt des Schöpfers auf den Wogen,
Und in den Furchen, die Columb gezogen,
Geht Deutſchlands Zukunft auf.

Wie dich die Lande anerkennen,
Soll auch das Meer dein Lehen ſein,
Das alle Zungen benedein
Und einen Purpur nennen.
Er ſoll nicht mehr um Krämerſchultern brennen —
Wer will den Purpur von dem Kaiſer trennen?
Ergreif' ihn, er iſt dein.

Ergreif' ihn, und mit ihm das Steuer
Der Weltgeſchichte, faſſ' es keck!
Ihr Schiff iſt morſch, ihr Schiff iſt leck,
Sei Du der Welt Erneuer!
Du biſt des Herrn Erwählter und Getreuer;
O ſprich, wann lodern wieder deutſche Feuer
Von jenes Schiffes Deck?

Hör', Deutſchland, höre deine Barden:
Dir blüht manch luſtig Waldrevier —
Erbaue ſelbſt die Segler dir,
Der Freiheit beſte Garden,
Mit eignen Flaggen, eigenen Kokarden;
Bleib' nicht der Sklave jenes Leoparden
Und ſeiner ſchnöden Gier!

Wen bittrer Armut Noth erfaßte,
Und wer verbannt die See durchwallt,
Daß heiße Sehnſucht nicht zu bald
Die Seele ihm belaſte:
Dem ſel's beim Schwanken einſt der deutſchen Maſte,
Als ob er träumend noch zu Hauſe raſte
Im kühlen Eichenwald.

Es wird geſchehn! ſobald die Stunde
Erſehnter Einheit für uns ſchlägt,
Ein Fürſt den deutſchen Purpur trägt,
Und Einem Herrſchermunde
Ein Volk vom Po gehorchet bis zum Sunde;
Wenn keine Krämerwage mehr, wie Pfunde,
Europa's Schickſal wägt.

Schon ſchaut mein Geiſt das nie Geſchaute,
Mein Herz wird ſegelgleich geſchwellt,
Schon iſt die Flotte aufgeſtellt,
Die unſer Volk erbaute;
Schon lehn' ich ſelbſt, ein deutſcher Argonaute,
An einem Maſt, und kämpfe mit der Laute
Ums goldne Vließ der Welt.

Bei Hamburgs Brand.

Ein freies Wort in Hamburg's Flammen!
Denn in den Flammen seht ihr's gern;
Es wird mich Fürst und Volk verdammen
Und doch — ich find' kein Lied, ihr Herrn;
Kaum will ein Laut sich in mir regen,
Ein Laut für den Philisterſegen,
Der aus der heißen Asche bricht;
Laßt mich ein Sprüchlein niederlegen:
Bewahrt das Feuer und das Licht!

Ihr wißt, ich bin ein ſchlechter Reimer,
Dieß liegt trotz eurer Nacht am Tag;
Doch iſt mein Vers kein Waſſereimer,
Den man zum Löſchen füllen mag;
Ich jauchzte, als die Feuerzungen
Jüngſt ſo beredt durch's Land geklungen,
Ja, Feuer! rief noch mein Gedicht;
Ich hab' den Stürmen zugeſungen:
Bewahrt das Feuer und das Licht!

Manch trocken Auge ward gefeuchtet,
Manch kalte Seele wurde heiß,
Und glühend hat das Eis geleuchtet,
Das ſtarre, deutſche Gletſchereis;
Der Bund der Eintracht ward beſchworen,
Das Feuer hat uns neu geboren,
Des Rheines Waſſer konnt' es nicht —
O ſei kein Funke drum verloren:
Bewahrt das Feuer und das Licht!

Laßt ſie von Land zu Lande wallen,
Die Glut, die uns ſolch Hell gebar;
Laßt alle, alle Tempel fallen,
Doch jede Seele werd' Altar.
„Mehr Licht!“ nur Licht kann uns erretten,
Nur Feuer tilgt das Mal der Ketten,
Das Feuer halte ſein Gericht.
Auf Feuer will die Freiheit betten:
Bewahrt das Feuer und das Licht!

Eine Erinnerung.

Als Polens letzte Schlacht verloren,
Da ging's hinunter an den Rhein,
Und auf den Bergen ward geschworen:
„Wir wollen freie Männer sein!“
Und tief im Thal hört man's gewittern,
Und durch die Lande fliegt ein Wort,
Daß freudig alle Herzen zittern —
Ein böser Traum! und jenen Rittern
Ist hinter sieben Eisengittern
Der Jugend Blüte schnell verdorrt

Wohl viel hat uns der Tod genommen,
Mehr noch das Leben uns geraubt;
Doch drum, ihr Brüder, unbeklommen,
Noch trägt die Freiheit ſtolz ihr Haubt!
Uns blieb ihr Bild — was liegt am Rahmen?
Wen wird das ſchlechte Holz gereu'n?
Laßt ſie vergehn, die großen Namen!
Sie werden kommen, wie ſie kamen,
Und neue Helden, neuen Samen
In unſrer Todten Aſche ſtreu'n.

Noch giebt's ja Prediger vom Berge
Für die man ſchon die Dornen flicht,
Doch freilich! dieß Geſchlecht der Zwerge
Verſtehet ihre Sprüche nicht;
Die tief im Witz begraben liegen,
Die hohen Herrn verſtummen hier —
Kein Bücken gilt's mehr und kein Biegen,
Die Freiheit ruft ſchon an den Wiegen:
„In meinem Zeichen müßt ihr ſiegen!“
In ihrem Zeichen ſiegen wir.

Wie Zeus durch den Olympus ſchreitet
Mit Donnern, naht der große Tag:
Ob aller Welt wird er verbreitet,
Daß alle Welt ſich freuen mag.
Dem Sehnen ward das Wort verliehen,
Der Stern der Zeit fand ſeine Bahn;
Dem Sturm geweihter Melodieen
Wird auch der letzte Feind entfliehen,
Und, der Verheißung Schwalben, ziehen
Dem Völkerfrühling wir voran.

Der Knechtſchaft Baal wird zu Schanden,
Der Blinde weiß nicht was er thut,
Er ſchlägt den ſüßen Wein in Banden
Und mehrt nur ſeines Feuers Glut.
Seht ihn, der heut der Haft entſprungen,
Wie wirft er ſeiner Perlen Schaar!
Hurrah, ihr friſchen, freien Zungen!
Hurrah, du Volk der Nibelungen,
Bring' dieſen alten Geiſt dem jungen,
Dem guten Geiſt zum Opfer dar!

Einkehr in die Schweiz.

Im Frühjahr 1840.

Alles ringt ſich von der Scholle,
Alles iſt emporgeflogen;
Will am End' die blütenvolle
Erde in den Himmel fliegen?

Meiner Heimat Strand befeuchtend,
Glänzt vor mir des Sees Spiegel,
Drauf die Sonne, purpurleuchtend,
Wie der Liebe rothes Siegel.

Und ich ſeh' in allen Fernen
Opfer von den Bergen rauchen,
Und ich möchte mit den Sternen
Meine Seele untertauchen.

Und es dampfet durch die Lüfte
Auf zu mir des Thales Brodem,
Und es duften alle Düfte,
Wie einſt meiner Liebſten Odem.

Frühling unten, Frühling oben
Und ſo Flur wie Hügel reicher;
Alle Noth hinweggehoben
Und der Himmel ſelber weicher.

Doch kein Herz, das er, zu theilen
Dieſe Seligkeit, mir gönnte —
Und ſo wünſch' ich mir zuweilen
Etwas, das ich haſſen könnte.

Heimweh.

O Land, das mich so gastlich aufgenommen,
O rebenlaubumkränzter, stolzer Fluß —
Kaum bin ich eurer Schwelle nahgekommen,
Klingt schon mein Gruß herb wie ein Scheidegruß.
Was soll dem Auge eure Schönheit frommen,
Wenn diese arme Seele betteln muß?
Er ist so kalt der fremde Sonnenschein;
Ich möchte, ja ich möcht' zu Hause sein!

Die Schwalben ſeh' ich ſchon im ſtillen Flug
Die Häuſer — nur das meine nicht — umſchweben;
O warme Luft, und doch nicht warm genug,
Verpflanzte Blumen wieder zu beleben!
Der Baum, der ſeine jungen Sproſſen ſchlug,
Was wird dem Fremdling er im Herbſte geben?
Vielleicht ein Kreuz und einen Todtenſchrein —
Mich friert, mich friert! ich möcht' zu Hauſe ſein! —

Die Schweiz.

1842.

Land der Sehnſucht, drin die Berge
wie der Freiheit Prachtſtatüen,
Wie aus blankem Gold und Silber
von dem Herrn gegoſſen, glühen;
Berge, die er ſeinem Himmel
als die letzten Säulen gab,
Wiege ſeiner Wetterwolken,
ſeiner Adler einſam Grab!

Land der Sehnſucht, drin die Ströme
ſich wie muthige Rebellen
In die Ebne niederſtürzen,
auch der Rhein mit ſeinen Wellen,
Auch der Rhein mit ſeinen Wellen,
der die vielen Worte hört —
Ob's die deutſchen Fürſten ahnen,
daß ſich auch der Rhein empört?

Daß er hier ſich nicht um Klippen,
nicht um deutſche Lieder kümmert,
Und den eignen Friedensbogen
tauſendfach im Sturz zertrümmert?
Ob ihr auch ſo voll des Lobes,
deutſche Sänger, hier erſchient,
Wo er donnernd ſchon als Säugling
ſeine Sporen ſich verdient?

Wie die ersten Schöpfungsworte
  tönt noch durch die Lüfte Klingen;
Rauh der Dichter! hat emporsteigt,
  allzugleich, auf Schwingenschwingen;
Wie die Erde jubelnd lauschend
  nach dem Klang der Sterne lallt,
Wie sie vor der eignen Größe
  tief erschauert und erbleicht:

Wieder bin ich heim gewandert,
  wieder grüßt ihr, holde Räume,
Jeden Abend, jeden Morgen
  frische Blüten um die Bäume;
Rauh der Sehnsucht, ob auch alles
  manch ein Glück mit dir geteilt,
Bleibst du doch der treue Spiegel,
  der die Dichtkunst widerstrahlt!

[illegible], [illegible] ich, ging die Vogel
[illegible] den [illegible] Blicken [illegible],
Ich die Blicken wäre [illegible] Sonne
auch [illegible] Herbst [illegible] [illegible]?
Und es hat [illegible] wenig Blüte
auch es hat [illegible] wenig Blume,
Wenig Blume [illegible] wenig Früh
[illegible] die [illegible] Herbstblumen

Und [illegible] [illegible] [illegible]
[illegible] [illegible], auf [illegible] Vögel,
Und [illegible] Vogel [illegible] [illegible] Sonne
[illegible] [illegible] [illegible] Vögel,
Wenig [illegible] auf [illegible] Bäume [illegible]
[illegible] [illegible] Vögel [illegible],
Denn [illegible] [illegible] [illegible] Früh
[illegible] [illegible] Schnee [illegible] [illegible]

Wie mögt' es jene Blumen
wie die junge Leute heißen:
Mög' es auch wie eure Namen
heißen gelbe, o Edelweiß, Alpenrose!
Daß wir bei glücklich Wiedersehn
mit euch unsre eigne Zeit,
Daß wir bei freudigem Wiedersehn
euch — wir eigenen Namen.

Aus den Bergen.

Jeder Mensch hat seine Sorge,
Jeder Hofrath seine,
Jeder Pudel seine Kern;
Fällt auch mir den meinen:
Wird mir selber nicht zu Theil
Daß ich euch ergötze,
Wer darf: ich bin ein Keil,
Weil ihr große Klötze

Ja — ich habe kein Gemüth
Für der Mägdlein Wangen,
Für die Blümchen, die verblüht,
Eh' sie aufgegangen;
Ja, ich bin ein schlechter Held
Unter Lieb' und Franken,
Mache selbst um jene Welt
Mir nicht viel Gedanken.

Ich gehöre zum Verband
Alter großen Ahnen.
Hell! wenn unser Vaterland
Den Verstand verloren!
Wenn's einmal, ein Löwe noch,
Seine Mähne schüttelt,
Und am altgewohnten Joch
Der Philister rüttelt!

Alle Herzen, ſtolz und heiß,
Müſſen dort verbluten;
Darum in dieß Gletſcherreich
Flücht' ich meine Gluten:
Droben an des Gießbachs Strand,
An des ſilberhellen,
Jauchz' ich, daß im flachen Land
Euch die Ohren gellen.

Was ihr nur mit Schmach und Hohn
Wiſſet zu befehden,
Trunken vor dem Morgenroth
Darf ich's jetzo reden,
Rufen in den goldnen Tag
Tief aus Herz und Kehle:
Raum, ihr Herrn, dem Flügelſchlag
Einer freien Seele!

Wo mit unbezähmter Luſt
Ob den letzten Hütten
Dürre Felſen aus der Bruſt
Ewige Ströme ſchütten:
Wo in ungezügeltem Lauf
Noch die Waſſer toſen,
Lad' ich meine Waaren auf:
Wilde, wilde Roſen!

Habt da draußen manchen Trotz,
Der mag vor euch zagen:
Ich will trotzig meinen Kopf
Wie die Berge tragen.
O, wie winzig dünken mich
Eure Sieben-Sachen!
Wer die Blitze unter ſich,
Kann auch eurer lachen.

Unſeren Künſtlern

quand même noch zwei Sonette!

I.

Bei einem Gemälde von Cornelius.

Die Zeit iſt die Madonna der Poeten,
Die Mater dolorosa, die gebären
Den Heiland ſoll. Drum halt' die Zeit in Ehren:
Du kannſt nichts Höheres, denn ſie, vertreten.

Hat deine Zeit einmal nicht Luſt zum Beten,
Du wirſt ſie keines Beſſeren belehren!
Warum die Augen ewig rückwärts kehren?
Im eigenen Jahrhundert dich verſpäten?

Ich achte all dies ſtrahlende Gelichter
Und deinen ganzen Himmel nicht ſehr theuer,
Obſchon du höflichſt drein geſetzt den Dichter.

Nimm einen Lorbeer für die Ungeheuer
Und für die koloſſalen Böſewichter,
Doch deine Heiligen — die wirf in's Feuer!

II.

Die Blumen überwuchern unſre Saaten,
Drum fehlet uns ein Held von ächtem Korne,
Der tief getrunken aus der Mannheit Borne
Und helfen kann, wo Tauſende nur rathen;

Der ſich verſteht auf hohe freie Thaten,
Deß Auge flammt in hellem Liebeszorne,
Der die Tyrannen peitſchet mit dem Dorne
Von jeder Roſe, ſo ſie uns zertraten.

Ein Held, deß Worte leuchten in die Runde,
Der unſres Vaterlands zerſprengte Theile
Zuſammenzaubern kann zu neuem Bunde;

Ein Held, der, wo die Noth erheiſchet Eile,
Die Waffen in der Hand trägt, ſtatt im Munde,
Zum Schwert greift, ſtatt nach Pinſel oder Felle.

Wohlgeboren und Hochwohlgeboren.

Von

zwei deutſchen Dichtern in Paris.

1. Wohlgeboren.

So hab' ich es nach langen Jahren
Zu dieſem Poſten noch gebracht,
Und leider nur zu eſt erfahren
Wer hier im Land das Wetter macht.
Du ſollſt, verdammte Freiheit! mir
Die Ruhe fürder nicht gefährden:
Liſette, noch ein Gläschen Bier!
Ich will ein guter Bürger werden.

Auch ich ſprach einſt vom Vaterland
Und ſolchen ſonderbaren Dingen,
Ich trug mein ſchwarzrothgolden Band
Und ließ die Sporen furchtbar klingen:
Doch, ſelig wer im Gleiſe geht
Und ſtill im Joche zieht auf Erden —
Was hilft die Genialität?
Ich will ein guter Bürger werden.

Diogenes vor ſeiner Tonne —
Vortrefflich, wie beneid' ich ihn!
Es war noch keine Juliſenne,
Die jenen Glücklichen beſchien.
Was Monarchie? was Republik?
Wie ſich die Leute toll geberden!
Zum Teufel mit der Politik!
Ich will ein guter Bürger werden

Gewiß, man tobt ſich Einmal aus —
Es wär' ja um die Jugend ſchade —
Doch, führt man erſt ſein eigen Haus,
So werden Fünfe plötzlich grade.
In welcher Mühle man uns mahlt,
Das macht uns nimmer viel Beſchwerden;
Der iſt mein Herr, der mich bezahlt —,
Ich will ein guter Bürger werden.

Jedwedem Umtrieb bleib' ich fern,
Der Henker mag das Volk beglücken!
Ein Orden iſt ein eigner Stern,
Wer einen hat, der ſoll ſich bücken.
Bück' dich, mein Herz! bald fahren wir
Zur Reſidenz mit eignen Pferden;
Liſette, noch ein Gläschen Bier!
Ich will ein guter Bürger werden.

G. H.

II. Hochwohlgeboren.

Justum et tenacem propositi virum —
Horatius.

Ein guter Bürger willſt du werden?
Pfui, Freund! — Ein guter Bürger — du?
Das alſo war dein Ziel auf Erden?
Dem ſtürmten deine Lieder zu?
O, nimm's zurück, das ekle Wort!
Wer mag ſich ſo gemein geberden?
Nein, nein, mich reißt es weiter fort:
Ich muß Geheimer-Hofrath werden!

Um meine Wiege ſah die Amme
Schon frühe den Prophetenſchein,
Und in mir dieſe ew'ge Flamme,
Sie kann, ſie darf nicht Lüge ſein.
Bleib' du im Thal, wo dir's behagt,
Und graſe mit den Pöbelheerden,
In mir ſteht feſt, was ich geſagt:
Ich muß Geheimer-Hofrath werden!

Daß unſre Wege ſo ſich theilen,
Glaub' mir, Georg! es thut mir weh;
Du gehſt zum Bier: und ich derweilen
Zu einem Oberappellationsgerichtsvicepräſidenten-Thee.
Du haſt erfüllt dein Volles Loos,
Das meine liegt noch den Behörden
Der dunkeln Zukunft ſchwer im Schooß:
Ich muß Geheimer-Hofrath werden!

So Mancher hat's doch ſchon erreicht,
Der höher noch als ich gedachte,
Der krummer ſeinen Vers vielleicht
Und krummer ſeinen Rücken machte.
Was Einer kann, das kann auch Ich! — —
Und, trotz Gefährden und Beſchwerden,
Schwör' ich's — St. Huber, höre mich! —
Ich muß Geheimer-Hofrath werden!

Sieh: ein Logis im erſten Stocke,
Recht weit und reich, mit Maß geheizt,
Ein Kreuzchen auf dem ſchwarzen Rocke,
Das ſich kokett verſteckt und ſpreizt,
Ein Chaiſchen, ein Livreechen drauf,
Und fährt's auch mit Fiacre-Pferden —
Bruder! die Seele geht mir auf: —
Ich muß Geheimer-Hofrath werden!

Noch lebt ein Gott: Verdienſt zu lohnen,
Noch ſteht manch edles Fürſtenhaus;
Gott theilt den Fürſten ihre Kronen:
Die Fürſten uns die Titel aus.
Gewiß, gewiß! ich ſind' es noch
Mein letztes Ziel auf dieſer Erden;
Wär's nur um Voigtens Nekrolog: —
Ich muß **Geheimer**-Hofrath werden!

Hofrath Franz Dingelſtedt
(NB. Paris, Nov. 1841.!)

Die Partei.

An Ferdinand Freiligrath.

Die ihr gehört — frei hab' ich ſie verkundigt;
Ob jedem recht: — ſchiert ein Poet ſich drum?
Seit Priam's Tagen, weiß er, wird geſundigt
In Ilium und außer Ilium.
Er beugt ſein Knie dem Helden Bonaparte,
Und hört mit Zurnen d'Enghiens Todesſchrei:
Der Dichter ſteht auf einer höhern Warte
Als auf den Zinnen der Partei.

Ferdinand Freiligrath.
(S. deſſen Gericht auf den Tod von Diego Leon, Morgenblatt Nro. 286, Jahrg. 1841.)

Du drückſt den Kranz auf eines Mannes Stirne,
Der wie ein Schächer jüngſt ſein Blut vergoß,
Indeſſen hier die königliche Dirne
Die Sündenheſe ihrer Luſt genoß;
Ich will ihm den Cypreſſenkranz gewähren,
Düngt auch ſein Blut die Saat der Tyrannei —
Für ihn den milden Regen deiner Zähren!
Doch gegen ſie die Blitze der Partei!

Partei! Partei! Wer ſollte ſie nicht nehmen,
Die noch die Mutter aller Siege war!
Wie mag ein Dichter ſolch ein Wort verſehmen,
Ein Wort, das alles Herrliche gebar?
Nur offen wie ein Mann: Für oder wider?
Und die Parole: Sklave oder frei?
Selbſt Götter ſtiegen vom Olymp hernieder
Und kämpften auf der Zinne der Partei!

Sieh hin! dein Volk will neue Bahnen wandeln,
Nur des Signales harrt ein ſtattlich Heer:
Die Fürſten träumen, laßt die Dichter handeln!
Spielt Saul die Harfe, werfen wir den Speer!
Den Panzer um — geöffnet ſind die Schranken,
Brecht immer euer Saitenſpiel entzwei,
Und führt ein Fähnlein ewiger Gedanken
Zur ſtarken, ſtolzen Fahne der Partei!

Das Geſtern iſt wie eine welke Blume —
Man legt ſie wohl als Zeichen in ein Buch —
Begrabt's mit ſeiner Schmach und ſeinem Ruhme
Und webt nicht länger an dem Leichentuch!
Dem Leben gilt's ein Lebehoch zu ſingen,
Und nicht ein Lied im Dienſt der Schmeichelei:
Der Menſchheit gilt's ein Opfer darzubringen,
Der Menſchheit auf dem Altar der Partei!

O ſtellt ſie ein die ungerechte Klage,
Wenn ihr die Angſt ſo mancher Seele ſchaut;
Es iſt das Bangen vor dem Hochzeittage,
Das hoffnungsvolle Bangen einer Braut.
Schon drängen aller Orten ſich die Erben
Ans Krankenlager unſrer Zeit herbei;
Laßt, Dichter, laßt auch ihr den Kranken ſterben,
Für eures Volkes Zukunft nehmt Partei!

Ihr müßt das Herz an Eine Karte wagen,
Die Ruhe über Wolken ziemt euch nicht;
Ihr müßt euch mit in dieſem Kampfe ſchlagen,
Ein Schwert in eurer Hand iſt das Gedicht.
O wählt ein Banner, und ich bin zufrieden,
Ob's auch ein andres, denn das meine ſei;
Ich hab' gewählt, ich habe mich entſchieden,
Und meinen Lorbeer flechte die Partei!

Duett der Penſionirten.

Die Anerkennung, welche dem einer unſerer erſten Familien [in Lübeck] angehörenden Dichter Em. Geibel vom König von Preußen zu Theil wurde, hat hier in allen Kreiſen die freudigſte Senſation erregt. Eben ſtand der junge Dichter im Begriff, zu einem ſogenannten Brodſtudium überzugehen und ſich nach Spanien zu begeben, um dort ſeine bereits in Griechenland begonnenen Studien der romaniſchen Literatur fortzuſetzen und ſich ſo für ein akademiſches Lehrfach auszubilden — die Munificenz des preußiſchen Monarchen [300 pr. Thlr.!] hat ihn nun in die angenehme Lage verſetzt, ganz der edlen Dichtkunſt zu leben; ſtatt nach Spanien wird er ſich nun an den Rhein begeben, wohin ihn zunächſt das Verlangen treibt, Freiligrath kennnen zu lernen. — Augsburg. Allg. Ztg. 6. Febr. 1843.

Geibel. Biſt du's?

Freiligrath. Ja, ich bin es —

Geibel. der da —

Freiligrath. Der da —

Geibel. ſeinen Speer geſchwungen
Und die Drachen —

Freiligrath. ja, die Drachen,
Sammt dem Drachenfürſt, bezwungen.

Geibel. Biſt du's?

Freiligrath. Ja, willſt du mich kennen?
Ja, ich bin es in der That,
Den Bediente Bruder nennen,
Bin der Sänger Freiligrath.

Geibel. O, ſo falb' ich dich mit Narden
Und ſo räuchr' ich dir mit Ambra,
O du bardigſter der Barden,
Retteſt mich vor dem Alhambra,
Du der Sänger des Diego,
Vor dem Lande des Riego,
Vor dem Tiger, vor dem Nero,
Vor dem grauſen Eſpartero
Ohne dich, den einzig Edeln,
Lernt' ich nie ſo trefflich webeln;
Heiße Geibel, ſo's erlaubt iſt,
Wenn man 'mal ein Dichterhaubt iſt:
Bin der Sohn von einem Paſtor,
Möchte gerne mich zum Kaſtor
Machen: willſt du Pollux ſein?

Freiligrath. Ich geſteh', ich hätte lieber
Die Unſterblichkeit allein,
Doch dieß Demagogenfieber —
Geibel. Bändigen wir nur zu Zwei'n.
Freiligrath. Und ſo laß uns unſre Flammen —
Geibel. Thun zu einem Brand zuſammen —
Freiligrath. Braten als getreue Diener —
Geibel. Die verfluchten Jakobiner,
Beide. Und verzehren dann in Frieden
Die Penſion der Invaliden

Heidenlied.

Der verfluchte Kafe weiß ſelbſt nicht was er will; hol ihn der Teuffel!

Friedrich der Große.

Wie lebten doch die Heiden
So herrlich und ſo froh!
Das war ein Volk von Seiden,
Wir ſind ein Volk von Stroh;
Entführt' ein Ochs ein ſchönes Kind
Zuweilen auch — doch glaubet mir:
Die Heiden waren nicht ſo blind
Nicht halb ſo blind, als wir.

Die Heiden, s' iſt doch ſchade
Um ſolch ingenium;
Sie hießen Bier gerade
Und nahmen Fünf für krumm;
Auch hatt' die Jungferſchaft ein End',
Sobald die Magd ein Kind gebar,
Dieweil das N. T.
Noch nicht erfunden war.

Sie thaten, was ſie mochten,
Die Frechheit war enorm;
Sie ſiegten, wenn ſie fochten,
Auch ohne Uniform;
Sie hatten keine Polizei
Und tranken lieber Wein, als Bier.
Wie waren doch die Heiden frei,
Die Heiden! — aber Ihr?

Und von Achill und Hektor,
Wie's im Homerus ſteht,
Bis zu dem letzten Rektor
Der Univerſität,
Da gab's kein Buch in ganz Athen —
O ſchreckliche Verworfenheit!
Man wurde vom Spazierengeh'n
Und von der Luft geſcheidt.

Wie wußten ſie die Tatzen
Den Pfaffen abzuhau'n!
Die durften nur nach Spatzen,
Nicht nach den Weibern ſchau'n;
Den Prinzen gar erging es ſchlecht,
Die fanden kaum ein Nachtquartier;
Wie hatten doch die Heiden Recht,
Die Heiden! — aber Ihr?

Die Heiden, ach! die Heiden,
Die keine Chriſten ſind,
Sie ſpinnen doch die Seiden
Für manch' ein Chriſtenkind;
Drum lebe hoch das Heidenpack
Und jeder ächte Heidenſtrick,
Homerus mit dem Bettelſack
Und ihre Republik!

1841. 1843.

Die Luſt war groß, drum iſt das Leid unſäglich;
Ganz Deutſchland ſprang begeiſtert auf vom Sitze
Und prüfte träumend ſeiner Schwerter Spitze:
Das Wort klang prächtig, doch die That blieb kläglich.

Was bargen jene Wolken, die ſich täglich
Zu Wettern ballten bei der jähen Hitze?
Für Knaben windige Theaterblitze —
Pfui! die Komödie wird unerträglich.

Von alten Heiligen ein kleines Rudel —
Und darum die Berliner gar ſo kindiſch?
Und darum ſo viel Wochenblattsgeſudel?

Ein Bißchen Griechiſch und ein Bißchen Indiſch —
O ſchöner Kern von einem ſolchen Pudel! —
Ich dacht' es gleich; er wedelte ſo hündiſch.

Pour le mérite.

Sie wollen dir den Tag entfernen,
Der ſchon ſo friſch am Himmel weht:
Das iſt's, was in den neuen Sternen
Für dich, mein Volk, geſchrieben ſteht!

Man giebt als Futter deinen Blicken
Der Sterne kalten, falſchen Schein;
Du magſt ſie all' zuſammenflicken,
Sie werden keine Sonne ſein.

Nicht Eine Lanze wird es brechen,
Das neue, zahme Ritterthum;
Kaum wird ein Sänger für dich ſprechen,
Man macht ja ſelbſt die Sänger ſtumm.

Nein, edles Roß! du biſt verloren
Und von der Meute todt gehetzt,
Wenn nicht der Fremdling dir die Sporen
Bald wieder in die Flanken ſetzt;

Wenn ſie nicht draußen Freiheit rufen,
Daß du in Galle überſchäumſt
Und hoch mit flammenſprüh'nden Hufen
Dich gegen deine Dränger bäumſt;

Wenn ſich nicht über deinem Hauſe
Von Weſten her ein Wetter ballt
Und bis in deine ſichre Klauſe
Der Donner der Empörung ſchallt.

Du biſt und bleibſt ein Knecht, der fluchend
Am heil'gen Zorn ſein Süpplein kocht,
Bis fremde Völker, Einlaß ſuchend,
Erſt an die Thüre dir gepocht!

Amneſtie.

Sie lächeln! — doch ihr Lächeln iſt verloren,
Vergebens ihrer Blicke Sonnenſchein;
Wie ich für Fürſtendonner keine Ohren,
Hab' ich kein Herz für ihre Schmeicheleſ'n.
O ſeht euch vor, es iſt ein falſches Treiben!
Und dieſe Gnade — unſer jüngſt Gericht!
Wir wollen, Brüder, auf dem Wahlplatz bleiben:
Die Garde ſtirbt, doch ſie ergiebt ſich nicht!

In Roſen gilt's die Freiheit zu erdrücken,
Die ſich in Ketten nicht erdroſſeln läßt:
O gönnt dem Volk, dem Pöbel ſein Entzücken,
Dieß falſche, heuchleriſche Freudenfeſt!
Ihn hungert wohl, er geht nach ſeinem Brode,
Das man ihm fürder reichlicher verſpricht.
Uns dürſtet. Drum: dieß Glas dem freien Tode!
Die Garde ſtirbt, doch ſie ergiebt ſich nicht!

Ei ſchaut, der Käfig wird nun aufgeſchloſſen,
Da längſt der Vogel nicht mehr fliegen kann.
So mancher unſrer alten Kampfgenoſſen
Iſt nun ein müder, ein gebrochner Mann!
Hübſch ſind die Blumen, drin ihr ſprecht; nur ſchade,
Daß draus der Dorn des Deſpotismus ſticht.
Das Recht vor Gott braucht keines Königs Gnade:
Die Garde ſtirbt, doch ſie ergiebt ſich nicht!

Geſchäftig drängt das Volk von nah' und ferne,
Des Fürſten Hände küſſend, ſich heran:
Es ſei — wir folgen unſerm eignen Sterne,
Des Thrones Himmel iſt nicht ſeine Bahn.
Mag ſich die Welt im Strahl der Gnade ſonnen,
Ich kenn' ein Fähnlein doch, das weiter ſieht;
Friſch, meine Jugend, friſch den Kampf begonnen!
Die Garde ſtirbt, doch ſie ergiebt ſich nicht!

Was war denn zu vergeſſen und vergeben,
Und welche Todesſünde zu verzeihn?
Nach mancher Krone pflegten wir zu ſtreben;
Doch ſagt, ſchenkt man in Euern Kronen Wein?
Wir wollten uns ſo gern mit euch verſöhnen!
Gebt Raum der Freiheit, wie dem Tageslicht!
Ihr zaudert? — Gut, ſo laßt den Schlachtruf tönen:
Die Garde ſtirbt, doch ſie ergiebt ſich nicht!

So will's die Zeit; sie heischet Feuerzungen,
Ihr Sturm verweht der Liebe sanften Hauch;
Doch was wir für die Freiheit einst errangen,
Errangen wir für unsre Liebsten auch.
Wenn Alle jubelnd in die Hände schlagen,
Weil 'mal ein Gnadenstrom aus Felsen bricht
Dann können unsre braven Mädchen sagen:
Mein Liebster starb, doch er ergab sich nicht!

Vocabel.

Schön ist es, sie anzublicken,
Es wird die Zeit zu kurz dabei,
Und wenn sie dann vorüber rücken,
Und sie so stehen und so weinen,

Dann fragt es sich: ist's Schmerz, ist's Freude,
Ist's, weil der Tag, die Sonne scheidet,
Ist es, weil sie so traurig sind,
Die Blicke bittend nieder beugen.

Und also hat sie Recht gesprochen?
Sie hatte gleich von mir die Farben,
Und war gewiß so Blütenweiß,
Errötete wie jede Sie empfindet.

Und sinnt die Braut, in ihren Gedanken,
Denn ist es nicht ein Kleid von Seide?
Ihr Brüder hat sie nie gesehen,
Sie hat die Mutterlust gepflegt.

„Ach was ist Glück auf Erden?
Wer kennt die Form so gut, wie ich;
Es ist ein Wechsel voll von Trug,
Der Wahrheit ist nicht Spur.

Wer kann wohl auch vor Tücken sich'ren,
Wenn Gut so viel zu Falle führen;
Ich weiß, wie sehr auch Neid und Zwietracht heut'
Ja, heutigen Tags, ist Mode!

Und wenn Du nun das Gute auch vermeid, Du Klarer,
Du findst dennoch selbst Sünde zu Genüge,
Und wirst auch Du Neid und Feindschaft,
Und Ehr und Tugendsamen auf einig finden.

Du Herrlich Kennst wie die Welt ist vor Gott
Ich will auch zu Grunde! erwählt!

Der Liebestürme.

Der war ein Sprenger aller Dinge
Hat durch die Welt ein hoher Klang!
Doch über'm Abein am Zweifenkante
Entschlief der Vogel, der so lang.
Ein Schaum hält dort Ähnelein,
Im Staube fuhrt ein tapfrer Herr:
Der ist hat alle Lust nicht mehr,
Der Sanctum im Marielhain!

Verschachert Ihr des Ruhmes Quelle,
Die doch noch Männer euch gebar,
Damit ein Regiment der Elle
Die Wache wandle zum Altar?
Ihr macht aus eurer Trikolore
Ein schillerndes Kamäleon,
Und Frankreichs Krone, bittrer Hohn!
Sitzt fest auf einem Midas-Ohr.

Ihr seid gebunden und gefesselt,
Gleich wilden Thieren eingehegt;
O glaubt die Freiheit nicht gerettet,
Wenn euer Aar die Flügel schlägt.
Für euch ist draussen nichts zu finden,
Im eignen Hause zeigt den Muth:
Stillt eurer eignen Wunde Blut,
Wir wollen unsre selbst verbinden,

Drei Tage hoher Himmelswonne,
Da in die Lilien ſchlug der Blitz —
Vergeßt doch die Dezember-Sonne
Von eures Kaiſers Austerlitz!
Denn keine Schlacht wird mehr geſchlagen,
Damit Ein Volk, Ein Held ſich kränzt:
In jeder Hütte wird kredenzt
Der Wein, den jetzt die Reben tragen.

Die Ruthe.

Kaum geht im deutſchen Land ein Riegel,
Ein Schloß und eine Kette los:
So ſteckt man hinter unſres Rheines Spiegel
Geſchwind als Ruthe den Franzos!

Und du, mein Volk, du glaubſt den Mären
Und dein Verſtand ergreift die Flucht,
Du rupfſt den Hahn, und denkſt nicht an den Bären,
Den man dir aufzubinden ſucht!

Du rupfſt den Hahn, indeß der Geier
Dir tief in deine Leber frißt:
Du träumſt von Einheit, und du glaubſt dich freier,
Wenn dein Gefängniß größer iſt.

Du nähſt dir an die weiße Mütze
Die Schellen der Philoſophie
Und folgſt dem Irrlicht klingelnd in die Pfütze
Der Obſkuranten-Kompagnie!

O „Eckſtein aller Nationen!"
Drum .... dich an —
O göttlich Volk von XL Millionen,
Das 30 Menſchen unterthan!

Wiegenlied.

„Schlafe, was willſt du mehr?"
Göthe.

Deutſchland — auf weichem Pfühle
Mach' dir den Kopf nicht ſchwer!
Im irdiſchen Gewühle
Schlafe, was willſt du mehr?

Laß jede Freiheit dir rauben,
Setze dich nicht zur Wehr,
Du behältſt ja den chriſtlichen Glauben:
Schlafe, was willſt du mehr?

Und ob man dir Alles verböte,
Doch gräme dich nicht zu ſehr,
Du haſt ja Schiller und Göthe:
Schlafe, was willſt du mehr?

Dein König beſchützt die Kameele
Und macht ſie penſionär,
Dreihundert Thaler die Seele:
Schlafe, was willſt du mehr?

Es fechten dreihundert Blätter
Im Schatten ein Sparterheer;,
Und täglich erfährſt du das Wetter:
Schlafe, was willſt du mehr?

Kein Kind läuft ohne Höschen
Am Rhein, dem freien, umher:
Mein Deutſchland, mein Dornröschen
Schlafe, was willſt du mehr? —

Den Deutſchen.

Eine Viſion.

Ich hatt' ein ſeltſam Traumgeſicht:
Da ſaß Gott Vater zu Gericht
Und rief jedwede Nation
Herbei vor ſeinen Sternenthron.

Die Völker kamen in dichten Haufen,
Juſt wie ſie waren, angelaufen:
Die Britten, Ruſſen und Franzoſen,
Die letzten, wie immer, ohne Hoſen;

Selbſt China und die Mongolei,
Auch ein Stück Polen war dabei.
Und als der Herr die Völker zählte —
Ei, ſieh! das deutſche Reich noch fehlte.

„Wo bleiben denn meine Deutſchen wieder?
Recken ſie noch die faulen Glieder?
Sie könnten, ſeit ich ſie begraben,
Doch endlich ausgeſchlafen haben!“

Drauf hieß er 'nen Engel zur Erde ſpringen,
Die Siebenſchläfer heraufzubringen.
Der Engel lief in Deutſchland herum,
War Alles ſtill, war Alles ſtumm.

„Ihr Deutſchen, wollt ihr nicht aufſtahn?
Die Ewigkeit geht eben an!“
Der Engel blies in lichtem Zorn,
Wie toll, in ſein himmliſch Jägerhorn:

Doch eh' ſich die Deutſchen zuſammengefunden,
War längſt der jüngſte Tag verſchwunden,
Hatt' Alles ſeinen Lohn empfangen —
Den Deutſchen iſt Himmel und Höll' entgangen!

Xenien.

I.

Wem es gelingt, in ſeine Bruſt
Nur Eine ſtille Nacht zu ſchauen:
Der hat wohl fürder keine Luſt,
Sein Haus auf Euern Sand zu bauen.

Drum laßt mich Meiner Wege gehen!
Nicht Sturm, nicht Klippe ſoll mich ſchrecken:
Die Welt, die ich im Traum geſehen,
Will ich, der Welt zum Trotz, entdecken.

II.

Hundscourage.

Winken nur leiſe die Herren Einmal mit dem
drohenden Finger:
Puh! wie wächſt dann im Nu ihren Lakaien
das Herz.

III.

Concedo!

»Don Quixote, Don Quixote!«
rufen alle Zeitungsſchreiber.
Nur zu wahr! Für Paladine
hielt auch Ich die Eſeltreiber.

IV.

Entpuppung.

Deſerteur? — „Mit Stolz. Ich habe des Königes Fahne,
Die mich gepreßt, mit des Volks ſeldloſem Banner vertauſcht.“

V.

Dem Censor.

Unseliger Eunuche du,
Der unsres Geistes Hauch bewacht
Und sich für seines Sultans Ruh'
Zum gottverfluchten Knechte macht!

Du hast mein bloßes Wort verdammt,
Weil's nicht in Eure Küche paßt: —
Hat minder drum dieß Herz geflammt
Und minder Dich und Ihn gehaßt?

O glaub' den Geist nicht unterjocht,
Wenn du vom Leib ein Glied getrennt!
Du Sklave putzest nur den Docht,
Damit das Licht noch heller brennt.

VI.

A baculo ad angulum?

Meint ihr, es solle der Mann das Licht aus Ärger verbannen,
Weil ihn den Fittig ein Paar schwärmende Mücken versengt?

VII.

Frage.

Sage mir, Freund: wann erſcheint ſie, die Prachtausgabe von Deutſchland?
Subſkribirten doch ſchon unſere Väter darauf.
Längſt iſt's unter der Preſſ' im Notenverlage zu Frankfurt:
Aber ich wünſchte, die Herrn gäben es endlich heraus!

Antwort.

St! — es erſcheint — doch erſt in ruſſiſche Juchten gebunden;
Alſo bekommen's dereinſt unſere Kinder beſcheert.

VIII.

Zeitgemäßer Fortschritt.

Aus Judas' Strick ward nun ein Bändchen,
Das man auf einen Lumpen näht,
Der um die dreißig Vaterländchen
Das deutsche Vaterland verräth.

IX.

Alles für das Volk, nichts durch das Volk.

Volk! dein goldenes Vließ nur zieht in der Wage des Fürſten:
Und er veredelt das Schaaf, wenn ihm die Wolle zu ſchlecht.

X.

An das Volk.

Seht mir, am Ruder die Herrn! Dir überläßt man das Steuern —
Nun, wer das Steuern verſteht, dächt' ich, regier' auch das Schiff!

XI.

An Ditto.

(Zum Dombau-Alb

Richtig, du biſt ein Rieſe. — D ner
liſter,
Dem ein winziger Knirps ſtopfte m einen
das Maul!

XII.

X für U.

Baut Dome oder Pyramiden,
Das ſtellt nicht Rhein noch Nil zufrieden!
Sie dienen ja beide nur dem Tod:
Doch das Leben begehrt lebendig Brod.

XIII.

Unſres Wegs!

Preiſt nur mit bezahlter Lippe,
Preiſt die Gnaden Eures Herrn:
Sicher führt zu einer Krippe
Uns auch des Jahrhunderts Stern!

XIV.

Andre Zeiten, andre Sitten.

Wenn der Erlöser erſcheint, wohl grüßen ihn wieder die Hirten:
Aber es bleiben gewiß dießmal die Könige aus!

XV.

Zwei Fliegen mit Einer Klappe.

Franklin entriß dem Himmel den Blitz, den Tyrannen
den Szepter:
Glaubt mir, das war von je ein und daſſelbe
Geſchäft!

XVI.

Die Unerlauchten.

Nur der Blitz, der sie trifft, kann unsere
Herren erleuchten;
Gute philosophi, steckt Eure Laternchen
doch ein!

XVII.

Unglückliche Liebe.

Nicht an den Königen liegt's — die Könige
lieben die Freiheit:
Aber die Freiheit liebt leider die Könige
nicht!

XVIII.

Hausordnung.

„Negatives Geſchlecht!“ — Nur Geduld; erſt hält man die Ärndte,
Dann aus dem friſcheren Kern backen die Söhne das Brod:
Und zwar beſſeres Brod als jüngſt uns Becker gebacken
Das den Germanen auf lang wieder den Magen verdarb.

XIX.

Die (alte) kölniſche Zeitung.

Aus der Küche unſres Hofes
kommt die Farce des Gedärmes:
Und die Wurſt wird fabrizirt
von Herrn Johann Jakob Hermes.

XX.

Hermes Psychopompos.

Hermes, Hermes Schattenführer,
großer Todten-General!
Gott der Diebe, Gott der Krämer,
Gott der Deutſchen allzumal;
Immer biſt du noch beflügelt
wie in der antiken Welt:
Doch die Schwingen an den Füßen
deuten jetzt auf Ferſengeld.

XXI.

Die Allgemeine.

Daß dich, alte Sünderin, doch! nun lernt sie
noch beten —
Freilich, so haben es stets alle Gemeinen
gemacht.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

XXV.

[illegible]

[illegible]

XXVI.

Derselbigen Grabschrift.

Die von Appetit mit Ansehn
    Sich und uns schon längst verdorben:
Ist an unverdautem Haber
    endlich gänzlich abgestorben.

XXVII.

Die Jahrbücher der Gegenwart.

Wie sie sich ärgern, die Schwaben, daß wieder das
Rad der Geschichte
Weiter zu gehen sich erlaubt ohne den Tübinger
Stift!

XXVIII.

O Weimar!

Immer noch trinken ſie Abends den Thee, und plaudern zuſammen
Ueber den Strumpf, den die Hahn oder die Paalzow geſtrickt:
Doch, ſtatt Spiritus, reicht man die abgeblaſene Milch jetzt
Die ein Gewitter vor zehn Jahren ſchon ſauer gemacht.

Univ.-Bibl. Münster

XXIX.

Hahn-Hahn.

„Lauter ächte Vollblut-Küchlein
zog ich in den letzten Wintern:
Zum Beweise tragen alle
noch die Eierſchaal' am Hintern."

XXX.

Rückert.

„Blume vom Ganges, die jüngſt an die Spree
Kunſtgärtner verpflanzten,
Wo mich im Glashaus jetzt Damen und Kinder
beſehn."

XXXI.

Uhland.

Uhland ſchweigt in der thatloſen Zeit. Es entſagen die Beſten
Um das verlorne Geſchlecht einer verlorenen Müh'.
Männer erzog er ſich nicht zu dem Hochwuchs ſeiner Gedanken
Und für die müßige Welt ſang er Romanzen genug.

XXXII.

Lenau.

Andere ſingen, du ſchlägſt, e melancholiſcher Sproſſer,
Schlägſt in verzweifeltem Kampf, ſelber verzweifelnd, mit uns.

XXXIII.

Platen.

Kalt und ſtolz, ein Gletſcher, erhebſt du dich über die Fläche
Die das gemüthliche Vieh unſrer Poeten begraſt:
Selten gewahrt ein Wandrer den Kranz hochglühender Roſen
Den du vor frevelnder Hand unter dem Schneee verbirgſt.

XXXIV.

Ludwig Feuerbach.

Wie muß des Denkers ſcharfes Schwert
In Eure Haſenſeelen fahren!
Hört doch: „Das Beſte iſt nicht werth,
In Ewigkeit es aufzuſparen;
Was Einmal die Natur erſchuf,
Kann ſie auch noch einmal erſchaffen.“
Allein vergebens iſt Sein Ruf
An Kinder und an Laffen.

Es ſtellt vergebens ihr Symbol
Der kühne Adler an den Pranger:
Jedwede Puppe, noch ſo hohl,
Fühlt ſich mit einem Falter ſchwanger.
Vergeblich läuft der Genius Sturm,
Die Burg des Unſinns zu bezwingen:
Es will's nun einmal jeder Wurm
Zum Schmetterlinge bringen.

XXXV.

Beſtiale Poeſie.

Was erlebt man doch Geſchichten!
Tolle Zeiten, tolle Moden!
Denkt doch: deutſche Haſen dichten
Jetzund auf die Löwen Oden.

XXXVI.

Kommentatoren.

Auch der Parnaß iſt gebahnt, und wer nicht
gerne zu Fuß geht
Findet in Leipzig ein Heer trefflicher Eſel
bereit.

XXXVII.

Pegaſus im Joche.

„Muß ich, ſprach mein Pegaſus,
meiner Freiheit denn entſagen:
Zieh' ich lieber doch am Pflug,
als ſelbacht am großen Wagen,
Freſſ' ich lieber doch mein Heu
aus des letzten Bauern Raufe,
Als ich aus der Marmorkrippe
mit dem Vieh des Hofes ſaufe."

XXXVIII.

Opera posthuma.

„Nichts als Schreiben!“ — Ja, zum Henker!
Doch was rechtet ihr mit Mir?
Machtet Ihr nicht ſo viel Lumpen,
hätt' ich nicht ſo viel Papier.
Aber, ſtreichen wir die Hälfte —
„Mit dem Reſt, was willſt du machen?“
Nichts, ihr Herrn! es macht mein Knabe
einſt daraus noch — einen Drachen.

XXXIX.

Dauer im Wechſel.

Da iſt nichts unten, iſt nichts oben,
Die Pfaffen haben es längſt verſchoben,
Mit Augenverdrehn, mit Phraſenſchwalle —
Krummacher ſind und bleiben ſie Alle!

XL.

Was man nicht laſſen kann.

Ob ſie katholiſch geſcheren, ob proteſtantiſch geſcheitelt:
Gleichviel: immer geräth man den Geſellen in'ė Haar.

XLI.

Bauer=Krieg.

Tröſte dich, Heilige=Schaar! denn die tapfere Garde von Potsdam
Fliegt in geſtrecktem Galopp gegen die Bauer herbei.

XLII.

Der neueſte Sündenfall.

Du arme Menſchheit! wie mir graut
Vor deinem böſen Geſtirne:
Kaum haſt du den alten Apfel verdaut,
So beißeſt du in die Birne!

XLIII.

Guten Morgen, Nachbar!

Krähe nur, Galliſcher Hahn! daß endlich die Deutſchen Geſpenſter
Vor dem erwachenden Licht kriechen in's Dunkel zurück.

XLIV.

Ein deutſcher Mann mag keinen Franzmann leiden,
Doch ſeine Weine trinkt er gern.
Göthe.

Franken, o Franken, wie wart ihr ſo blind!
ihr tanztet, wie Wilde
Um die geheiligte Gluth, ach! und die
Suppe verdarb.
Deutſche Begeiſterung, ſeht, das fromme
Familienfeuer,
Kochte die Rübchen indeß, die ihr den
Fürſten geſchabt.

XLV.

Panem, non Circenses!

„Brod!“ ſo ruſet das Volk, und ihr? ihr gebet ihm Steine:
Sagt mir, Pfaffen, doch an: heißt ihr das chriſtlich gedacht?
„Brod!“ ſo ruſet das Volk: da forſchen und ſuchen die Weiſen,
Suchen nur wieder den Stein, deß uns ſo wenig gebricht.
„Brod!“ ſo ruſet das Volk, und die Herrſchenden treten zuſammen
Und rings fliegen daher wiederum Steine — zum Dom.

XLVI.

Die Kommuniſten.

Spottet des Völkleins nicht! es hat ja den römiſchen Adler
Eine geringere Zahl ſolcher Apoſtel geſtürzt.

XLVII.

Neuchriſtliche Malerei.

Für dein hellig Gevinſel empfang' die Palme
des Jenſeits!
Doch dieſſeitigen Kranz hat dir die Muſe
verſagt:
Denn du ſpuckteſt in's Antlitz der Göttlichen,
ſetzeſt im Knechtsſinn
Ihr ſelbſtleuchtend Geſtirn frech zum Tra-
banten herabl

XLVIII.

Metternich.

Weinbau und Politik ſind Dir verwandte Geſchäfte:
Denn Du zieheſt am Stock Völker und Reben herauf.

XLIX.

Ça ira!

»E pur si muove« ſei's Panier,
Sie dreht ſich eben doch herum!
Da hilft euch weder Bairiſch Bier,
Noch Preußiſch Chriſtenthum.

L.

Der Kunſtprotektor.

„Alles kann ein Pinſel adlen,
Alles macht ein Pinſel eben,
Einen Satyr kann ein deutſcher
Pinſel zum Apoll erheben.
Darum, nur mit Andacht trete
man vor Meine Pinſel hin:
Aber vor dem Allergrößten
ſollen Meine Bauern knie'n.
Sie gewinnen, wenn des Landes
Vater für die Pinſel brennt:
Denn die Schweine müſſen ſteigen
durch ſolch herrlig Reglment."

LI.

Griechiſche Revolution.

„Hopfen und Malz, o Herr, iſt an dieſen
Athenern verloren!“
Alſo berichteten jüngſt bairiſche Bräuer
nach Haus.

LII.

Parzielle Auferſtehung.

Zweifelt hinfüro mir nicht an der Auferſtehung der Todten:
Hab' ich doch ſelbſt in Berlin Hunderte neulich geſehn!
Sind ſie auch nicht mit Fleiſch und Blut, gleich Menſchen, bekleidet:
Hört man doch fernhin ſchon klappern das dürre Gebein.
Zwar die Ehre wird nur — den Schriftgelehrten, dem Adel:
Denn an den Lazarus hat nie noch ein König gedacht

LIII.

Das Reſkript an Willibald Alexis.

Unſer genädigſter Herr, ſeht, welch ein Freund des Pikanten:
Mit Höchſteigener Hand ſalzt er die Häringe ein.

LIV.

Antigone in Spree-Athen.

„Thut desgleichen wie ich: lernt euere Todten
begraben!
Einziger Rath, den ich euch, Deutsche,
zu geben vermag.“

LV.

Teydelmann auf dem Todbette.

„Hätt' ich wie Cäſar gedacht, ich wär' in
Schwaben der Minen
Erſter geblieben, anſtatt Numero II. in
Berlin."

LVI.

Sanssouci.

Arie.

Deutschland ist nun außer Noth:
Windmühl' hat den Don Quixote,
Und du scheinst mir ein bekanntes
Hauptkapitel aus Cervantes.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

LXI.

Der rothe Adler.

„Die Preußen sind — Dank jener Knute! —
Beim großen Manne aufgewacht;
Da haben sie in Polens Blute
Auch meine Schwingen roth gemacht.
An goldner Kette schmacht' ich hier
Und bin die Beute ihrer Witze:
O Zeus, nimm deinen Aar zu dir
Und gieb ihm wieder seine Blitze!“

LXII.

Roth: I. II. III. IV. — Schwarz.

Rufer: Ihr klassischen Ritter, ihr ordentlich rothen und schwarzen! —
Ihr nur immer ein Rad schlagen die Ritter sich schnell.

LXIII.

„Quid novi ex Africa?“

An J. Hr.

„Wanderer, ſieh! und ſage mir an, in welcher Verfaſſung
Ihr das gerriſſene Volk jener Barbaren verließt?
Sind die Poeten noch nicht im Preiſe geſtiegen, und haben
Immer die Hundriche noch doppelten Dichtergehalt?

Junkert man immer noch viel und ſchätzt die Menſchen noch immer
Nur nach der Größe des Wurms, der ſich im Fleiſche verbirgt?
Mehrt die Canaille ſich ſtark, ſeit jüngſt in Gnaden geruht ward,
Daß ein adliger Lump werde zum Bürger gemacht?
Wie viel Pfaffen, o ſprich, wie viel Trompeter des Glaubens,
Wie viel Heilige ſtehn bei den Miniſtern in Gunſt?
Hat ſich der Himmel gebührlich bedankt ſchon wegen des Sonntags
Beſſerer Feier, die Ihm ſeine Getreuen votirt?
Dann von der Staatszeitung zweideutigem Rufe verkünd' uns:
Wer doch erfreut nunmehr ihrer Umarmungen ſich?
Zählt ſie noch immer, o Glanz! drei Leſer auf Einen Redakter?

Schmiert ſie dem ruſſiſchen Bär immer noch
Honig in's Maul?
Seit ſich der Fürſten Romantiker jüngſt mit
dem Fürſt der Romantik
Enge verbunden, wie iſt's um das Theater
beſtellt?
Dichtet er noch immer ſo hübſch, der Tieck?
Was machen die Alten?
Welche Komödie wird eben bei Hofe ſtu-
dirt?
Iſt Reinecke der Fuchs bei ſeinem erhabenen
Schwager,
Oder ſein Schwager, der Petz, wieder ein-
mal in Berlin?"

LXIV.

Eichhorn.

Aus einem Bilderbuche für kleine Kinder.

Viel Nüſſe knackt es ſchwerlich,
Sein Maul iſt alt und ſteif,
Sein Kopf gar ungefährlich,
Doch rieſenhaft — ſein Schweif.

LXV.

Was klein, iſt niedlich.

Als ihm der Schön zu groß geworden,
Schickt' er ihn fort, mit einem Orden;
Doch, um bei der Familie zu bleiben,
Ließ er ein Schön-lein ſich verſchreiben.

LXVI.

Practica est multiplex.

Wie? du verſchmähſt die Mixturen, die deinem Vater geholfen?
Topp! Ich trinke mit dir; Einer doch bleibt auf dem Platz.“

LXVII.

Simile claudicat.

Mehr nicht, als was Diogenes bat von dem Held Alexander,
Bat ich, o Fürſt! von Dir; aber vergieb den Vergleich:
Eins nur haſt Du gemein mit dem Mann; — doch im Übrigen merkt man,
Daß ihr bis jetzt nicht viel Griechiſch aus Sophekles lernt.

LXVIII.

Das neueſte rheinpreußiſche Strafgeſetzbuch.

(Epheſ. VI. 14. nach Luther.)

„Ziehet den Krebs der Gerechtigkeit an!“ ſo ſteht es geſchrieben:
Nun, ich dächte, dieß Buch hätte doch Ordre parirt!

LXIX.

Die Verwerfung.

Wie ſie ungebärdig werden!
wie ſie ihre Fackeln ſchwingen!
Nun, Er wußt' es: nur mit Prügeln
iſt Sein Volk vom Fleck zu bringen.

LXX.

„Ständ'ſche Verfaſſung" — Das heißt: man hat
dem Sklaven die Kette
Jetzo mit einiger Scham unter den Mantel
verſteckt.

LXXI.

Wind, Wind.

Gebt Euren Sand für Felſen aus
Und baut papierne Mauern:
Im Wind zerſtiebt das Kartenhaus
Von Königen und Bauern!

LXXII.

Kabinetsordre.

„An mein Volk“ — — Leſt's nicht! das iſt ja die alte Geſchichte:
Wenn ſich die Völker geregt, haben die Fürſten geruht.

LXXIII.

Zur Farbenlehre.

Pocht nicht auf Eurer Lehre Reinheit!
Denn, wär' der Fürſt des Staates Einheit
Und Weiß und Schwarz der Staat, o ſchau:
Da wär' der Fürſt — bedenklich grau.

LXXIV.

„Ich wünſche Ihnen von Herzen einen Tag von Damaskus, und Sie werden Ungeheures wirken.“
Friedrich Wilhelm.

Auf dem Wege von Damasko
Machte Saulus einſt Fiasco:
Doch, das ihn bekehrt, das Licht,
— Ein Berliner war es nicht!

LXXV.

Chriſtlich-Germaniſch.

Im Anfang war das Wort, beim Worte
wird es bleiben:
Der König, unſer Herr, wird reden und
wir — ſchreiben.

Vom armen Jakob

und

von der kranken Liſe.

— — — Weh' dem Geſchlecht
Der Zwerglein, die ſich bruſten und die thronen!
Im Finſtern wimmelt's ohne Brot und Recht
Von Millionen.

Fr. Tallet.

[Steblchen aus einer großen Muſterkarte.]

Der arme Jakob.

Der alte Jakob ſtarb heut Nacht —
Da haben ſie am frühen Morgen
Sechs Brettchen ihm zurecht gemacht
Und drin den Schatz geborgen.

Ein ſchmucklos Haus! Man giebt in's Grab
Dem Feldherrn doch den Feldherrnbegen —
Warum nicht auch den Bettelſtab
Auf dieſe Bahre legen?

Den Degen, den er treu geführt,
Der in die Scheide nie gekommen,
Bis ihn der letzte Schlag gerührt
Und von der Welt genommen.

Er war der Welt, sie seiner satt —
Zu Zwölfen in der engen Stube! —
Weh' ihm ein überflüssig Blatt,
O Lenz, in seine Grube!

Als hätt' er Großes nie gethan,
Ist rasch der Glückliche vergessen,
Kein Dichter stimmt ihm Psalmen an,
Kein Pfaffe liest ihm Messen.

Die Heller, die man in den Sand
Ihm warf aus schimmernden Karossen,
Sind Alles, was vom Vaterland
Der arme Mann genossen.

Juſt die vom Himmel ihm geprahlt
Sah'n dieſe Erde zwiefach gerne:
So wird die Schuld an's Volk bezahlt
Mit Wechſeln auf die Sterne.

Und kaum iſt uns genug am Joch
Der Armuth auf gekrümmten Rücken:
Man will der Knechtſchaft Stempel noch
Ihr auf die Stirne drücken.

Schlaf wohl in deinem Sarkophag,
Drin ſie dich ohne Hemd begraben:
Es wird kein Fürſt am jüngſten Tag
Noch reine Wäſche haben!

Die kranke Liſe.

Weihnacht! die kranke Liſe ſchreitet
Durch's Faubourg hin in banger Flucht,
Sie hat zu Haus kein Bett bereitet
Für ihres Leibes erſte Frucht.
Wohl manches prunkt im Fürſtenſaale,
Den ſtolzer Kerzen Glanz erhellt —
Marſch, Liſe, weiter, zum Spitale!
Dort kommt das Volk zur Welt.

„Mein armer Weber mag nur zetteln,
Sein Fleiß und Schweiß — was helfen ſie?
Das Volk muß Sarg und Wiege betteln:
Allons, enfant de la patrie!
Kind, dem ſie unter meinem Herzen
Die Luſt am Leben ſchon vergällt,
Geduld, bis wir im Haus der Schmerzen!
Dort kommt das Volk zur Welt.

„Sie feiern heut dem Gott der Armen,
Die reichen Herrn, ein Freudenfeſt:
Doch glaubt nicht, daß ſich das Erbarmen
An ihrem Tiſche ſehen läßt,
Daß je in ihre Feſtpokale
Der Schimmer einer Thräne fällt —
Marſch, Liſe, weiter, zum Spitale!
Dort kommt das Volk zur Welt.

„Du machſt mir wahrlich viel Beſchwerden,
Der Liebe Kind, ich dacht' es nie;
Das wird ein wilder Junge werden:
Allons, enfant de la patrie!
Für euer Prinzen zarte Nerven
Iſt Daun' auf Daune hoch geſchwellt:
Ich muß in einer Grube werfen —
So kommt das Volk zur Welt.

„Kläng' noch die Trommel unſerm Ohre
Und wär' noch eine Fahne rein:
Der Lappen einer Trikelere,
Er ſollte deine Windel ſein;
Du wärſt getauft, eh' ſeine Schaale
Ein Pfaffe dir zu Häupten hält —
Marſch, Liſe, weiter, zum Spitale!
Dort kommt das Volk zur Welt.

„Wer wird ſo ungeſtüm ſich melden?
Mein kleines Herz, was ſuchſt du hie?
Nur noch zum Grabe jener Helden!
Allons, enfant de la patrie!
Dort ſeh' ich in des Frühroth's Helle
Die Julisäule aufgeſtellt —"
Und nieder ſank ſie auf der Schwelle; —
So kommt das Volk zur Welt!

Auch

dieß gehört dem König.

Ich wußt', ein König iſt ein irrer Stern,
Und nur der Zufall regelt ihm die Bahnen —
Doch warnt' ich vor dem Schweif, nicht vor dem Kern,

Dem Schweif von Sklaven und von Charlatanen.
Ich dachte mir: Dein eigen Fürſtenherz
Sei mehr als ein Regiſter ſeiner Ahnen,

Und ich vergaß, daß ſtets ein dreifach Erz
Euch, ſelbſt im Tod, von Eurem Volk noch trenne —
Drum nahmt Ihr meine Worte nur für Scherz!

Mir Thoren war's, als ob ich Dich schon kenne,
Als ob gesäugt uns Einer Mutter Brüste,
Der Mutter, die ich mein Jahrhundert nenne;

Mir war's, als ob ich in der deutschen Wüste
Von einem fernen Quell das Rieseln höre
Und träumend lag ich an Atlantis' Küste,

Und ich vernahm so feierlich: „Ich schwöre!“ —
Herüber klangen von der Ostsee Borden
In meine Republik die Jubelchöre.

Begeistert rief ich: „Hoher Fürst im Norden!
Das Mädchen, drum die Väter einst gefreit,
Ist für die Söhne schier zu alt geworden:

„Du führ' herauf die junge, große Zeit!
Laß unbesorgt den welken Reiz vermodern
Und um den Tod der Knechtschaft trag' kein Leid.

„Den Geistern gieb die Sühne, die sie fodern.
Laß endlich das gelobte Land uns erben!
Der Freiheit Oriflamme, laß sie lodern!

„Laß all den Prunk beim Hochzeitsfest [illegible],
[illegible] Flitter: [illegible] aus der Nacht
Wird elend an dem neuen Licht verderben.

„Dem Dichter, der dem Volke Heil gebracht!
O sprich ein Wort, das ihm [illegible] verschönert!
O sprich ein Wort, vor dem der Schlaf erwacht!

„Gieb ein Gesetz, das heilet, nicht nur lindert:
Ja gieb ein wahrhaft königlich Gesetz,
Das auch am [illegible], nicht am [illegible] [illegible]!

„Da sei ein Blick! So wag' es, und verfolg'
Den alten heil'gen [illegible] Wandel:
[illegible] das [illegible] und das [illegible]!

„Wirf in die harrende Welt [illegible] den Funken,
Und spreng' den [illegible] Ton hoch in die Luft!
Sieh Du von Gott, [illegible] in einer Stunden!

„Die [illegible] [illegible] [illegible] in der [illegible]:
Es ist zu spät, wenn man am jüngsten Tage
Mit tiefem [illegible] zur [illegible] [illegible]."

[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible],
[illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible],
[illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible].

[illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible],
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible],
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

[illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible],
[illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible],
[illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible].

[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible],
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible],
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

[illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]?
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible],
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible],
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible],
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible].

[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible] Lied zur Sylvia von Montfalcon:

Falle nur tief Mond, die Sternlein zu Tanze
— O, tanzende Kinder kennen Tänze sehr!

Du kannst nur den Kindern Farben leihen,
Mir in den Himmeln — hast du selbst gelernt
Die Sylvia wird nicht ruh'n bis in den Morgen tanzen
Mit Du — Du bist kein Tänzer gewesen

[illegible]

Georg Forster

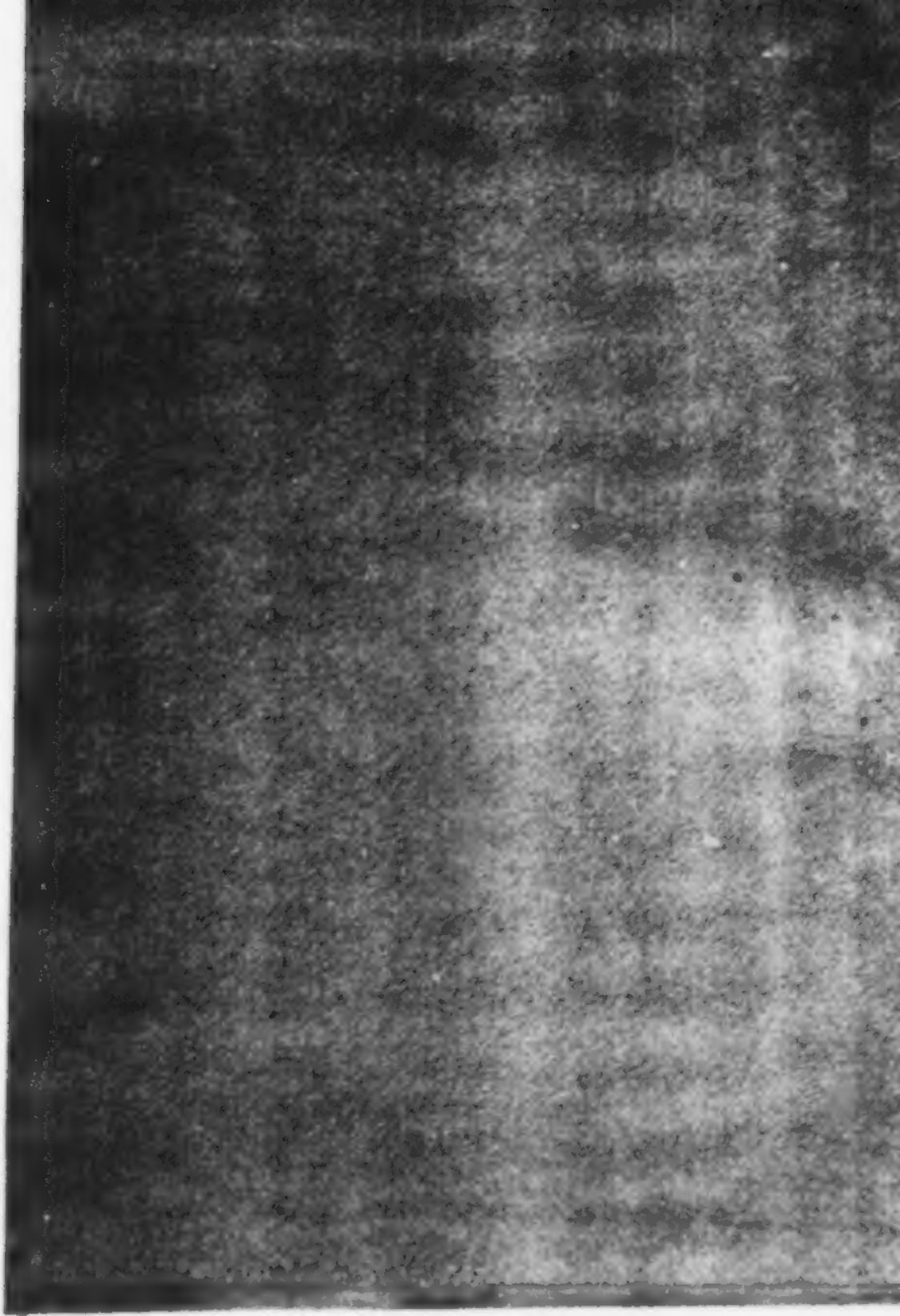
Inhaltsverzeichnis.

	Seite
[illegible] Jugend. Bei Gelegenheit der Verleihung von Robert Prutz	1
[illegible]	4
[illegible]	7
[illegible]	9
[illegible]. Oppeln, April 1841	11
[illegible] von 1830. Paris, Nov. 1841	14
[illegible] 1842	18
[illegible]	21
[illegible]	25 —
[illegible]	32
[illegible]	35
[illegible] Jahrhundert 1840	39
[illegible]	60

	Seite.
Die Schweiz. 1852	42
Aus den Bergen	47
Unseren Künstlern quand même noch zwei Sonette	51
Mehlgebern und Hochwohlgebornen. Von zwei deutschen Dichtern in Paris	54
Die Partei. An Ferdinand Freiligrath	61
Duett der Pensionirten	65
Heldenlied	68
1841. 1853	72
Pour le mérite	73
Amnestie	76
Parabel	80
Den Einbastillirten	83
Die Ruhe	86
Wiegenlied	88
Den Deutschen. Eine Vision	90
Venien. I—LXXV	93
Vom armen Jakob und von der kranken Lise	173
Auch dies gehört dem König	183

„Denn hier muß ein jeder nach Seiner Faßon selich werden.“

Zeige nun (so kannst Du's zeigen,
ob Du gleichst dem alten Fritz),
Statt der Polizei, dem Volke
den auf Dich gemünzten Witz!



Gedichte

und

kritische Aufsätze

aus den Jahren 1839 und 1840

von

Georg Herwegh.

Belle-Vue, bei Constanz,
Verlags- und Sortimentsbuchhandlung in Belle-Vue.
1843.

Inhalt.

1. Abtheilung.
1839.

	Seite.
Vorwort	VII
Eröffnung (des kritiſchen Theils der Volkshalle)	3
Karl Gutzkow und ſein Trauerſpiel „Saul“	7
Literariſcher Kram	9
Die neue Literatur	12
Rettung Platens	19
Platens Lieder und Romanzen	23
Platens Nachlaß	31
Dichter und Staat	34
Literatur und Ariſtokratie	39
Literatur und Volk	44
George Sand	55
Deutſche Lyrik	67
Der Mangel politiſcher Bildung bei den deutſchen Literaten	72
Literaturgeſchichte	81

Seite

Eine demokratische Verirrung 88
Karl Grün 96
Dichtergruppen (Freiligrath. Karl Beck. Greizenach) 101
Ein Verschollener 109
Karl Streckfuß und das Preußenthum 116
Die Uebervölkerung 129
Lyrik 137
Jean Paul 140
Studien über Achim von Arnim 152
Faust bei drei Nationen 163

II. Abtheilung.
1840.

(Gedichte.)

Die Industrieritter 3
Der Verbannte zum Guttenbergfeste . . . 10
Der Gefangene 13
Tod Napoleons II. 16
Lied von der Weisheit 19
Tell 22
Lied ohne Titel 24
An einen Bekannten, der einen Orden erhalten hatte 26
Todtenopfer für den Dichter Franz Gaudy . . 28
Der sterbende Republikaner 32
Lieder 35
Einer Frommen 40
Derselben 41

Seite

Gebet . . . 42
Sonett . . . 44
Frühlingslied . . . 46
Abschied . . . 48
Frühlingsnacht . . . 51
Auf! . . . 53
Barbarossa's letztes Erwachen . . . 55
Gutenbergslied . . . 61

(Prosa.)

Die Literatur im Jahre 1840 . . . 67
Ein Beitrag zur Kenntniß der literarischen Industrie . . . 73
Zur Geschichte des Drama im neunzehnten Jahrhundert . . . 77
Ischora oder die Eroberung Jerusalems, oder Buch eines Autors, der besser kein Autor wäre . . . 88
Karl Rosenkranz . . . 96
Salon und Hütte . . . 137
Ueber Schriftsteller Associationen . . . 143
Deutsche Lyrik . . . 166
Vermischte Schriften . . . 176
Robert Burns . . . 184
Corporal und Dichter . . . 192
Die Poesie in Oestreich . . . 200
Periodische Literatur . . . 208

Vorwort.

Es iſt mehr oder minder in jedem Abſchnitt der Geſchichte der Menſchheit bemerkbar, daß dieſelbe nichts anderes iſt, als eine Entwicklungsgeſchichte, daß ſich nämlich fortwährend aus den vorhandenen Beſtandtheilen der menſchlichen Geſellſchaft neue Beſtandtheile eines künftigen geſellſchaftlichen Daſeins, einer höheren Stufe humaner Vollkommenheit entwickeln. — Dieſes allgemeine Merkmal des geſellſchaftlichen Zuſtandes der Menſchen tritt aber in gewiſſen Zeitpunkten der Entwicklung viel ſcharfer und deutlicher als in andern an's Tageslicht. Menſchenalter hindurch verlanget der humane Entwicklungsgang nichts anderes, als eine höhere Ausbildung, eine Verarbeitung und Verfeinerung der in der Geſellſchaft vorhandenen Einrichtungen; aber es treten auch Zeitpunkte ein, in welchen

dieſe Einrichtungen in ihrem Stoff, in ihrer Weſenheit als durch und durch veraltet, faul und verdorben erſcheinen. In ſolchen Zeitpunkten handelt es ſich nicht darum, das Wohl der Geſellſchaft durch Verfeinerung und Ausbildung des Beſtehenden zu fördern: ſondern darum, mit entſchloſſener Thatkraft die Leiche der Vergangenheit aus dem Bereiche der Gegenwart hinwegzuräumen und auf neuen Bahnen einen verjüngten Kreislauf humaner Entwicklung zu beginnen.

In einen ſolchen verhängnißvollen Zeitpunkt ſind wir — wer mag es läugnen — in unſeren Tagen eingetreten. Die politiſchen Einrichtungen der vorhandenen Staatsorganiſationen, die geſellſchaftlichen Verhältniſſe der beſitzloſen Klaſſen gegenüber den beſitzenden, die religiöſen Einrichtungen gegenüber den herrſchenden Meinungen und Ueberzeugungen — alle dieſe Grundbeſtandtheile des geſellſchaftlichen Daſeins ſind in einen Zuſtand gerathen, durch welchen einem jeden unbefangenen und tiefen Beobachter die Ueberzeugung ſich aufdrängt, daß ſie *nicht in ihrer zufälligen Geſtaltung*, ſondern *in ihrer weſentlichen Beſchaffenheit* veraltet, verdorben, unhaltbar ſind. Dieſe Ueberzeugung iſt in einem jungen und thatkräf-

tigen Theile des deutschen Volkes im höchsten Grade lebendig geworden: sie äußert sich in mannichfaltiger Weise vorerst in Wort und Schrift, bis sich dereinst Wort und Schrift zur schaffenden That gestalten.

Mit unbarmherziger Schärfe kritischer Zergliederung wühlen die Jünger einer neuen philosophischen Schule in den Eingeweiden des gesellschaftlichen Organismus; mit schonungslosen Händen zerreißen sie das Netz von Täuschungen, in welchem Jahrhunderte lang die Geschlechter der Menschen befangen waren. Nackt und bloß erscheinen in ihrer ganzen Armseligkeit die Vorurtheile und Mißbräuche, die in Staat und Kirche unseren Vätern als heilig und unverletzlich galten.

Wie diese durch kritische Untersuchung und theoretische Nachweisung darthun, daß die Grundvesten unseres gesellschaftlichen Daseins vom Wurme zerfressen, faul und gebrechlich sind, so bereitet sich eine Schaar von weniger umsichtigen, aber der wirklichen Welt näher stehenden Kindern der Zeit zu dem Werke der Zerstörung vor. Mit rohen Fäusten rütteln sie an den morschen Stäben, auf welche sich die Einrichtung des Besitzes und Eigenthums, somit das ganze Gebäude der socialen Ordnung stützet. Mit frevel-

dem Hohne bewerfen ſie — nicht die veralteten Einrichtungen kirchlicher Mißbräuche, ſondern die Weſenheit jeder religiöſen Empfindung mit cyniſcher Verläſterung; ohne irgend einen Begriff aufzuſtellen von dem Reiche der Zukunft, das ihnen kaum in dunkeln Traumgeſtalten vorſchweben mag, rüſten ſie ſich, das Reich der Gegenwart in Schutt und Aſche zu vergraben.

Iſt es ein Wunder, daß der Geiſt, der die Geſellſchaft in allen ihren Tiefen erſchütterte, auch das Gemüth des Dichters mit unwiderſtehlicher Gewalt erfaſſet? Es zeigt von einer beſchränkten, einſeitigen Auffaſſung des Weſens der Poeſie, wenn man die Behauptung aufſtellen will, daß die politiſchen Zuſtände, die Zuſtände des ſocialen Lebens zum Gegenſtande der Dichtkunſt nicht geeignet ſeien! — Es gibt wohl ſolche Naturen, die mitten in den Stürmen einer furchtbar bewegten Wirklichkeit eine kindliche Unbefangenheit zu wahren im Stande ſind; ſolche, denen es gefällt, dem wilden Lärm des Marktes zu entfliehen und in gefälliger Stille den Tönen einer Muſe zu lauſchen, die ihnen das ewige Lied von der Verwandtſchaft des Menſchen mit der Natur vorſinget! — Auch ſolchen kann der Götterfunke der Dichtkunſt inwohnen und wenn ſie

uns in melodiſcher Sprache die Empfindungen ihres träumeriſchen Daſeins wiedertönen, ſo mögen wir gern, ihrem Sange zuhörend, die Mißklänge des wirklichen Lebens vergeſſen und in den Bereichen der Phantaſie einer ſüßen Erholung genießen. — Es gibt aber auch andere, die, gleichfalls erwärmt von dem heiligen Feuer der Dichtkunſt, ſich darum dem Drange der Wirklichkeit, der Mitempfindung aller Schmerzen der Gegenwart nicht zu entſchlagen vermögen, und es wäre lächerlich, dieſen zuzumuthen, daß ſie das Gefühl der Theilnahme an dem Zuſtand ihrer Umgebung in ſich niederkämpfen, daß ſie nicht aushauchen ſollten in poetiſcher Klage, nicht ausdonnern ſollten in poetiſchem Unmuthe, was ihre von den Wehen der Geſellſchaft erfüllte Seele in ihren innerſten Tiefen empfunden hat.

Ein ſolcher iſt Herwegh; ihm ward unſtreitig unter all den jungen Dichtern der Gegenwart der lauteſte, der verbreitetſte Beifall: nicht darum, weil er als Dichter auf der höchſten Stufe der Vollendung ſteht, ſondern darum, weil er überall wiedertönet, was die Herzen der zahlreichen, durch das Weh unſerer Zeit ſo tief berührten Klaſſen beweget. — Unſtreitig hat Herwegh von der Natur die ächte Weihe der Dicht-

kunſt empfangen; aber man kann darum nicht ſagen, daß er als Dichter erhaben ſei über die andern, die mit ihm um den Preis des göttlichen Lorbeers gerungen haben und ringen. — Erwähnen wir nur des höchſt genialen und höchſt frivolen Heine, der uns trotz aller Ausſchweifungen ſeiner zügelloſen Laune als Dichter unter den Zeitgenoſſen am höchſten ſteht. — Schon Jean Paul ſagt: man muß einen Dichter, wie die Sonne, nicht nach Flecken, ſondern nach ſeinen Strahlen beurtheilen. Mit welch bewundernswürdiger Fülle ſprudelt der lebendige Quell ſeines unerſchöpflichen Witzes; mit welch unveränderlicher Schönheit glänzet der Perlenkranz ſeiner poetiſchen Sprache: mit welch unwiderſtehlicher Kraft dringet zuweilen der Geiſtesblitz ſeines dichteriſchen Lichtes hinein in die Abgründe verjährten Wuſtes, zündend und zerſtörend und neues Leben erweckend! — Wenn Heine zuweilen in übermüthiger Laune auch das Ehrenwerthe mit üppigem Spotte antaſtet, wenn er die Manen des edeln Börne beleidigte und die ernſten Beſtrebungen der ſocialen Schule durch leichtfertige Verhöhnung zu verdächtigen ſtrebt, ſo möge man ſich erinnern, daß ſelbſt des Sokrates Weisheit vor den Pfeilen eines Ariſtophanes

keinen Schutz gewährte und daß man den Dichter wie den Menschen nicht in einzelnen Zügen, sondern in seiner Totalität auffassen muß, um ihn zu beurtheilen. — Wenn wir von dem unbefangenen Standpunkt ästhetischer Beurtheilung ausgehen, so könnten wohl auch noch Andere, außer dem genialen Heine, mit unserm Herwegh einen siegreichen Vergleich aushalten. — Der vielverkannte Freiligrath übertrifft ihn häufig in Bezug auf Vollklang des poetischen Ausdrucks und auf Bilderpracht und Reichthum: der vortreffliche Lenau spricht zuweilen in eindringlicher Zaubersprache mit höherer Dichtermacht zu unserer Seele. — Worin also liegt der Zauber jener allgewaltigen Wirkung, durch welche die Dichtungen Herwegh's allenthalben eine so viel höhere Bedeutung gewonnen haben, als jene seiner Zeitgenossen? Worin liegt es, daß er, der gepriesene Sänger des Volkes, von einem Könige der besondersten Aufmerksamkeit, ja der Mühe eines Bekehrungsversuches würdig erfunden wurde? Worin, daß der Ingrimm über das Fehlschlagen dieses Versuches in ohnmächtigen Verfolgungsdekreten sich kund gibt? — Doch nur darin, daß Herwegh nicht mit Heine'schem Frevelwitze, sondern mit dem begeisterten Ernste eines

für das Wohl der Menſchheit glühenden Sängers in alle Lebensfragen der Gegenwart lebendig eingreift! Darin, daß er, ein geweihter Prieſter der Muſe, ſich fern haltend von jeder Berührung gemeiner Selbſtſucht, den Jünglingen und Jungfrauen das noch nie gehörte Lied von Volk und Vaterland vorſingt! —

Herwegh ſteht noch in der Blüthe des Alters; was er bisher leiſtete, zeigt von ſeltenem Genius. Möchte dieſer Genius allzeit im reinen Lichte glühen! Möchte ſeine Flamme, durch die Reife der Erfahrung und des Lebens ſich läuternd von den Dünſten einer träumeriſchen Einbildungskraft, ihre urſprüngliche Wärme bewahren! Möchte Herwegh die edeln Kräfte, die ihm inne wohnen, allzeit nur der heiligen Sache der Menſchheit, dem Opferdienſte im Tempel einer ſchöneren, aus der trüben Gegenwart ſich mühſam entwickelnden Zukunft widmen.

Zu der Hoffnung, daß es ſo geſchehen werde, berechtigt uns Herweghs Vergangenheit; die Feſtigkeit womit er die Gunſt der Großen verſchmähte und der Fahne des Volkes, der Fahne der Menſchheit treu geblieben iſt. Dazu berechtigt uns auch die Kenntniß des Entwicklungsganges, welchen die reine Muſe des

jugendlichen Dichters genommen hat. Es war uns vergönnt, diesen Entwicklungsgang als eifrige Beobachter von seinem Ursprunge an zu verfolgen. Jahre lang, ehe Herwegh's Name in der Reihe der ersten Dichter des Vaterlandes prangte, weihte er seine jugendlichen Kräfte der Theilnahme an der Redaktion eines Blattes, das im Verlage von Belle-Vue unter dem Titel: „die deutsche Volkshalle" erschienen ist. Da sich dieses Blatt die eifrige Vertretung derselben Grundsätze und Gesinnungen zur Aufgabe setzte, die heute noch in den Herwegh'schen Dichtungen athmen, so wurde ihm bald dasselbe Schicksal bereitet, das in Deutschland das gemeinsame Loos so vieler unabhängiger Organe der Volksinteressen gewesen ist; es unterlag dem Drucke der Preßpolizei.

Als Eigenthümer des besagten Verlages, mithin auch der damaligen publizistischen Leistungen Herwegh's, haben wir in Erwägung gezogen, daß es den Verehrern Herwegh's, seines Talentes und seiner geistigen Richtung keineswegs unwillkommen sein könnte, die frühere Entwicklung seines Ideenganges kennen zu lernen und zu erfahren, in welcher Weise er zuerst die Bahn betreten hat, auf welcher er später so glänzende Er-

folge erreichte. — Darum haben wir uns entſchloſſen, die früher in unſerem Verlage in der Volkshalle veröffentlichten Gedichte und Aufſätze Herwegh's in einem beſonderen Abdruck der Oeffentlichkeit zu übergeben. — Der poetiſche Theil der gegenwärtigen Sammlung, wenn auch vielleicht in Bezug auf vollendete Form den ſpäteren Dichtungen Herwegh's zum Theil nachſtehend, wird jedes für Dichtkunſt empfängliche Gemüth anſprechen durch das friſche, kräftige Leben, das ihm hier entgegenſp udelt. Die kritiſchen Aufſätze werden ganz beſonders für Jene wichtig ſein, welche mit uns die Anſicht theilen, daß Herwegh dazu beſtimmt iſt, die reichen Gaben ſeines Geiſtes nicht in unthätiger Anſchaulichkeit zu verpraſſen, ſondern auch kunſtig kräftig wirkend einzugreifen in das Triebwerk des Lebens. — So ſenden wir denn unſere Sammlung auf den geiſtigen Markt des öffentlichen Lebens in der Ueberzeugung, dem gebildeten Kreiſe deutſcher Leſer eine dankenswerthe Gabe darzubringen.

Belle-Vue im Juni 1845.

Die Verlagshandlung.

Erſte Abtheilung.

1839.

Eröffnung.

Das äußere Leben einer Nation iſt nur das halbe Leben derſelben. Mag dies eine Wahrheit ſein, die man auf der Straße findet, unſere Publiciſten ſcheinen ſie doch gar nicht zu kennen oder beobachten ſie wenigſtens nicht genugſam, ſie hätten ſonſt längſt die löbliche Gewohnheit der franzöſiſchen politiſchen Blätter nachgeahmt und der Beſprechung der literariſchen Intereſſen unſeres Volkes eine Spalte in ihren Journalen eröffnet. Es iſt rein unmöglich, das eigenſte Weſen der Deutſchen zu verſtehen, ohne ſeine Literatur, ohne ſeine Poeſie. Können wir auch nicht gerade bis zur Evidenz

erweisen, welche wirkliche Thaten aus den Schöpfungen unserer ersten Dichter und Denker hervorblüht, wie die Franzosen den Ursprung ihrer modernen Helden theilweise ganz speciell auf Racine und Corneille zurückführen — so viel wissen wir, ein unentbehrlicher Commentar zum Leben unseres Volkes bleibt dessen Literatur immerhin.

Es ist eine Lüge, daß unsere Gedanken schon concipirt auf die Welt kommen, wir besitzen die schönste, wahrhaftigste Republik, unsere Literatur. Die Anarchie, die unläugbar gegenwärtig in ihr herrscht, ist vorübergehend und Alles weist auf eine baldige Lösung der literarischen Wirren hin. Zu dieser Lösung will auch die deutsche Volkshalle beitragen und eröffnet hiemit eine Nische für Kunst und Poesie, für die Literatur in ihrem ganzen Umfange, in ihren verschiedensten Verzweigungen eine Nische, groß genug für unsere größten Geister aber zu klein für das Standbild eines literarischen Überflüssigen, eines Johannes Minkwitz oder Friedrich Gerstäcker.

Die Literatur, und, genauer bestimmt, hier die Kritik, muß der Politik unter die Arme greifen. Hat die Politik die Aufgabe, den Bürger zu emancipiren, so übernimmt die Literatur das vielleicht nicht minder

schöne Amt, den Menschen in uns frei zu machen. Die Reform hat sich nicht auf den Staat zu beschränken, auch das stille, geistige Schaffen des Volkes nimmt die Aufmerksamkeit des Publicisten in Anspruch; äußeres und inneres Leben darf nicht mehr getrennt, beide müssen in Beziehung zu einander gesetzt, beide durch einander erklärt werden. Nicht nur von Außen her, von Oben herab, auch von Innen heraus muß uns geholfen werden.

Der Zweck, welchen die „deutsche Volkshalle" vor Augen hat, ist kein anderer, als der, wofür die Menschheit von jeher gestritten, wofür namentlich in den letzten Jahrzehenden so viele Tüchtige mit der besten Kraft ihrer Seele gekämpft, so mancher Wackere seine bürgerliche Existenz aufgeopfert. Der kritische Theil der Halle wird hierin dem politischen treulich zur Seite stehen. Beide streben das Gleiche an, Verbesserung unserer Zustände, und unterscheiden sich nur in der Wahl der Mittel, indem der letztere die Literatur zu Hülfe nimmt. Wir dürfen über dem Bürger nicht den Menschen vergessen, über die Politik nicht die Poesie. „Nicht Kirche und Staat, die freie Persönlichkeit des Menschen ist die erste und Hauptinstitution der Gesellschaft, und eine

Hauptstelle, wo die Aufgabe des Jahrhunderts sich zu erkennen gibt, ist der stille Boden, das menschliche Herz." So sei mir denn Jeder willkommen mit den Schätzen, die er in dem stillen Boden, in dem menschlichen Herzen erbeutet hat, er soll an mir einen [illegible], nach Umständen [illegible], immer aber seinen [illegible] bewußten Kritiker finden. Werde ich mich auch Erscheinungen mit Vorliebe hingeben, in denen das Herz der Zeit pulsirt, es soll mir doch nie begegnen, daß ich bedeutsame Individualitäten einer [illegible] opfere, wodurch die persönliche Berechtigung derselben geschmälert werden könnte. Ich werde die [illegible] Combination so gut zu würdigen wissen, wie den großartigen Gedanken, der eine [illegible]. Nur was [illegible] mit dem Leben der Nation oder gar deren Interessen verletzt, werde ich mit unerbittlicher Strenge bekämpfen.

Es liegt eine Masse interessanter und [illegible] Bücher vor mir; ich will mit einem der [illegible] Anfang machen.

Die erste Tierarzt.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

und wenn sie vorgeben, wissen sie nichts von Liebe; wie sollten sie Wahrheit, diese unterschiedene und taube zu Wissen, nicht Lüge, so sie Glückes zu gelangen, ist sie gestorben.

Ich könnte viele von ihnen nennen, die meine Hilfe, die meine besondere Hilfe für eine kurze Weile in ihren Händen gehabt und gewonnen hat, die Liebe hervorgerufen und die Zuneigung der Augen und Sinnlichkeit, aber weil ich meinen Weg gehe, ich will es hier zu Ende und nicht verlassen. Darum kommt es zu einer Trennung der Gemeinschaft und die Wahrheit. Die einer Tochter in der Stunde geboren werden ist, wo die Zuneigung zu Mutter gebrochen hat mit dem Bruder der Mutter, wo die Zeugen gewesen von meinen Leiden, mitgelitten haben Tränen, wo die Finger Mutter gebrochen in meinen Händen, so will ich keine Begründung anführen und begründet sein.

„Und ist der Mann, der sich die Hände hat an der Frauen, dem weiß die ganz Unschuldige schweigen? Schweigt auch nicht aus der Mutterlust mannigfaltigen Leiden und Angst die sie ganz von sich, und der Schmerz nicht, daß sie hat keinen Mann, daß sie haben muß den Hass zu Mutter?"

Meine Verachtung, wie sie Tiefe gehen, sieht sie gerichtet dem tierischen Triebe der Sinne Tierheit, der Liebe Geschl, die nicht verantwortlichen, bewußten Mutter. Wer Hände nicht nur für den nützen mannigfachen Dienst, sieht

nicht blos für Schiller und Göthe, für Herder und Lessing, für Tieck und Novalis, Liebe nicht blos für das künstlerische Erbe der Vergangenheit, nein, Liebe, warme, brünstige Liebe auch für die Samenkörner der Zukunft, für die poetischen Sprößlinge, die so herrlich gedeihen vor unsern Augen. Ich möchte die Liebe der Nation erwecken für ihre aufblühende, für ihre junge Literatur. Denn ich lebe derselben Ueberzeugung, die längst in diesen Blättern, im Artikel „Staatsleben und Literatur", so entschieden ausgesprochen wurde, nämlich der Ueberzeugung, daß die gegenwärtige Beschaffenheit der schönen Wissenschaften in Deutschland keineswegs eine rückschreitende Bewegung verrathe, sondern auf einen bedeutenden Fortschritt der Zeit hinweise. Warnen will ich die Nation, daß sie sich nicht hintergehen lasse von den Klagewörtern einiger Obscuranten, die Schmähung über Schmähung häufen auf die schönsten Talente, deren wir uns in diesem Augenblicke erfreuen! Wo will das Volk Trost finden für sein unsägliches Elend, wenn es seine dichterische Zukunft im Keime erstickt? Wer wird ihm Blumen flechten um das gewölbte, schmerzvolle Haupt, wenn es seine Sänger verstoßen wollte? Jede Zeit, jedes Jahrhundert hat seinen eigenen Gedanken, der seine Offenbarung findet in den erleuchteten Geistern einer Nation. Wir haben solche Geister. Es ist ein großes Vermächtniß — das Vermächtniß der deutschen Literatur vor dem Jahre 1830, aber werden seine Zinsen groß genug sein, uns zu ernähren in alle Zukunft? Werden wir nicht neuer Organe, neuer Fürsprecher der Menschheit bedürfen? Darum fordere

ich Wartung und Pflege, ja Achtung selbst in ihrer Verirrung für die junge Literatur! Mein geringes Talent gehört ihr ausschließlich an, und ich werde mich nicht scheuen, ihr jegliches Opfer zu bringen. Ich verhehle mir dabei nicht, daß sie mancherlei Verirrungen sich hat zu Schulden kommen lassen, daß sie manche Fehler begangen hat; aber was ihren bessern Theil betrifft, war sie sich stets des reinsten Strebens bewußt bei all diesen Verirrungen, und ihre Fehler waren nur eine Ausartung ihrer Tugenden. Ach! sie hat ihre Schwächen so sehr, so schmerzlich schwer gebüßt! Anstatt an Apollo und die Musen in letzter Instanz zu appelliren, berief sich der Fanatismus auf den Staat, der, wie ich ewig behaupten werde, in Sachen des Herzens, des Gemüths der unzugänglichste Richter ist, ja dem gar keine Stimme hierüber zukommt, was er auch selbst zugestanden hat durch jenes gemäßigte Verfahren bei einem bekannten literarischen Prozesse. Die junge Literatur besaß den Muth, keck die Fragen des Jahrhunderts herauszugreifen aus dem Zetteltopfe der Zeit und sie poetisch zu gestalten. Man hat ihr daraus ein Verbrechen, ein großes Verbrechen gemacht. Was in der Wirklichkeit vor ihr liegt, sollte sie denn das nicht dichterisch behandeln dürfen? „Wenn an dem Glauben, an der Liebe, an der Ehre gerüttelt wird und der Dichter dieses kecke, mitunter wohl auch freche Treiben darstellt, ohne die Subjekte desselben zu verdammen, wenn er seine, seien es auch zum Verderben bestimmte, Gefäße der Unehre mit einer gewissen Langmuth trägt: so erheben kurzsichtige oder böswillige Beurtheiler ihr moralisches Zeter.

Bedächten sie doch, daß, so gewiß in den Grundsätzen un
Instituten, an welchen auf diese Weise gerüttelt wird, etwa
Wahres ist, dieselben so gewiß nur geläutert und neu be
festigt aus dem Prozesse hervorgehen können; daß aber auch
so gewiß der Geist seine Unendlichkeit sucht, diese Richtun
der Zeit nicht zurückgedrängt werden kann." —*). Es i
aber nicht genug, daß dieselbe nicht zurückgedrängt werd
man soll die Geburten des modernen Geistes nach Kräfte
erleichtern, damit wir bald möglichst unsere Bedürfnisse e
kennen und über uns ins Klare kommen! Das deutsc
Volk wird, hoffe ich, so billig sein und der jungen Literat
trotz allen fanatischen Einflüsterungen endlich einmal ihr Re
angedeihen lassen.

Die junge Literatur unterscheidet sich ganz wese
lich von jeder früheren, und die Nation ist ihr zu besonder
Danke verpflichtet. Die junge Literatur ist nämlich du
und durch, von ihrem Ursprunge an demokratisch, u
sich zum Theil bis in die kleinsten Nüanzen derselben hin
nachweisen läßt. Sie braucht zu ihren Tragödien und N
vellen nicht mehr jenen fürstlichen Apparat, der selbst Sh
spear zu großartigen Effekten noch zulässlich dünkte. Für
ist in jedem Zimmer ein Roman, für sie rauscht in je
Herzen die Melodie des Schicksals. Während der Dic
in früheren Zeiten sich zurückzog aus dem Gewühle

*) Strauß, Streitschriften u. s. w. 2. Heft.

Welt, stürzt die junge Literatur sich mitten in den Strom des Lebens und schöpft aus ihm die meisten Wellen. Der Dichter vereinsamt sich nicht mehr, er sagt sich von keiner gesellschaftlichen Beziehung mehr los, kein Interesse des Volkes und der Menschheit bleibt seinem Herzen fremd: er ist nicht nur demokratischer, er ist auch universeller geworden. Es fällt heut zu Tage Manches in den Bereich poetischer Gestaltung, woran vor einem Jahrzehend noch keine Seele gedacht. Mag auch der Tendenz seither oft die Schönheit geopfert worden sein, es ist ein Fehler, der sich leicht gut machen läßt, und wirkliche Produktionen der neuesten Zeit, namentlich im Fache des komischen Romans, beruhigen vollkommen über die ächte Schöpfungskraft unserer jungen Autoren. Unsere neue Literatur ist eine Tochter der Kritik, unsere besten Schriftsteller haben in den Journalen ihre Studien vor dem Publikum gemacht, manches keimende Talent schlägt noch jetzt denselben Weg ein. — Die Kritik hat uns von der Form der Tyrannei befreit und uns befruchtende Ideen zugeführt, die auch in neuen schönen Gestalten sich verkörpern werden, wenn nicht alle Anzeichen trügen. Wir sind auf einer Höhe philosophischer Betrachtung angelangt, wie sie kaum Lessing geahnt haben mag. Unsere Kritik kann Göthe und Börne nacheinander an's Herz drücken: sie kann Göthe lieben und braucht Börne doch nicht zu tadeln, daß er so grausam mit jenem Dichter verfahren. Sie weiß, daß Börne ein Blitz war, der nur die Höhen der Welt getroffen.

Ich gedenke in einer Reihenfolge von Artikeln die Geschichte der jungen Literatur bis zu ihrer jetzigen Gestaltung und leider auch Spannung, sowie die Bedeutung der einzelnen literarischen Persönlichkeiten zu entwickeln und will nur einen vorläufigen kurzen Umriß ihres Ursprungs und ihrer Verzweigung geben.

Die Julirevolution*) erweckte in Deutschland zwei Genien, deren Einfluß auf die Jugend seines Gleichen sucht, die nicht nur die Schreyer neuer Ideen, sondern auch die Schreyer einer ganz neuen Sprache geworden sind. Ich meine Heinrich Heine und Ludwig Börne. Es herrscht blos der Unterschied zwischen beiden, daß es Börne Zeit seines Lebens mit jeder Sylbe Ernst, fürchterlicher Ernst gewesen, bei Heine dagegen Alles Spiel, wenn auch genialisches Spiel, ist: daß Börne als unerbittlicher Sansculott geerben und Heinrich Heine allem Anschein nach als Adjunkt des Fürsten Pückler enden wird. Grad seit Börnes Tod stellte sich der gewaltige Unterschied der beiden Männer so schlagend heraus. Die literarische Jugend wollte sich lange nicht für den einen gegen den andern aussprechen. Jetzt ist es geschehen, die erste Begeisterung, der erste Rausch hat sich verloren; die Literatur theilt sich

*) Es ist mir gar wohl bekannt, daß Börne seine schriftstellerische Laufbahn schon weit früher begonnen; seine eingreifende Wirksamkeit datirt sich übrigens erst von der Julirevolution.

unbedingt in zwei feindliche Lager: das Feldgeschrei des Einen ist Börne, das Feldgeschrei des andern lautet Heine.

Dort steht Gutzkow mit einer kleinen Zahl Vertrauter, hier stehen die Herren Laube, Kühne und Mundt. Ich meine, die Nation sollte nicht lange unschlüssig sein, wem sie ihre literarische Zukunft anvertrauen will.

Rettung Platens.

Ich kenne keine schönere Pflicht, als die, einen Todten in seine Rechte einzusetzen. Seit Platens gemißhandeltes Herz in italischer Erde ruht, hat sich manche freundliche Stimme über ihn erhoben; seit diese Brust voll Liebe Staub gesunken, hat man gerne die Eitelkeit vergessen, so unbändig darin gehaust. Er hatte bei seinem Leben leidenschaftlich um die Theilnahme des Volkes gerungen und fand sie nirgends, als in den Zirkeln der Aristokratie, die seinem stolzen Sinne so zuwider sein mußten. Seine Geburt war vielleicht sein größtes Unglück; sein zweites unsere Un-

fähigkeit, eine ungewöhnliche Individualität gewähren zu laſſen, unſer trauriger Hang, Alles nach unſern Begriffen ummodeln zu wollen. Jedermann ſoll denken, wie wir denken, Jedermann fühlen, wie wir fühlen. Nirgends werden ſo viele originale Naturen todtgeſchlagen, als in Deutſchland und England. Ich erinnere in letzterer Beziehung nur an den armen Shelley, der landesflüchtig werden mußte, weil er ſich unglücklicher fühlte, als die blonden Ladies der brittiſchen Inſel, weil ihm der Jammer der Menſchheit mehr Sorgen machte, als dem Sprecher des Hauſes der Lords auf ſeinem Wollſacke. Ein ſonniger Blick des Wohlwollens, und wir hätten die oft marmorkalten Gebilde Platens zum wärmſten Leben erwecken können. Alle Gunſt und Gnade von Oben tröſtete ihn nicht für die beharrlich ſtumpfe Gleichgültigkeit der Nation.

Unſere großen Geiſter haben ſich ſchwer an dem Sänger der Abbaſſiden verſündigt. Die Freunde Platens waren alle ſo gewöhnlich, keiner derſelben war im Stande, den Dichter in ſeiner Tiefe zu erfaſſen; das Beſte, was ſie ihm darbringen zu können glaubten, waren ſchaale Lobhudeleien. Und ſeine Feinde waren ſo geiſtreich! Sie beſaßen ſo viel Witz, ſo viel grauſamen, mordenden Witz! Die Schmähungen Heines hatten die unſeligſten Folgen. Jeder Pinſel, der nicht wußte, was nur Poeſie iſt, meinte nun das Recht zu haben, herzufallen über dieſen eigenthümlichen, in ſeinem Kerne untadelhaften Geiſt.

Die Stimmen des Tadels fangen an zu verhallen. Das ſchönſte Denkmal ward Auguſt Platen durch Gutzkow in

den literarischen Uebersichten von Lewalds Europa gesetzt. Von Heine vermutet, daß er eingestehe, er habe Platen immer hoch geachtet. Freiligrath sang im Musenalmanach von ihm, als von einem Dichter, dem, wie wenigen, Dichterfeuer im Herzen brannte. Immermann, welcher Platen in seinem im Irrgarten der Metrik umhertaumelnden Cavalier und namentlich in seinem Julisäntchen so herb angegriffen hatte, hat sich eines Andern besonnen und gesteht in seinem neuen Münchhausen wenigstens: „der Graf von Platen kommt in die Walhalla, und er gehört auch hinein, trotz aller seiner Thorheiten und Mißgriffe."

Darüber herrscht kein Zweifel mehr, daß er ein Dichter, ein ächter Dichter gewesen.

Er hat sich noch einen andern Anspruch auf unsere Liebe erworben durch seine freie, großartige Gesinnung. Die Cotta'sche Gesammtausgabe hat viele Lieder Platens ausgeschlossen, die so eben in einer andern Buchhandlung unter dem Titel „Gedichte aus dem ungedruckten Nachlasse des Grafen August von Platen-Hallermünde erschienen sind. Seine Polenlieder sind das Herrlichste, was je auf dem Grabe von Helden gesungen wurde, und er schlägt die Harfe mit göttlichem Zorne. Ihm war in den hohen Regionen bei Weitem nicht so heimisch zu Muthe, wie sein Stand glauben lassen könnte; ein guter, der beste Theil seines Herzens gehörte dem Volke an. Wir wollen ihm verzeihen, daß er geschrieben:

Du weißt es längst, man kann hienieden
Nichts Schlecht'res als ein Dor sein!

Wir wollen ihm verzeihen, um der Verse willen, [illegible] er an einen bekannten Dichter, der einst selbst Freiheitslie[illegible] gesungen, gerichtet hat:

Die Feder Marats, wieder in Blut getaucht,
Steht auf und lehrt scheuseliges Henkerthum.
Die Feder Marats? Nein, die deine
Wahrlich abscheulicher, zehnmal, ist sie.

Er schrieb für Freiheit, mindestens wie er sie
In seiner teuflisch kochenden Brust verstand:
Du glühst für Knechtschaft, willst Vernichtung
Predigen über ein ganzes Volk uns.

Nicht blos sie selbst, ihr Name sogar — es sprich'ts
Dein feiler Mund — soll schwinden und untergehn:
Nur dich hinweg, dich Name Polens!
Rufst du, dir schreib ich es nach mit Schauder.

Ihr Name selbst? wie kränkte der Name dich?
Ihr Name bleibt und gingen sie selbst zu Grund!
Er ward mit Heldenblut geschrieben,
Menschlichem Ruhme die schönste Sternschrift.

Du freilich weichst demüthigen Schrittes zurück,
Wenn fremde Macht umhüllt das Vaterland.
Sie starben, ja, doch nicht entging auch du
Ihrem gebrochnen Heldenblicke.

Sie schrecken dich im Tode sogar und noch
Dem Tod verfolgt dein schnödes Gedicht sie noch.
O feiler Übermuth! Solche Seelen
Kauft der entartete deutsche Pöbel!

Du höhnst den Leichnam, aber ich leg indeß
Dies kurze Lied auf mächtigen Todtenkranz:
Hier liegt ein Volk! und dort da ging
Menschengefühl in Zerknirschung unter.

Platens Lieder und Romanzen.

Ihr kennt mich nur nach leichten Worten messen,
In diesen Zügen könnet ihr nicht seh'n:
Ach, jeder Schmerz ist nur ein Selbstvertragen,
Und jedes Lächeln kommt mich hoch zu steh'n.

Man hat es vielleicht kaum begriffen, manche allzulei-
denschaftliche Freunde haben es mir wohl gar bitter ver-

dacht, daß ich einen Mann, der nie in die nächste Berührung mit dem Volke gekommen, so hastig und begeistert in die Reihe der Demokraten eingeführt habe. Das ist eben der beklagenswerthe, unverzeihliche Fehler unserer Partei, daß sie überall sogleich abspricht, wo sie nicht den unmittelbarsten Ausdruck ihrer Sinn- und Denkweise findet, daß sie so blind ist, den Genius der Freiheit zu verkennen, wenn er einmal statt der Jakobinermütze den Lorbeer trägt. Das Auditorium eines Dichters ist immer zahlreicher, als das eines Publicisten; der Demokrat sollte daher mit viel weniger Mißtrauen und weit mehr Liebe an einen Sänger herangehen, der, wenn er auch keine Adressen verfertigt und keine Broschüren über Preßfreiheit verfaßt, doch in seiner Art das Gleiche mit den Edelsten seiner Zeit angestrebt. Auch der beste Staat hat für den Einzelmenschen erdrückende Institutionen, und so lange es Dichter gibt, haben sich dieselben in Opposition gestellt mit den Satzungen der Politik. Das harmloseste Lied ist, wenn man Consequenzen daraus ziehen wollte, hochverrätherisch. Eine Seite der Freiheit wird der Welt nie verloren gehen, und das ist die Seite, welche sich in den Sängern der Völker herausgebildet; die Subjektivität wird ewig Protest einlegen gegen jegliche Vergewaltigung durch die Objektivität. Mit dem ersten Dichter wurde der erste Protestant geboren; schon Homer war ein Protestant. Der Protestantismus war dem Begriffe nach längst in der Poesie vorhanden, ehe die Religion noch den glücklichen, zutreffenden Ausdruck für denselben gefunden hatte. Glücklicher Ausdruck? Ach! unsere schönsten Gedanken fli-

gen in fremden Lauten an unser Ohr, und vielleicht nicht ohne Bedeutung ist es, daß das herrliche Wort „Demokrat" das Wort eines untergegangenen Volkes ist!

Sonderbar, um wieder auf die Dichter zurückzukommen, ist es, daß sie gerade von Dichtern am schmerzlichsten mißverstanden werden. Hinter jeder trüben Wolke soll allerdings das Morgenroth der Versöhnung landen. — die trübe Wolke selbst aber darf nicht weginterpretirt werden, man muß ringen mit ihr, um durchzubrechen zum Frieden. Herr Prutz, der doch selbst Dichter ist, will in den Halle'schen Jahrbüchern alle Poeten zum Glücke kommandiren, und kann nicht begreifen, wie es in einer so hübschen Zeit, als die unsrige ist, so viele Mißgestimmte gebe, warum nicht von jeder Lever ein Hallelujа erklinge auf die göttliche Nothwendigkeit, und Hymnen des Dankes erschallen an den Weltgeist für unsere artigen Zustände. Prutz will die Poesie auf das Postament der Philosophie hinaufschrauben und verlangt Dinge von den Dichtern, wodurch die Dichter eben aufhören würden, Dichter zu sein. Die Herren wollen doch sonst allem Möglichen in der Welt seine Berechtigung vindiciren, warum nicht auch diesen Laut des Schmerzens, der durch alle Dichtungen der Gegenwart hindurchklingt?

Diese Unzufriedenheit, dieses Mißbehagen schützt uns vor der Verflachung unserer jetzigen Lage und trägt sein gutes Theil dazu bei, die Weltgeschichte im Fluß zu erhalten. Ich beklage einen Dichter, ich beklage ein Volk, das zufrieden ist.

Die Nation urtheilt immer gerechter, als die Kritik, und keine hochtrabende Phrase iſt im Stande, ſie Männern abſpenſtig zu machen, die ſie einmal für ihre Lieblinge erklärt hat; ſie läßt eher zehn Philiſterehen, als einen Dichter untergehen, und wird ſich die Liebe zu ihrem Nikolaus Lenau, zu ihrem Anaſtaſius Grün, zu ihrem Adelbert Chamiſſo, ſelbſt zu Heine, wo er ſeine Unarten nicht zur Schau trägt, nie rauben laſſen. Sie wird es mit Gleichgültigkeit anhören, wenn man ihr verſagt: dieſer Reim iſt unächt, dieſes Bild iſt zu weit getrieben, dieſe Farbe zu ſtark aufgetragen: ſie wird ewig glühend den Sänger an's Herz drücken, der ihren liebſten Regungen Sprache verliehen, ihrem Kummer Worte gegeben, ihr Elend in Harmonieen gebracht, der ein Spiegel iſt, in dem ſie ſich ſelbſt anſchaut.

Zuweilen begegnet es, daß muthwillige Kritiker ein Verurtheil erwecken gegen einen Schriftſteller, das erſt viele Jahre nachher mit Mühe und Noth ausgerottet werden kann. Es iſt dies der Fall mit Auguſt Platen, deſſen Zukunft man ſeit ſeiner verhängnißvollen Gabel und den romantiſchen Oedipus ſchon zum Voraus bei Seite gelegt hatte. Die Maſſe des Volks hat man ihm abwendig gemacht, und meine Aufgabe ſoll ſein, von Zeit zu Zeit nachzuweiſen, welche mit unſerm ganzen Weſen und Treiben verwandte Töne in ſeinen Liedern zu vernehmen ſind, wenn man das richtige Gehör beſitzt, wie wir, trotz ſeiner oft ſchroffen Eigenthümlichkeit, uns ſelbſt ganz wiederhaben in ſeinen Dichtungen.

Ich will seine Werke nach der Anordnung der Cotta schen Gesammtausgabe gewissenhaft besprechen und erst am Schlusse mir ein definitives Urtheil erlauben; meine Leser werden mir, denke ich, mit Liebe folgen, wo es gilt, ein so reiches, inneres Leben, nachdem es für die Wirklichkeit erloschen, aus schriftlichen Zeugnissen wieder heraufzurufen.

Der erste Abschnitt in der angeführten Ausgabe sind die Lieder und Romanzen des verstorbenen Sängers. Ich muß bei meiner Entwicklung dieses poetischen Charakters leider mehr negativ zu Werke gehen, denn ich habe mehr Vorwürfe zu widerlegen und deren Nichtigkeit zu beweisen, als Lobsprüche zu bekräftigen.

Ein Gefühl, das durch diese ganze Abtheilung durchgeht, ist das Gefühl der Verwaisung, der Einsamkeit, der unglücklichen Stellung des Dichters in der modernen Welt.

Schon im Jahre 1815, mitten im Lärm der Waffen und des Krieges, singt der neunzehnjährige Jüngling:

Welle läuft mit der Welle,
Aber ach, ich bin allein. (S. 1.)

und im Jahre 1818:

Bist du nicht gewohnt vor Allen,
Als der Einsamkeit Erwählter,

Ohne Zuſpruch und Begleiter
Durch den ſtillen Forſt zu wallen? (S. 8.)

Dieſe Abſonderung von der Gewöhnlichkeit charakteriſir
ihn bereits als jenen „Mann der Träume", wie er i
einem andern Liede ſich ſelbſt nennt. In ſolcher Einſamke
ſtürmen nun alle Fragen, alle Zweifel auf ihn ein, die de
ächten Menſchen, und namentlich den ächten Dichter, Je
ſeines Lebens quälen und verfolgen müſſen. Er wird z
weilen irre an ſeinem Beruf, an ſeinem Talent, an ſeine
Schickſal. Was ſoll er? Was kann er? Was muß er
Iſt am Ende ein Leichentuch ſo vieler Arbeit werth? (S. 8
Bietet die Welt Lohn für ſolche Opfer? Was hilft e
ſich ſo abzumühen einem unerbittlichen Fatum gegenüb
das den Kainsſtempel auf meine Stirne gedrückt?

Ich bin geboren, zu entſagen,
Zum Glücke bin ich nicht geeignet! (S. 10.)

Wer denkt hier nicht an das Waiblinger'ſche:

Mein Kind, ich bin auf Erden
Ein ungebetner Gaſt!

Soll er Troſt ſuchen bei den Menſchen? Aber ach
kennt ihn ja Keiner, und

Keiner fragt ihn liebentglüht:
Was in die Wange dir verblüht?
Was fehlt dir, stiller Weiner?

Es versteht mich Niemand und Jeder will mich mit seinem Maße messen (S. 27). Daher ist es wohl am besten, wenn ich mich frei bewahre und verberge vor der ganzen Welt (S. 26) oder wenn ich fortziehe in die Weite, wo das Herz von keinem Zwange entstellt wird (S. 26.).

Wir sehen in den angeführten Liedern überall die ringende Natur, deren übervollem Herzen die arme Wirklichkeit nicht zu entsprechen vermag, mit Einem Worte den Dichter Ja, der Gott beseelt ihn und hat ihn zu seinem Priester geweiht! (S. 1.)

Daß Platen die Freiheit geliebt, geliebt wie die Wackersten unsers Volkes, habe ich in meinem ersten Artikel zur Genüge dargethan. Wer daran zweifeln wollte, lese nur die Einladung in die Schweiz an einen Freund (S. 4).

Willst du nach der Freiheit Höhen,
Wo die Berge zeugend reden,
Nicht ein frommer Pilger geh'n?
Dort, wo keine Dränger hausen,
Wo die Ströme freier brausen,
Wo die Lüfte reiner weh'n!

Ein Vorwurf, der namentlich durch ein Paar A
Göthes in den Gesprächen mit Eckermann aufgeko
ist, ist die Beschuldigung, Platen sei die Liebe
gewesen. Seine Lieder und Romanzen zu kennen und
zu behaupten, ist meinem armen Verstande unbegre
Hier konnte ich nach Herzenslust citiren, wie Wolf
Menzel; ich will mich indessen damit begnügen, a
Gedichte S. 28 und den Schluß der Lieder und Rom
hinzuweisen. S. 31. Er lebt und wüthet allerdings
in Einem fort, sondern resignirt auch zuweilen und bes
sich. Denn jeder Mensch hat Etwas, was ihm mißb
und es rechte

— — — — Keiner mit den Sternen,
Denn Jeder muß entsagen lernen,
Bis er dem Leben selbst entsagt.

Eine auffallende Bemerkung, die ich zum Er
Mancher heute noch mittheilen will, habe ich beim
holten Lesen der Lieder und Romanzen abermals g
Heine und Platen sind in ihren lyrischen Gedicht
ander verwandter, als man gewöhnlich zugeben will.
lieben die Pointen, die epigrammischen scharf zug
Schlüsse. Man vergleiche S. 7 das letzte Gedicht de
Spalte, sowie das dritte Gedicht der zweiten Spalte
S. 11, zweites Lied der zweiten Spalte, S. 15, er
der zweiten Spalte. Schon in einem von Platens

Gedichten, im letzten Gast (S. 1) zeigt sich dieser verwandte Zug; die Verwandtschaft dehnt sich hier sogar auf den Inhalt aus. Bei Platen heißt es:

Sagt unserm Herrn, der fröhlich praßt,
Daß er den Reigen meide;
Denn unten warte noch ein Gast,
Den Degen aus der Scheide.

Und der Schluß eines Heine'schen Liedes lautet:

O daß ich ihn nur fände,
So ganz allein im grünen Wald,
Sein Schwert hielt' bald ein Ende.

Platens Nachlaß

Der Hamburger Correspondent zeigt die Gedichte an, welche aus dem Nachlaße Platens bei G. L. Schuler (kleine Gewerbslaube Nr. 5) in Straßburg erschienen sind. Dieser Anzeige fügt er dann Folgendes bei:

„Im vorliegenden, nämlich bei Schuler erſch
Hefte ſind nun die Polenlieder und einige andere
geſammelt. Sie haben Werth für Platens Individ
noch größern aber durch ihre Kunſtgeſtaltung. Die
niſſe der Preſſe erlauben eine gründliche Beurtheilun
Gedichte nicht, ich beſchränke mich deßhalb auf die
der Ueberſchriften. Den Liedern voraus ſteht ein
Gedicht, worin es heißt: „Und meine Lieder ſind
melt, Zerriſſen meine Harmonien.“ — Polenlieder.
ſang der Polen (bereits im Muſenalmanach für 18
druckt). 2. Warſchau's Fall. 3. Nächtlicher U
der Polen bei Krakau (in der Allgemeinen Zeitung
terdrückung der 5 — 7 Strophe abgedruckt). 4. Kla
Verbannten. 5. Wiegenlied einer polniſchen Mutter
anfängt:

„Schlaf ein, du weißt ja nicht, o Herz,
Warum du weinſt;
Schlaf ein, ich will den wahren Schmerz
Dich lehren einſt.“

6. Vermächtniß der ſterbenden Polen an die
7. Eamus omnis exercata civitas. 8. Menel
Kaiſer. 9. Er tanzt in Moskau. 1831. 10. Kl
Volksſtammes. 1831. 11. An einen deutſchen F
Kronprinzen von Preußen. Dies Gedicht wurde
dem Kronprinzen vom Dichter im Manuſcript

„Der Fürst hat dem Dichter auf die Zusendung sehr höflich antworten lassen.“ 12. Unterirdischer Ober. 1832. Auf diese zwölf Polenlieder folgen dann: 1. „An einen Berliner Jakobiner. 2. Italien im Frühling 1831. 3. Berliner Nationallied.“

Dichter und Staat.

Besser daß zehn Studenten sich die Garniere verderb
Als daß ein einzig Genie unter dem Hofrath erstic

Condorcet schreibt in seinem „Leben Voltai
von demselben:

„Man beschuldigt ihn, er habe es für das Glück
Volkes hinreichend gehalten, wenn es berühmte Kü
Redner und Dichter besitze: dies ist ihm niemals einge
Wohl aber glaubte er, daß Kunst und Wissenschaft die
mildern und der Vernunft einen bequemeren, sichereren
bahnen; er dachte, der Sinn für Kunst und Wisse
nimme die Herzen der Machthaber zu sanfteren Ge
und erspare ihnen manche verbrecherische, gewaltthätige
lungen; er hielt dafür, das geistreichste, aufgeklärtest
sei bei weitem auch immer das am wenigsten unglückl

Guter Voltaire! Wie konntest du dir solche V
gen nach Oben verbrechen? Hattest du vergessen,
du in der Bastille saßen, hattest du vergessen das elen
Geschick des ältern Racine, als er auf Anrathen de

von Maintenon die Paar Worte für sein Volk schrieb? Wußtest du nicht, daß es längst keine Margarethen von Navarra mehr gab?

Voltaire war wohl der letzte Schriftsteller, der von einem Einfluß der Literatur auf die Mächtigen dieser Erde geträumt. Schade, daß er nicht selbst die Enttäuschung noch erlebt!

Oder waren die tausend goldenen Worte, die Voltaire an Könige und Fürsten, an Prinzen und Prinzessinnen verschwendete, nur eben so viele Bestechungen, seine literarische Contrebande um so ungestrafter unter das Volk zu schmuggeln! Waren sie nur der Zucker um die herben Pillen, die er ihnen zu verschlucken geben wollte?

Gleichviel. Als die Herren der Welt sahen, welch' geharnischte Kinder aus dem Schild der Pallas Athene, der Literatur, sprangen, als sie sahen, welch' schreckliche Männer die Nachkommen der Racine'schen und Corneille'schen Helden waren, da wurde jedes befreundete Verhältniß mit den Dichtern flugs abgebrochen. Das Mißtrauen der Regierungen gegen die Literatur, namentlich gegen die Dichter, schreibt sich von der französischen Revolution her. Man schien die Dichter nur noch einmal gut brauchen zu können, nämlich in unseren Kriegen gegen Frankreich. Officiell werden sie jetzt blos bei Geburtstagsfestlichkeiten in Anspruch genommen.

Daß Göthe an einem fürstlichen Hofe gehegt und gepflegt wurde, ist kein Einwurf gegen meine Behauptung

Göthe war noch vor Ausbruch der französischen Revolution nach Weimar gekommen. Und Schiller? Schiller hatte seine erträgliche Lage mehr seinem Freunde Göthe, als seinem Freund August zu verdanken. Zudem — was hatte es mit dieser erträglichen Lage für eine Bewandtniß? Hatte er mehr, als die Besoldung des gewöhnlichsten Finanz- oder Oberſteuerraths? Welche Summe hat Leſſing aus fürſtlichen Beuteln bezogen? Welches freundliche Wort ward ihm von Oben herab zu Theil?

Je größer das Mißtrauen der Regierungen gegen die Literatur wurde, deſto mehr erſtarkte die letztere. Die Literatur iſt jetzt die zweite Macht im Staate geworden, und die Regierung darf ſich mit ihrem Mißtrauen kecklich auf Plato berufen, deſſen Ausſpruch um ſo wahrer iſt, als er auf ihn ſelbſt die erſte Anwendung gefunden hätte. Wenn ich irgendwo einmal ſagte: Jeder ächte Dichter ſei eigentlich Demokrat, ſo muß ich hier dieſen Ausdruck als den Begriff nicht ganz erſchöpfend zurücknehmen. André Chenier war gewiß Demokrat, und die Republik hat ihn doch auf das Schaffot geſchickt. Jeder Dichter ſteht in Oppoſition mit dem Staate, auch mit dem beſten. — Dieſe Faſſung des Begriffs wird richtiger lauten.

Jeder Dichter ſteht in Oppoſition mit dem Staate? Und das wagt man zu ſchreiben und gar zu drucken? Warum nicht? denke ich doch hiebei an keine offenen Angriffe, keine gewaltſamen Mittel, wie ſie in poli-

tiſcher Hinſicht das 18te Jahrhundert an die Hand gab! Denke ich doch nur an die friedliche Proceſſion des Herzens, dem ehernen Geiſt der Geſetze und Staatsformen gegenüber!

Und daß eine ſolche wenigſtens ideaſiſche Ausgleichung politiſch oft gerechtfertigter Uebelſtände auch von Seite der Regierungen für Bedürfniß erkannt wird, dafür bürgt mir manch erlauchtes Herz, das ſchmerzlich bewegt pochte bei Scenen, über die im Staatsrathe die Hand den Stab gebrochen hätte; dafür bürgen mir die Thränen mancher hohen Schönen beim Anblick von Verhältniſſen, die ſie vielleicht Tags darauf ſelbſt mit kaltem Blute einzugeben hatte. Gibt es doch Staatsmänner, welche in ihren Cabinetten die eifrigſten Männer der Bücher ſind, die ſie kaum öffentlich je ſtrenge verpönt haben. Die Ariſtokratie Oeſterreichs hat ihre innerliche Freude an Anaſtaſius Grün und Nikolaus Lenau, und zuckt doch die Achſeln über ſie, wenn dieſelben in ihre Salons treten, weil ſie Dichter ſind. Dichten aber iſt ein höchſt unadeliges Geſchäft.

Manche haben es tief beklagt, daß die Regierungen der Literatur ſo wenig Schutz angedeihen laſſen. Mit Unrecht, ſcheint mir. Nur ſo wird eigentlich der Dichter hingetrieben, wo er hingehört, zum Volke.

Die neueſte Philoſophie will Alles auf den Staat beziehen und alle Zweige des menſchlichen Wiſſens ſollen nur Radien ſein, die im Centrum des Staates zuſammenlaufen. Da wird gepredigt, der Staat, der Staat und noch einmal der Staat ſei es, in dem ſich Alles abſorbiren müſſe, weil

Hegel es gesagt hat und Hegel der größte Staatsphiloſoph iſt. Hegels Philoſophie iſt ein großes Reſultat tauſendjährigen Denkens, aber der Abſchluß iſt ſie noch nicht; und es iſt gewiß nicht einmal in Hegels eigenem Sinne gedacht, wenn man ſeine Philoſophie als Richtſchnur für alle zukünftigen Geſtaltungen brauchen will. Gott allein iſt das Maß aller Dinge.

Literatur und Aristokratie.

La littérature sera comme le Christ,
elle mera, qui l'aura mue.

Granier de Cassagnac.

Börne hatte Recht, sehr Recht, als er gleich Anfangs in seinen Briefen aus Paris eine so vernichtende Polemik gegen die Briefe eines Verstorbenen vom Fürsten Pückler-Muskau eröffnete. Diese aristokratische Schönrednerei mußte seinem Herzen wie seinem Verstande tief zuwider sein. Börne legt in jeder Zeile seine ganze feurige liebeathmende Seele nieder; der Verstorbene aber knöpft seinen Oberrock nur auf, nicht um uns sein Herz, sondern um uns irgend einen Ordensstern oder ein Kreuz sehen zu lassen.

So warm das Herz Börne's war, so kalt, so eisig kalt war sein Kopf, und er hat zuerst mit sicherer Klarheit durchschaut die lügenhafte Nichtigkeit dieser vornehmen Literatur. Es war ihm unmöglich, bei einem Fürsten genial zu finden, was er bei einem gewöhnlichen Manne hätte ge-

wöhnlich finden müssen. Die Herablassung, mit welcher der Herr Fürst uns Plebejern seine geistreichen Schnitzel zuwirft, hat den Mann des Volkes empört. Man klagt Börne an, so viele Illusionen gehabt zu haben, und er hatte deren unter allen unsern Literaten am wenigsten. Er hat vorausgesehen, welches Unheil diese allerwärts bewunderte Grazie des Verstorbenen anrichten konnte, und hat den Verstorbenen eiligst zu einen Todten gemacht. „Das Herz schließt die Galle nicht aus," bemerkte neulich ein junger Schriftsteller, Börne hat fortgestritten, mit Erbitterung fortgestritten gegen die unnachahmliche Grazie des Herrn Fürsten; er hat den Verstorbenen verfolgt bis zu seiner Sterbestunde. Die paar Witze über Gott und Christenthum, über den Adel und über die eigene Durchlaucht, die zweideutigen bonmots und französischen Redensarten, die in den legören Briefen da und dort zerstreut sind, waren nicht im Stande, den hellen Sinn Börne's zu blenden oder eine Sylbe des Beifalls ihm abzugewinnen. Das Princip der modernen Literatur ist das demokratische, und Börne war leider nicht geistreich genug, um wie Heinrich Laube ein Ueberläufer zu werden. Börne hat nie um ein Lächeln von erlauchten Lippen gebuhlt, wie so manche unserer Autoren von Gestern, und seine Devise war die Devise Gutzkow's im Jahrbuch der Literatur: „Ich hasse alles Vornehme!"

Als der Adel die Feder ergriff und seine Reisen und Diners zu beschreiben anfing, träumten Viele von einer besseren Stellung der Literaten in der modernen Gesellschaft

Wie haben sie sich doch getäuscht, wenn sie glaubten, dem schroffen Unterschied der Stände werde dadurch abgeholfen werden, der Adel werde sich herablassen, unser Blut für so gut zu halten, als das Blut seiner Väter! Geht nur einmal hin und fragt sie, wem sie den Vorzug geben, den Gedichten oder dem Grafentitel unsers Anastasius Grün?

Aus ihrer Antwort mögt ihr dann schließen, wie weit die gepriesene Annäherung zwischen der Literatur und unserm Adel gediehen ist! Es kann, wie Börne bemerkt und gesagt hat, von einer Vermittlung schlechterdings nicht die Rede sein. Der Adel hat Grund genug, uns zu fürchten; nur der Geist, nie aber die Geburt und zufällige Verhältnisse verleihen in unsern Augen Vorrechte.

Betrübsam, im höchsten Grade betrübsam ist es, zu ersehen, wie die Besten, ausgezeichnetsten Geister ihre Talente verkaufen, wie sie selbst ihre Ehre, unabhängige Gesinnung verrathen, um einen Blick der Gnade aus den Augen einer Similasse zu erhalten. Heinrich Laube, wo ist jenes große Herz, das dein Journal Heine der Liebe Deutschlands so nachdrücklich empfahl? Wird in der Literatur deines Volkes Verschub leiden, wenn du dem Fürsten Pückler Liebesbriefe nach Muskau schreibst? Ist es dahin mit dir gekommen, daß du der Protection von solchen Leuten bedarfst und daß die Protection der Geistigen seiner Nation dir nicht mehr genügte? O betrüge dich nicht länger; man wird dir ein Lächeln, ein freundlicher, herablassender Blick

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

thum hat uns auf die Freimachung der innern Menschen angewiesen, damit einst unsere Befreiung nach Außen mehr Erfüllung und Gehalt habe. Der unabhängige Hellene ließ sich keinen Schein für die Zukunft ausstellen, sondern wollte immer und in jedem Augenblicke jedem andern gegenüber der freie Mann sein. Freiheit war die Parole der alten Völker, Freiheit das Panier, unter dem sich Alle versammelten; Freiheit und Nationalität waren Worte, die jedes griechische Herz, die jeder griechische Kopf begriff. Das Raffinement unserer Gefühle war den Alten unbekannt; bei ihnen gab es für Alle immer Eine Freude, Einen Schmerz, Eine Leidenschaft; bei uns hat Jeder seine absonderlichen Privatschmerzen und Privatleidenschaften. Jeder ist sich selbst der Nächste geworden und er sagt uns, was ihn behagt, was ihn quält, und fragt nicht darnach, ob er damit auch eine Saite am Herzen seines Volkes berühre.

Ob wir mit so tiefsinniger Verfeinerung an uns selbst gewonnen oder verloren, wer will entscheiden? Glücklicher, glaube ich, sind wir nicht geworden.

Zu diesem Mangel an Einem großartigen nationalen Interesse, zu diesem innern Unterschiede höheren und niederen Lebens, der Dichter und Volk so streng auseinanderhält, kommt noch ein äußerer Grund, welcher den unmittelbaren Einfluß der Literatur auf die Nation erschwert.

Bekanntlich wurde erst zur Zeit Herodot's der Gebrauch des Wortes „Dichter" allgemeiner. Bis dahin hatte man nur von Sängern gewußt und damit angedeutet, daß die Poesie eigentlich gehört, nicht gelesen werden solle. Wäh-

rend bei unserer schlechten Bühnenverfassung selbst die beste
Werke dramatischer Kunst nur zu Hause im stillen Cabinet
gelesen werden, war bei den Griechen dieß nicht einmal mi
den epischen Dichtern der Fall. Auch Herodot trug sein
Geschichte dem versammelten Volke vor.

Man hat schon gesagt, die Unpopularität der heutige
Dichter sei ein Beweis für deren größere Tiefe und Schön
heit. Allein gibt es ein wundervoll tieferes Buch, als d
Bibel? Singt die Nachtigall der sieben Inseln, Home
nicht so schön, als nur je blinde Nachtigallen gesungen h
ben? Und Béranger, die „Nachtigall mit der A
lerklaue" — wer übertrifft sie am unsterblichsten Humor

Wir wollen sie nicht zurückwünschen, die alten Zeiten
wir wollen nicht verkennen, welch' ungeheurer Fortschri
auch in den scheinbaren Gebrechen der unsrigen sich offe
bart; wissen wir doch, daß die Befreiung des innern Me
schen uns einst die äußere Freiheit um so sicherer garanti
Aber jener bärtige Grenadier, den ich in einem deutsch
Theater sprach, hatte nicht so Unrecht, wenn er sagte, d
Spektakel eben tauge nichts, so viele Kronen bringen
doch nie zusammen, als er in Dresden gesehen. Gewiß e
leiser unbewußter Vorwurf gegen unsere Geistesaristokrat
Die Poesie der Hütte, die eben in Béranger ein
so beredten Anwalt gefunden, wird von unsern deutsch
Dichtern völlig vernachlässigt. Es ist viel Großes, He
liches geschrieben worden in unserm Jahrhundert, eine Men
bedeutender socialer Fragen wurde in der jüngsten Zeit
poetischer Weise von den tüchtigsten Geistern erledigt, m

kann sich nur freuen über die schaffenslustige Regsamkeit in der neuesten literarischen Epoche — aber man betrachte einmal der Reihe nach die Stoffe, welche die verschiedenen Dichter sich zur Behandlung gewählt haben, wird das Verständniß derselben sich über die Mittelklasse der Nation hinaus erstrecken? Wie viel setzen nicht die schönen Romane, Blasedow und Münchhausen, voraus! Immer das Beste ist in einer Art abgefaßt, daß nur der Literat zur vollkommenen Erkenntniß desselben durchdringen kann. Von Uhland ist allerdings manches volksthümlich geworden — was wollen aber selbst zwölf Auflagen bedeuten, wenn man bedenkt, daß keine stärker war als tausend Exemplare?

Dichter, die jeder Stufe der Bildung zugänglich sind, besitzen wir zur Zeit noch keine. — Ich bin nicht so einfältig, zu verlangen, daß der Musenalmanach z. B. in Zukunft so eingerichtet sein sollte, daß seine Verständniß gar keine Bildung erforderte, — ich halte einzig für wünschenswerth, daß die guten Schriftsteller zuweilen auch in einer Weise schreiben, die nicht einer jahrelangen Vermittlung bedarf, bis die Quintessenz des geistigen Gehaltes unter das Volk kömmt. Das Volk der Hütte hat so gut seine Poesie, als der Faullenzer im Palaste, so gut seine geheimen Schmerzen und Freuden, als die Leute, welche sich zu den Gebildeten zählen. Da wird immer von Heranbildung der Nation gesprochen — wie ist aber eine solche möglich, wenn unsere großen Geister es verschmähen, sich zu ihr herabzulassen und ihre Puppen immer aus der vornehmen Sphäre entlehnen

Das Volk hat für ächte Poeſie immer einen glücklichen Sinn: man verſuche nur, ihm direkt gegenüber zu treten, ſich direkt an die Maſſen zu wenden, im Volksliede, im nationalen Drama. Es iſt freilich auch der ſtrengſte Richter, und wird ſich nie von abgeſtandenen Ideen bethören laſſen, an welche die Menſchheit den Glauben verloren hat.

George Sand.

(Fälle in 3 Banden.)

Wir sind ein feiges Geschlecht. Nicht der Staat, nicht die Aristokraten fürchten unsere Dichter am meisten; die größte Furcht hat der deutsche Dichter vor sich selbst. Da wird schongethan mit Phrasen und überzuckerten Worten, da werden die lendarmen Mitter umgeschlagen um das menschliche Elend, da wird aller Jammer erstickt in hübschen Stanzen und breiten Tenetten — wir sind glücklich, überglücklich, wenn wir unsern Dichtern glauben wollen! Ueber die schauerlichsten Abgründe werden Veilchen und Rosen gelegt, und man vergißt, daß dieser schwache Blumenflor dem sorglosen Wanderer einsinken konnte unter seinen Füßen. Es wird in der deutschen Poesie viel, erstaunlich viel gelogen. Unsere Dichter sind nicht ehrlich und gestehen sich das Elend ihres Herzens nicht ein; sie erschrecken vor ihm, wie vor einem Gespenst. Sie wollen versöhnen, ehe sie gekämpft und gelitten haben; sie stellen die Versöhnung gar unkünstlerisch an die Spitze der Tragödie. Alle unsere

Einrichtungen sind trefflich, unsere Bäume wachsen, unsere Kinder gedeihen, unsere Berge bleiben stehen, unsere Luft ist blau, unsere Geschichte ist unverbesserlich, wir haben Morgen- und Abendroth, gut ist Alles im Himmel und auf Erden. Was begehren wir weiter? Und wer uns das verfügt, wer uns das verlügt, das ist der Mann, wie er sein soll, das ist der Dichter, den wir lieben. Wagt es aber Jemand, uns einen Blick thun zu lassen in die Geschichte unserer Familien, in die tausendfältige häusliche Misère, wagt es Jemand aufzudecken eines der socialen Gebrechen, deren Zahl Legion ist, so schreien wir über Immoralität, Frivolität, Gotteslästerung; ein Dichter, der uns die Wahrheit sagt, ist ein Mann, der so bald als möglich aufs Rad und an den Galgen gebracht werden muß. Wir wollen uns nie sehen, wie wir sind, und wehe dem, der einmal ein gelungenes Portrait von uns liefert!

Ich will der Poesie der Verzweiflung das Wort nicht reden, aber verdammen, denke ich, sollten wir Niemand, der nicht wie wir das Talent hat glücklich zu sein. Es ist leichter, zu glauben, als zu zweifeln; der Märtyrer des Zweifels ist großartiger, als der Märtyrer des Glaubens: der letztere hat den Himmel mit allen seinen Seligkeiten, der erste hat Nichts vor sich. Byron, Shelley, George Sand übertreiben — Schicksale und Verhältnisse haben viel Einfluß gehabt auf ihre Schriften: sie geben sich oft das Ansehen, Rache zu nehmen im Namen der Menschheit, und rächen sich nur für persönliche Begegnisse. Diese Literatur wird aber dennoch ihr Recht in der Geschichte de

Poesie behaupten und sollte schon jetzt im Stande sein, uns zu Zeiten aus unserer frommen Selbstgenügsamkeit aufzurütteln.

George Sand ist Republikanerin, strenge Republikanerin. Ich bemerke übrigens für solche, welche bei dem Worte Republik stets an die spartanische Brühe denken, daß es in der Republik von George Sand keine schwarzen Suppen, sondern nur Poesie und Champagner gibt.*)

George Sand ist Republikanerin. Sie hat ein vollgültiges Zeugniß abgelegt im Kampfe für den evangelischen Radikalismus ihres Freundes Lamennais gegen den Professor Lerminier. „Nicht mehr das Grab, das Erbe Christi ist es, was man wieder erobern muß; nicht mehr der Islam ist es, den man bekämpfen muß, bekämpfen muß man alle socialen Frevel; es handelt sich nicht mehr darum, ein Paar christliche Gefangene loszukaufen, es handelt sich darum, beinahe die ganze Menschheit von ihren Fesseln zu erlösen."

So lauten ihre Worte, die sie im Geiste des Verfassers der „Worte eines Gläubigen" vor einem Jahre in der Revue des deux mondes niedergeschrieben hat.

---

*) Durch diese Richtung, welche auch anderwärts in Frankreich anzutreffen ist, werden aber eben freiere Zustände unmöglich gemacht. Wir werden dies in dem stehenden Artikel: „Blicke auf die innern Zustände Frankreichs" demnächst weiter ausführen, und die Nothwendigkeit der Mäßigkeit und Sittenreinheit für edle Nationalzustände dort näher begründen.

George Sand ist eine der begeistertsten Priesterinnen der Freiheit und nimmt mit vollem Rechte dieselbe auch für sich in Anspruch. Das unerschrockene, trotzige Weib hat es gewagt, ein Buch, das bei dem Umfang von zwei Bänden schon so großen Anstoß erregt, nun gar in drei Bänden herauszugeben. Bei Bennaire in Paris erschien nämlich in dieser Woche eine neue, umgearbeitete und vermehrte Auflage der Lelia. Ich beeile mich, ehe ich in das Detail des Werkes eingehe, die denkwürdigen Worte der Dichterin über den Skepticismus ihrer eigenen und fremder Werke dieser Epoche, welche in der Vorrede zu lesen sind, zur Kenntniß der deutschen Leser zu bringen.

Le Sentiment de Dieu definirt George Sand die Poesie in ihren sieben Saiten der Leier, und wer so hohe Begriffe mit der Poesie verbindet, dem darf man gewiß auch Adel der Gesinnung, Reinheit der Bestrebungen zutrauen. Mögen wir unsern Töchtern das Lesen ihrer Bücher verbieten, mögen wir sie verurtheilen von unserm hohen philosophischen Standpunkte aus, aber lästern wir eine Frau nicht, die, wie Berne, mit dem Blute ihres Herzens schreibt, der die Poesie eine Tochter der Weisheit ist.*)

Und nun die Worte selbst, die uns so manchen Aufschluß über dies wunderbare weibliche Phänomen ertheilen:

„Je größer der Anspruch ist, den wir darauf machen, aufrichtige Schüler der neuen Lehren zu sein, desto offener müssen wir die Wahrheit bekennen und Anderen das Recht

*) Ebenfalls in den sieben Saiten der Leier.

zugeſtehen, über unſere vergangenen Zweifel und Irrthümer zu richten. Nur ſo werden ſie unſern wirklichen Glauben zu begreifen und zu ſchätzen wiſſen; denn jeder von uns, ſo gering er auch ſei, erhält ſeinen Platz in der Geſchichte des Jahrhunderts. Zwar wird die Nachwelt nur die großen Namen in ihre Regiſter eintragen, aber auch der Schrei, den wir ausſtoßen, wird nicht verhallen in der Stille ewiger Nacht; er wird Anklang finden, er wird Widerſpruch erregen, unduldſame Geiſter werden aufſtehen und ihn zu unterdrücken ſuchen, hochſinnige Seelen werden ſeine Bitterkeit ſänftigen: kurz, er wird alles Böſe und alles Gute hervorbringen, was in der Abſicht der Verſuchung lag; denn der Zweifel und die Verzweiflung ſind große Krankheiten, die das Menſchengeſchlecht durchzumachen hat, um ſeinen religiöſen Fortſchritt zu beſchleunigen und zu einem Ziele zu führen. Der Zweifel iſt ein heiliges, unverjährbares Recht des menſchlichen Gewiſſens, das unterſuchen darf, um einen Glauben anzunehmen oder zu verwerfen. Die Verzweiflung iſt der unſelige Wendepunkt, der fürchterliche Fieberparoxismus des Zweifels. Aber, o Gott, wie groß und herrlich iſt dieſe Verzweiflung! Sie iſt der glühendſte Aufſchwung der Seele zu dir, das unverwerflichſte Zeugniß deines Daſeins in uns und deiner Liebe für uns, da wir die Gewißheit dieſes Daſeins und das Gefühl dieſer Liebe nicht verlieren können, ohne ſogleich in die ſchauerlichſte, ſchreckenvollſte Nacht, in die tödtlichſte Angſt zu verſinken. Ja, ich glaube die Gottheit trägt väterliche Sorge um die, welche, ſtatt ſie zu läugnen im Schauerpfuhle des Laſters, um ſie

weinen unter den Schauern der Einſamkeit; und verhüllt ſie ſich den Augen derer, die mit kalter Frechheit ihr Daſein beſtreiten, auf immer, ſo offenbart ſie ſich dagegen ſehr leicht denen, die ſie mit Thränen ſuchen. In dem wunderbaren, herrlichen Gedichte Dziady wird Mickiewicz's Konrad in demſelben Augenblick von Engeln gefaßt, wo er ſich zur Erde wirft, um Gott zu fluchen, der ihn verlaſſen, und Byron's Manfred entzieht dem böſen Geiſt die Seele, welche der Teufel ſo lange gequält hat, die ihm aber in der Stunde des Todes entriſſen wird."

In ähnlichem Sinne ſpricht ſie ſich in den ſieben Saiten der Leier aus.

Ich frage nun, ob eine ſolche Frau die Verunglimpfungen verdient, die ihr von verſchiedenen Literaten zu Theil geworden? — Wir wollen die Tendenzen der George Sand'ſchen Dichtungen nicht unbedingt empfehlen; jedenfalls könnten aber, was die Form, die Sprache betrifft, alle unſere Poeten gar viel von ihr lernen. —

Die Revue des deux mondes iſt der ſehr richtigen Anſicht, daß es unter den Schöpfungen eines Künſtlers immer ſolche gebe, welche das Vorrecht haben, ſeinen Geiſt tiefer zu beſchäftigen, als die übrigen, Schöpfungen, welche er nie vergeſſen kann, namentlich wenn ihm die leitende Idee derſelben einmal lieb und theuer geworden iſt, wenn die Menſchen ſie verkannt, die Andern ſie geprieſen haben, beſonders aber, wenn dieſe Idee in innigem Zuſammenhange ſteht mit den edelſten, glühendſten Leidenſchaften, welche das Jahrhundert verzehren.

So hat auch George Sand Nichts abgelassen von dem Grundgedanken ihrer Dichtung, sondern trotz der Gazette de France sie keck noch einmal hinausgesandt in die Welt. Die Idee ist dieselbe geblieben, die Dichtung ist nur mehr in die Tiefe gearbeitet und mit neuen Motiven bereichert worden. Lelia ist edler und kräftiger, ihr Schmerz überwältigender.

Die Erwiederung der George Sand auf die herben Angriffe, die ihr Buch zu bestehen hatte, ist, wie die Revue de Paris sie mittheilt, ohne alle Bitterkeit. Sie hat, wie sie sich ausdrückt, diese Deklamationen immer als die Ergüsse aufrichtiger, tugendhafter Seelen hingenommen. Aber sie hat sich geschent, Hand anzulegen an ihre eigene Vergangenheit und nur an der Form ihrer Dichtung bessern zu dürfen geglaubt. Dieses Rechtes hat sie sich im vollsten Maße bedient.

Lelia ist noch dasselbe Werk des Zweifels, dieselbe Klage des Skepticismus, und hinreißend schön ist die Vertheidigung derselben in dieser Beziehung. Sie lautet also:

„Einige Personen haben zu mir gesagt, dieses Buch sei ihnen übel bekommen; die Zahl derer, bei denen es Gutes bewirkt, mag aber wohl größer sein; denn wer ein mitfühlendes Herz für die Leiden hat, die darin geschildert werden, muß, wenn er meine Dichtung gelesen, das Bedürfniß empfinden, kühner, glühender der Wahrheit nachzustreben; wessen Ueberzeugung aber unerschütterlich ist oder wer jede Ueberzeugung verachtet, der hat nie etwas Aehnliches gelitten und mein Buch konnte weder einen guten noch einen schlim-

men Einfluß auf ihn äußern. Möglich, daß Manche, ganz versunken in Gleichgültigkeit gegen jede ernste Idee, bei der Lektüre solcher Werke eine befremdende Schwermuth und Angst gefühlt haben. Lelia nimmt unter den Werken skeptischen Geistes nur eine untergeordnete Stellung ein. Übrigens kann die Wirkung, die sie hervorbringt, bloß eine heilsame sein, und, tritt der Geist nur aus seiner trägen Ruhe, die dem Nichts gleichkommt, so ist es einerlei, ob Freude oder Trauer ihn erhebe. Die Aufgabe für dieses Leben, und namentlich für dieses Jahrhundert, ist nicht, einzuschlafen in eitler Wollust und unser Herz zu verschließen für das großartige Unglück des Zweifels: wir haben etwas Besseres zu thun, nämlich: dieses Unglück zu bekämpfen und zu überwinden, nicht allein, um die Menschenwürde in uns wieder aufzurichten, sondern noch mehr, um dem kommenden Geschlechte den Weg zu bahnen. Die erhabenen Zeilen, in denen René, Werther, Obermann, Conrad, Manfred allen Schmerz ihrer Seele aushauchen, sind für uns eine große Lehre; diese Zeilen wurden mit ihrem Herzblute geschrieben und mit glühenden Thränen benetzt; sie gehören weit mehr in die philosophische, als in die poetische Geschichte des Menschengeschlechtes. Schämen wir uns nicht, geweint zu haben mit diesen großen Wesen. Die Nachwelt, mit einem neuen Glauben bereichert, wird sie unter ihre ersten Märtyrer zählen."

Es ist merkwürdig, wie George Sand bei allen ihren Schriften sich immer zum Voraus dagegen verwahrt, als habe sie ein Bild aus dem Leben aufgegriffen und gezeichnet.

So will ſie auch Lelia nur für einen poetiſchen Verſuch, für einen phantaſtiſchen Roman angeſehen wiſſen, deſſen Perſonen weder vollkommen wirklich ſind, wie es einige Liebhaber von Sittenſchilderungen gewünſcht, noch vollkommen allegoriſch, wofür einige philoſophiſche Köpfe ſie ausgegeben haben. Jede dieſer Perſonen ſoll nur eine Richtung des philoſophiſchen Geiſtes in unſerem Jahrhundert darſtellen: Pulcheria den Skeptizismus; Stenio die Begeiſterung und Schwachheit einer Zeit, wo der Geiſt auf den Flügeln der Einbildungskraft ſich ſehr hoch ſchwingt, und ſehr tief ſinkt, wenn eine Wirklichkeit ohne Poeſie und Größe ihm vernichtend entgegentritt; Magnus den Neu einer dummen oder liederlichen Geiſtlichkeit. Für Lelia ſelbſt geſteht George Sand eine ganz beſondere Vorliebe gehabt und in der bloßen Verkörperung des Spiritualismus unſerer Zeit in einer Perſon ſich eigentlich mehr gefallen zu haben, als darin, den Advokaten dieſes Spiritualismus zu ſpielen, der viel von ſeiner früheren Reinheit verloren hat, aber für hohe Seelen immerhin ein unabweisliches Bedürfniß bleiben wird.

Nun noch in Kürze einige Veränderungen, die George Sand im Intereſſe der Kunſt mit ihrem Werke vorgenommen hat!

Dieſe neue Ausgabe hat vor der erſten die weſentlichſten Vorzüge. Nicht nur iſt ſie um einen Band ſtärker geworden, ſondern es iſt beinahe auch kein Kapitel in den urſprünglichen zwei Bänden, an das ſie nicht die Feile gelegt hätte. Welcher deutſche Schriftſteller thut das mit einem

Romane, der einmal sein Glück gemacht und die Liebe d
Publikums gewonnen!

In der ersten Ausgabe war es nicht mit gehöriger Kla
heit motivirt, warum eigentlich Lelia den abgelebten Tre
mor dem feurigen poetischen Stenio vorzieht. Georg
Sand hat jetzt diesem Mangel abgeholfen.

Lelia gibt Stenio bei der Erzählung von Trenmo
Geschichte folgende Erklärung:

„Am Morgen meines Lebens hätte ich Sie jedem A
dern vorgezogen. Damals war Alles Träumerei, Symb
Hoffnung, poetische Begeisterung. Glühende Jahre des F
bers sind über mein Haupt hingezogen, und ich bedarf st
lerer Kost; mein Schmerz, meine Absvannung, mein Kle
muth verlangen nicht das Schauspiel der Schönheit, sond
die Stütze der Kraft, nicht die Reize der Anmuth, sond
die wohlthätigen Lehren der Weisheit. Die Liebe kon
nicht meine ganze Seele ausfüllen: jetzt thut mir vor All
die Freundschaft Noth, eine reine, heilige, feste, unersch
terliche Freundschaft."

Auch die Gestalt Trenmor's erscheint in vortheilha
rem Lichte. Nicht ein Betrug im Spiel ist es, was die
Mann zur Ehrlosigkeit geführt, weit gewaltigere Leid
schaften, weniger gemeine Fehler haben ihn zum Fall
bracht.

Stolz, unbändiger Stolz ist der Grundzug im Cha
ter der Lelia, und dieser Stolz, dieses Gefühl und Bewu
sein der Kraft, dieser Hebel des Universums, verläßt
selbst nicht im Augenblick, da sie von Stenio verlassen,

Trennor verſtoßen wird und ſcheinbar die tiefſte Demüthigung in ihrem Leben erfährt.

„Stolz, du Rüſtung der Erzengel, wenn du deinen Auserwählten unerhörte Qualen bereiteſt, ſo läßt du ſie auch wieder himmliſche Freuden erleben. Führſt du ſie in endloſe Einöden, ſo müſſen ſich die Löwen der Wüſte zu ihren Füßen ſchmiegen; du ſandteſt in einſamer Nacht ihnen den Geiſt des Herrn, daß ſie mit ihm ringen und ihre Kraft erproben, und rufſt ihnen am Morgen tröſtend zu: „Wohl biſt du beſiegt, aber wirf dich nieder ohne Schaam, denn Ich bin es, der Herr!“

Lelia nimmt ihre Zuflucht zu den Altären des Katholizismus und die Schilderung ihrer Einkleidung als Nonne übertrifft an Pracht Alles, was George Sand je geſchrieben hat. Das Schreckliche, Unverſöhnliche in dieſem ſcheinbar ſo ſchönen, angenehmen Leben iſt mit hoher Kunſt angedeutet. Es iſt erſchütternd, zu leſen, wie dieſes ſtolze Weib, in der Blüthe ihrer Schönheit, dieſes Weib mit ihrer gebietenden Haltung den Schleier nimmt, wie ſie all ihren Schmerz, all ihren Verluſt zuſammenfaßt in dem Bekenntniß, das ſie ablegt:

„Ich bin weder Mädchen, noch Frau, nach den gewöhnlichen Begriffen und nach menſchlichen Geſetzen. Ich bin Wittwe vor Gott!“

Die Löſung des Romans iſt dieſelbe geblieben, Verzweiflung und Tod der Lelia. Der katholiſche Spiritualismus, bei dem Lelia Rettung geſucht hatte, iſt unfähig, die moraliſchen Gebrechen unſers Jahrhunderts zu heilen

dem gerechten Stolze der Geister Genüge zu leisten. „L
stirbt, weil die alte Religion jeden Tag ihrem Sturze n
kommt."

Das wäre denn dieser vielbesprochene, selten verstan
dieser gepriesene und mißhandelte Roman, der in einer
neuen Gestaltung uns vorgeführt wird, den Starken
erhöhter Genuß, den Schwachen ein doppeltes Aerge
Ich habe ihn weitläufiger beurtheilt, als es sonst mit
zösischen Werken von meiner Seite aus geschehen soll:
lia ist, welche Meinung man sonst über die Dichtung
nach Victor Hugo's Notre Dame der bedeutendste mo
Roman Frankreichs und hat am erwecklichsten auch
deutsche Productionen der letzten Jahre eingewirkt.

Deutsche Lyrik.

Rheinisches Odeon. Herausgegeben von Ignaz Hub, Ferdinand Freiligrath und A. Schnezler. Coblenz, 1839.

Unser einziger Musenalmanach! Der alte von Adalbert von Chamisso und Gustav Schwab ist mit dem ersten dieser Dichter gestorben und hat sein Leben, glaube ich, nur auf acht Jahre gebracht. Unsere Gleichgültigkeit gegen Institute dieser Art ist in der That unverantwortlich. Ach! wir haben auch so viel zu schaffen mit Dampfmaschinen und Eisenbahnen, mit diplomatischen Noten und Schweizerwirren — wo die Zeit vernehmen, einen Musenalmanach zu lesen? Wenn Denkmal um Denkmal errichtet für unsere besten Männer, und Geldbeiträge um Geldbeiträge eingefordert werden, — wie noch einen Thaler übrig behalten, um ein Büchlein harmloser Lieder kaufen zu können? Wir haben uns um die Todten zu bekümmern — was gehen uns die Lebendigen an? Und die Politik, die falsche Politik! Schlacht bei Nisib, Verrath Mareto's, die Judenfrage und

der Großſultan, Ibrahim Paſcha und Mehemed Ali —
man verlangt noch Aufmerkſamkeit für lyriſche Fliegen
Was will ein Schmetterling im Sturme?

Der Muſenalmanach iſt geſtorben. Unſere geſch
Nichtsthuerei, unſere Großartigkeit hat ihm den Tod
gegeben. Wir beſaßen nicht einmal ſo viel Pietät fü
ſeren dahingegangenen Sänger, den Sänger mit einem
zen, wie nur noch eines in der Welt ſchlägt, das
Beranger's, wir beſaßen nicht einmal ſo viel Pieti
Adalbert von Chamiſſo, um ein Unternehmen,
mit ſo hingebender Liebe gepflegt, noch ein paar Jahr
zu unterſtützen. Wir ſind zu weiſe, zu altklug ge
und jeden Augenblick bereit, unſer Herz an unſern K
verrathen.

O über unſere klingenden Namen! Anaſtaſius
Nikolaus Lenau, Ludwig Uhland und wie ſ
heißen, keiner hat dem ſterbenden Chamiſſo das
aus der Hand genommen, um, wie Ludwig Wi
Telegraphen für Deutſchland kürzlich ſo ſchön ſich ausg
unſere neue nationale Zukunft, beſonders auch die
Namen, darunter zu verſammeln. Das Grabgelä
letztgenannten Blatte war das einzige, welches dem
Muſenalmanach zu Ehren bis jetzt erſcholl. Es iſt
mancher Poet hat ſeine Windeier in den alten Muſe
nach gelegt, aber auch mancher Schwan das Tiefſte
Seele darin geſungen. Unſere Lyrik iſt und darf mit
unſer Stolz ſein, und es iſt zu beklagen, daß wir
chen Vereinigungspunkt, wie der Muſenalmanach

so schmählich haben zu Grunde gehen lassen. Ich verzeihe es unsern gefeierten Dichtern nicht, daß sie zu stolz waren, sich an die Spitze dieses Unternehmens zu stellen. War es doch so artig, die entgegengesetztesten Naturen hier unter einer Decke friedlich beisammenhausen, zuweilen freilich auch beisammenschlafen zu sehen!

Wir werden die Gefühle Deutschlands nun nicht mehr alljährlich mit der Leipziger Michaelismesse hübsch gebunden in Goldschnitt zu lesen bekommen, wohl aber hat sich ein Ersatzmann eingefunden, im Hauskleide und etwas dickleibiger. Ich meine das rheinische Odeon, als dessen Mitherausgeber sich Freiligrath nennt.

Freiligrath selbst brauche ich wohl nicht erst der Theilnahme der Nation zu empfehlen; wie sehr er sich bei derselben in Gunst zu setzen gewußt hat, beweist die so schnell erfolgte zweite Auflage seiner Gedichte. Man hat ihn bei uns aufgenommen, wie er es verdiente. Sein „ausgewanderter Dichter" ist die Perle der Sammlung, die wir hier besprechen. Schon der vorige Jahrgang des rheinischen Odeons enthielt Fragmente dieser Dichtung; auch im Morgenblatt erinnere ich mich vor ein paar Jahren Proben davon gelesen zu haben. Wie tief poetisch er seinen Vorwurf ausgeführt, zeigt am deutlichsten der Schluß des mitgetheilten Bruchstücks. Es ist dem Dichter in der Wildniß der Savannen keineswegs so froh zu Muthe, als er anfänglich sich geträumt hatte, und schmerzlich klagend ruft er in die Nacht hinaus:

Allein, allein! — und so will ich genesen?
Allein, allein! — und das der Wildniß Segen?
Allein, allein! o Gott, ein einzig Wesen,
Um dieses Haupt an seine Brust zu legen!

In meinem Dunkel hab' ich mich vermessen:
Ich will sie meiden, die mein Treiben schelten.
Mir selbst genug, will ich dies Volk vergessen,
Fahr' hin o Welt — im Herzen trag' ich Welten!

Ein einzig Jahr hat meinen Stolz gebrochen,
Mein Herz ist einsam und mein Aug' ist trübe.
Es reuet mich, was frevelnd ich gesprochen;
Dem Haß entfloh ich, aber auch — der Liebe

Allein, allein! — und so will ich genesen?
Allein, allein! — und das der Wildniß Segen?
Allein, allein! — o Gott, ein einzig Wesen,
Um dieses Haupt an seine Brust zu legen!

Bei Ludwig Wihl darf man immer gewiß [illegible] einen tiefen Gedanken zu finden: nur spielt ihm gerade [illegible] Tiefe die schlimmsten Streiche. Er gestaltet seine [illegible] oft nicht concret genug und es entschlüpfen ihm dann [illegible] wann Ausdrücke, die das poetische Gefühl beleidigen:

Andre kann man leicht belehren,
Dachte ich, indeß die Flammen
Loderten ob mir zusammen
In den Kunst- und Wissenssphären.

Von andern bekannten Namen finden sich in diesem Bande die Namen Bechstein, Duller, Künzel, Gustav Pfizer, August und Adolph Stöber. Peter von Cornelius hat es nicht verschmäht, seinen edlen Namen beizugesellen; von Grabbe werden zwei Reliquien mitgetheilt, das eine aus der Hermannsschlacht, das andere Barbarossa betitelt. Barbarossa's rother Bart wächst, ohne daß er es merkt, schon Jahrhunderte lang durch den steinernen Tisch; die Weltgeschichte zieht an ihm vorüber, ohne daß er es der Mühe werth hält, zu erwachen. Sein beständiger Refrain ist: Laß mich schlummern! und ächt grabbisch ruft er, als er erfährt, daß Conradin falle:

> Laß den dummen Jungen fallen,
> Nicht einmal frühreif,
> Wird er aus ahnenstolzer Blindheit
> Fruhalt.

Uhland scheint keine Saite mehr auf seiner Leier zu haben. Wo sind aber Grün, Lenau, Mosen, Karl Beck geblieben? Warum haben sie nicht durch poetische Spenden zur Förderung eines so rühmlichen Instituts das Ihrige beigetragen?

Ich habe mit Liebe diese literarische Erscheinung vor dem Publikum besprochen und wollte den Beweis liefern, daß ich das Tüchtige in keiner Gestalt verkenne; gegen die Lüge aber und Überlistung meines Volkes durch falsche Propheten zu kämpfen, wird mich nie Etwas abhalten können und Reklamationen in dieser Beziehung werden fruchtlos sein.

Der Mangel politiſcher Bildung bei den deutſchen Literaten.

Man kann einen Dichter entſchuldigen, wenn er ſich auch nicht gerade thatſächlich mit den Fragen beſchäftigt, welche die Herzen der Beſten ſeiner Zeit bewegen, wenn er ſich zurückzieht in die ſtille Klauſe ſeines Gemachs, unbedrängt vom lärmenden Geräuſch des Tages, und dort, in ſich verſunken, über der Erſchaffung neuer poetiſcher Geſtalten brütet. Aber nimmermehr zu entſchuldigen iſt er, wenn er ſeinen Sinn für jene Fragen förmlich verſchließt, verdammungswürdig, wenn er in eine unfreie Oppoſition gegen dieſelben ſich ſtellt.

Die Blätter der deutſchen Volkshalle haben ſchon öfters Zeugniß abgelegt, daß ſie die hohe Bedeutung und den unvergleichbaren Werth des poetiſchen Wortes für die Nation gar wohl zu ſchätzen wiſſen; ſie haben anerkannt, daß die Wirkung dichteriſcher Compoſition weit ausgreifender, weit univerſaler iſt, als das bloße Raiſonnement des Politikers oder Kritikers oder auch Philoſophen, die alle am Ende mehr auf den Kopf, als auf Herz und Gemüth berechnet ſind. Unſere letzte Hoffnung haben wir noch auf die Muſen

geſetzt, und zwar nicht ſo, daß ſie uns blos beruhigen ſollten über eine unerträgliche Gegenwart, — denn für den Verluſt der Freiheit gibt es wenig Troſt, — ſondern daß ſie uns anfeuern und begeiſtern ſollten zur Eroberung eines längſt verlornen Kleinods. Wenn wir hiemit der Poeſie eine der erſten Rollen in der Weltgeſchichte zugetheilt haben, ſo haben wir zugleich auch das Anſinnen und die Forderung an ſie geſtellt, daß ſie ſich nicht zur Knyplerin erniedrigen und nicht mit neuen Lappen alte Mährchen flicken ſolle, die ihren Sinn verloren.

Man möge uns aber nicht miſsverſtehen. Mit ſolchem Anſinnen haben wir keineswegs die Meinung ausgeſprochen, als ſollte der Dichter nur die Heroen der Weltgeſchichte, die Streiter im Dienſte der Wahrheit, die Kämpfer für Recht, die Schildhalter der Freiheit zu ſeinem Vorwurfe erwählen nur ſolche der poetiſchen Behandlung für würdig erachten, Shakeſpeare hat uns Schnitte jeder Gattung vorgeführt, vorgeführt, wie es allein der Dichter durfte, ganz objektiv, wie ſie waren, wie ſie ſind, wie ſie leiden und lebten, in all ihrem trüben Glanze, ihrem troſtloſen Prunke, ihrem glühenden Elend. Sie wurden oft mit grauſamer Verliebe von ihm behandelt, ſie ſchienen vier Akte hindurch faſt im Beſitze des Rechts zu ſein, bis im fünften Akte das Gericht über ſie erging, und der Dichter ſie mit ihrem Geld und ihrem Purpur und allen ihren ſchönen Redensarten dem Teufel überantwortete.

Hier liegt es eben. Der Dichter darf alle möglichen Figuren der Geſchichte, der Vergangenheit und der Gegen-

wart, in poetiſchen Produktionen uns vor Augen führen; er darf einen Dionys und einen Möros, jeden in ſeiner individuellſten, concreteſten Wahrheit darſtellen: aber er darf den Schurken nicht Recht behalten laſſen, das Gift nicht mit Honig überkleiſtern.

Die einfachſte Definition von Verbrechen iſt: Eingriff in die Rechte eines Individuums oder einer Geſammtheit von Individuen; Schmälerung der perſönlichen Freiheit, Beeinträchtigung derſelben in irgend einer Beziehung.

Der Dichter iſt Richter im höchſten, umfaſſendſten Sinne des Wortes und wird daher nie gutheißen können, was der Freiheit von der res privata an bis zur res publica hinauf im geringſten Eintrag thut.

Wird die Freiheit des Einzelnen von irgend einer weltlichen Macht angegriffen, ſo hat er mit ſeinen Blumen ſtets das Opfer, niemals den Schlächter zu bekränzen. Nur zum Richter der Weltgeſchichte ſelbſt, zum Richter des Schickſals darf er ſich nicht aufwerfen. Hier muß er mit wahrhaft frommem Sinne anerkennen, daß die augenblickliche ſcheinbare Aufopferung der perſönlichen Freiheit der Freiheit im Ganzen und Großen zu Liebe Statt findet.

Die Erhebung beklagenswerther Erſcheinungen, ſo lange ſie im Rechte und in der Macht ſitzen, in die Atmoſphäre der Poeſie, iſt und wird ewig eine Lüge bleiben. Wie kalt, wie treulos kalt läßt Einen nicht Lamartine's *Chant du sacre*, welcher die Feierlichkeiten bei der Krönung Karls X

zum Gegenstande hat! Man muß ein Herz haben, wie ein Bourbon, um von dieser tollen Pracht im Mindesten sich rühren zu lassen.

Solche Persönlichkeiten werden der poetischen Behandlung erst fähig, wenn sie ihrem Untergange entgegeneilen, und dann sind wieder eigentlich nicht sie es, welche auf Poesie Anspruch machen können, sondern der Sieg der Freiheit, der in ihrem Sturze sich ankündigt, die Nemesis der Weltgeschichte, die Alles aus dem Wege räumt, was die ungehemmteste Bewegung des Geistes irgend beeinträchtigen könnte.

Aber, — hält man entgegen, — hat nicht Shakespeare bei jeder Gelegenheit seine Königin Elisabeth verherrlicht, hat nicht Tasso sein befreites Jerusalem unter den Auspicien des Herzogs von Ferrara vollendet, hat nicht Göthe als Minister zu einem fürstlichen Hofe gelebt, hat es selbst Schiller verschmäht, Unterstützungen von hoher Hand anzunehmen? Willst du darum so ungerecht sein und Alles über den Haufen werfen, was sie unvergänglich Herrliches dem deutschen Volke und der fernen Nachwelt hinterlassen? Du wagst es, den Heinse anzuklagen, weil seine Füße die Schwelle eines Palastes betreten haben? So würden wir am Ende unserer schönsten Werke beraubt!

Nicht so. Man kann einstimmen in die lauteste Bewunderung, welche solchen Meistern von allen Völkern gezollt wird; man kann tief überzeugt sein, daß der Dichter seinen Beruf, seine Mission erst wahrhaft begriffen hat, wenn er zum Volke sich gesellt, und wird darum doch nicht in Ab-

rede stellen, daß der ächte Dichter, selbst im Purpur und in der Tiara, wider Willen predigen muß das Evangelium der Freiheit. Göthe mußte seinen Faust, seinen Werther, seinen Egmont, Schiller seinen Don Carlos schreiben; denn der Genius in ihnen war mächtiger als sie selbst.

Aber ihr Leben war ein Widerspruch. Schiller kann noch eher entschuldigt werden, als Göthe; er war arm von Mutterleibe an und wollte nur eine sorgenfreie Existenz, um ungestört seinem poetischen Drange sich hingeben zu können; er hat seinen Glauben nirgends verläugnet und ist stets die Schlange im Schooße der hohen Herren geblieben. Doch muß ich, was den Charakter betrifft, auch hier Béranger weit vorziehen, der arm geboren, arm sterben will und selbst jede Gabe aus den Händen seiner Freunde zurückweist. Leben muß ich in solcher Beziehung einen der größten Maler Frankreichs, den Maler David, der sein ganzes Leben hindurch alle Anerbietungen fremder Fürsten ausgeschlagen, der außer Napoleon Nichts gemalt hat, als Republikaner und ewig Republikaner; der nach der Schlacht von Waterloo dem stolzen Wellington, der sich von ihm portraitiren lassen wollte, weit stolzer zur Antwort gab: „Ich male keinen Engländer!"

Welchen unberechenbar größeren moralischen Einfluß würden unsere großen Dichter und Denker machen, wenn sie fern von den Palästen in den niederen Sphären des Volkes geblieben wären, wenn sie ihr Leben mehr in Einklang gebracht hätten mit ihren Worten! Sie haben der Freiheit

viel geschadet; sie haben so hübsche Verse und Bücher gemacht und durch ihre sociale Stellung die so schmerzliche [illegible] entgegen gehandelt! Wie hat [illegible], wenn von vielen Seiten her die empörende Behauptung laut wurde, wohl sei die Freiheit etwas höchst Herrliches, aber auch etwas höchst Unpraktisches. Wie hätten wir hier [illegible] Freiheit des Dichters, der kleinen ästhetischen [illegible] wie die Würde des Menschen, die Freiheit des [illegible] vom Volke bringen sollen. Wir wären vielleicht immer nur einige [illegible]; aber die, welche wir besitzen, [illegible] reden zum Herzen der Nation, weil sie nur dem Herzen und Kopfe der Menschheit kamen, die ihr mehr [illegible].

Verhehlen wir es uns nicht; es liegt auch einigermaßen an uns, daß die größten Geister unserer Nation entfremdet wurden. Wir sind oft so lange gleichgültig gegen [illegible] und [illegible] sie beinahe zurück, bis sie die [illegible] erlangen und man von oben her sich derselben bemächtigt. So haben wir schon Manchen verloren, der bei ein wenig Theilnahme des Volkes geworden, und für uns, statt gegen uns in die Schranken getreten wäre. Die Nation sollte die Leitung ihrer [illegible] Geister übernehmen und sie für ihren Dienst [illegible] machen.

Das Verhalten der deutschen Volksmasse ist in so ferne ein doppeltes: einmal, die Dichter für das Volk, und dann, das Volk für seine Dichter zu gewinnen. Wir haben es mehr mit den werdenden, als mit den fertigen Geistern zu thun; sie wäre dann so völlig sicher, bei allen [illegible] der jungen Literatur [illegible], [illegible].

[illegible]

[illegible]

[illegible] [illegible] Muth. Die Zeit wird auch kommen für die neue Literatur und ein wohl vorbereitetes Geschlecht wird ihr eine Stätte [illegible]. Wir wollen nicht glauben, in dieser Richtung umsonst wirken zu wollen, um, wie mir ein alter Freund schreibt, die [illegible] Argument [illegible] [illegible] [illegible] zu machen, bis der Tag kommt, wo man das Schicksal [illegible] und Thaten [illegible] nach [illegible] Worte.

Eine demokratische Verirrung.

Es ist gefährlich, unsern jungen Dichtern zuzurufen: sie sollen Fragen der Zeit, Probleme des Jahrhunderts ihrem Vorwurfe machen, sie sollen Gegenstände in den Bereich der Poesie ziehen, welche im Augenblicke das Interesse der Menschheit am meisten in Anspruch nehmen und am meisten in Anspruch zu nehmen auch verdienen. Man einem doppelten Mißverständnisse ausgesetzt: erstens gibt manche Dichter, die mit der bloßen Wahl eines solchen interessanten Stoffes Alles gethan zu haben glauben und gleichsam einer fleißigen entsprechenden Behandlung überheben. Das Was, meinen sie, müsse bei ihnen Wie nothwendig entschuldigen. Das Was entschuldigt nie eine verfehlte Form; denn die herrlichste Idee wird Sinn des Volkes verschlossen haben, wenn sie nicht geworden, als tadelloser Gehalt, vor die Augen hintreten kann und sein Herz durch die Macht der Schönheit erobert. Und wenn Eure Gedanken zehnmal unsere Gedanken, wenn Eure Gefühle sind, wie unsere fühle, wenn Eure Leiden, wenn Eure Freuden unsere

unsere Freunden — die [illegible] Formen werden wir Euch nicht erlassen, wir werden Eurem Herzen viel, aber nie so viel verzeihen, daß Ihr ungestraft einer so trostlosen Anarchie der Form, wie sie bei manchen Schriftstellern täglich mehr einzureißen droht, Euch hingeben dürft. Republikaner oder Anhänger der konstitutionellen Monarchie — die ästhetischen Gesetze müssen beide gleich sehr achten. Die Athenienser haben einst ihren größten Rednern nicht den leisesten Mißton verziehen. Laßt, was die Form angeht, Eure Himmelstürmerei und entsagt jener genialischen Gebärde: die kleinste Blume hat als organisches Gebilde für mich weit mehr Werth, als das schönste Gewitter.

Das zweite Mißverständniß hat man zu befürchten, wenn man Dichter an sociale Fragen, an Fragen des Jahrhunderts verweist.

Man hat viel Mißbrauch mit solchen Worten getrieben und bedeutende Talente dadurch irre geführt. Bücher, in denen kein Funke von Poesie, keine Spur künstlerischer Anlage zu erblicken war, die aber im Sinne dieser oder jener Tendenz geschrieben wurden, hat man hoch gepriesen und ihnen den unbedingten Vorzug ertheilt vor Schöpfungen, die mit klarem dichterischen Bewußtsein concipirt und ausgeführt waren, denen man Gediegenheit und Wahrheit der Idee nicht absprechen konnte, die jedoch die zufällige Form verfehlten in einem bestimmten Zeitraum, ihre unwesentlichen Abhängigkeit außer Beachtung gelassen und ihre Gestalten nur um den unveränderlichen Kern deren Kernhaftigkeit hatten.

Was ist denn eine Frage des Jahrhunderts, wenn man fragen darf? Wird eine ewige Frage nicht stets auch die Frage der Zeit sein? Das Verhältniß des Einzelnen zum Geschlechte und zum Allgemeinen, zu Gott, wie man es nennen mag, sein Kampf gegen das Schicksal, gegen die Nothwendigkeit, das Recht des Sklaven gegen den Freien, des Armen gegen den Reichen, des Menschen gegen den Aristokraten, der Republik gegen die Monarchie — seit man denkt und nicht denkt, sind dies die Grundfragen der Welt gewesen, von denen alle übrigen nur Ausläufer sind, und zu denen sie, wenn sie sich als unabweislich behaupten sollen, zurückkehrend in lebendiger Beziehung erhalten werden müssen. Diese Fragen sind auch die Fragen unserer Zeit, unseres Jahrhunderts und concentriren sich vielleicht in der Hauptidee, der wir Alle huldigen, in der Geltendmachung der Subjectivität, in der Freiheit, im Stolze des Menschen, in seinem Selbstgefühl, nicht, wie früher, über der Welt, sondern dem Himmel selbst gegenüber.

Der Ausdruck, die Gestaltung dieser Idee ist mit jedem Tage, ja beinahe mit jeder Stunde, eine andere, bald blühendere, bald düsterere. Bald zerschlägt der Weltgeist heute die Form, die er gestern geschaffen, bald gewährt er ihr in seiner Langmuth eine längere Zeit der Entwicklung. Die Poesie, die innere Geschichte der Menschheit, hat, wenn sie sich wirklich als Supplement der äußeren, als Supplement der Weltgeschichte geltend machen will, bei der Wahl ihrer Vorwürfe genau zu überlegen, was im Laufe

der Zeit an und für sich Werth hat, was hemmend, was fördernd, was bloß Uebergangsstufe ist. Darnach bestimmt sich dann ihre Aufgabe, hier hat sie zu verherrlichen, zu preisen, dort zu tadeln und zu verhöhnen, an einem dritten Orte zu erweichen, zu kämpfen, zu verdammen. Nie aber darf sie sich den Mahnungen, dem Ringen der Zeit entziehen. Das Herz ist auch ein Faktor der Weltgeschichte, und die Thaten der Zukunft ruhen oft Jahrhunderte vorher schon im stillen Busen des Menschen. Hier wird die Poesie Prophetin, wie die Seherin zu Delphi; hier tritt sie eben darum in ihren schönsten Wirkungskreis; hier ist sie Vorläuferin der That.

Der Dichter darf sich den Fragen der Zeit nicht entziehen; wir fürchten aber deswegen nicht jenen Fehler, der seine poetischen Gestalten nicht mit den bunten Fäden der Gegenwart behängt, sondern er nur die ewige reine Wahrheit im Auge behält und sie in genialen Formen wiederzugeben versucht.

Was wollten wir Tendenzsüchtigen denn z. B. mit einem Shakespeare anfangen, dessen dramatische Dichtungen unvergängliche Lehren abwerfen für alle Völker und alle Zeiten, also auch für die unsrige, ohne gerade den speciellen Zeitgeschmack der letzteren an sich zu tragen? Wenn wir dem Begriffe „Fragen der Jahrhunderte“ so enge Grenzen ziehen wollten, welches Recht könnten wir Julius Mosen mit seinem Cola Rienzi, dem letzten Tribunen, widersprechen? Möchte sich meine Tafel nicht auch auf diese Weise die Apologie des Republikanismus erfinden, weil Julius

Wesen seinen Helden aus einem entlegenen Jahrhundert, und nicht unter den Republikanern von 92 oder den Republikanern der Julirevolution in der Straße Saint Honoré gewählt hat? Welchen falschen Maßstab würden wir an die Produktionen der Lyrik anlegen, deren größtes Verdienst doch ist, die Individualität in schrankenlosester Freiheit gewähren zu lassen und alle Schmerzen und Hoffnungen einer hochstrebenden Seele, wenn sie sich auch in Widerspruch setzt mit dem sogenannten Geiste der Zeit, ohne Scheu der Oeffentlichkeit zu übergeben und dem Publikum einen Blick in die Tiefe von Herzen zu gestatten, deren Sympathien im Augenblicke vielleicht noch ganz andere, als die der Mehrzahl der Nation sind?

Es werden Geister kommen, es sind schon Geister da, die ein Echo bilden für alle Laute der Freude und der Pein, welche aus der Brust des Volkes erklingen; wir wollen sie bereits willkommen heißen, wenn sie im Stande sind, ihren Dichtungen die glühende Färbung des Momente zu geben, ohne darum der Schönheit irgend Eintrag zu thun. Aber über letzterer müssen wir wachen, eifersüchtig wachen! —

Wenn in Frankreich und Deutschland die Journale der Aristokratie sich überbieten, ihre Lüge und Falschheit in die blendendsten Form an den Mann zu bringen, sollte das nicht eine dringende Mahnung für uns sein, diese verfehlte Richtung nicht nur an Thätigkeit der Gesinnung, an Tiefe des Gemüthes, sondern auch an Schönheit seiner Gestaltung zu überflügeln? Wir haben es schon oft ausgesprochen, daß

die Poesie soll eine Waffe für unsere Sache sein, — wir werden ihr daher, wenn sie sich versündigt an der Breite der Gottheit, wie Göthe die schöne Form nennt, um der Tiefe willen wenig oder gar Nichts nachsehen. Ist doch die Form zuweilen eben der Prüfstein des Gedankens!

Zu diesen Betrachtungen veranlaßt mich ein Buch, das bei Hammerich in Altona erschienen ist. Der sonderbare Titel lautet:

„Vetter Michel, ein Capriccio von Friedrich Clemens (schreibt auch unter dem Namen Clemens Gerke)."

Der Verfasser ist im buchstäblichen Sinne, was man in Deutschland ein verdorbenes Genie heißt, und seine Lebensgeschichte, wie sie in dem Almanach Delphin auf 1838, in den Hamburger Briefen, mitgetheilt wird, beweist, wie schlimm es eigentlich um einen Autodidakten steht, der einer formellen Grundlage ermangelt. Es läßt sich nicht leugnen, Talent, viel Talent, Witz, viel Witz, Originalität, viel Originalität ist hier vorhanden, ein freier, unbändiger, skeptischer Geist, ein munterer, leidenschaftlicher, oft auch wieder zu lockerer Styl, voll grammatikalischer Unrichtigkeiten, ein aufmerksamer Sinn für die leisesten Regungen der Gegenwart, für alle Zweige der Wissenschaft, verwandtschaftliche Züge mit Jean Paul, und doch nicht im entferntesten Vergleich mit ihm; — Alles in einander verschwimmend, ohne Plan, ohne Ordnung, ohne würdige Haltung, eine Mißgeburt, in der die wichtigsten Dinge erörtert werden, keck und unerschrocken, mit glühendem Enthu-

nasmus für Größe und Freiheit, ohne den geringsten Tadel von unserer Seite zu verdienen; ein Buch, das uns recht handgreiflich zeigt, welcher Segen es vom besten Willen bis zur schöpferischen That ist.

Ist es nicht verführerisch, wenn wir in der Vorrede lesen:

„Wer im Reiche der Geister schaffen will, der soll der Zeit ihre Wünsche absragen; — was ihre Sonnenhöhe nicht begünstigt, das wird nicht getrieben, und ob der Geist alle seine Kammern zu Freiheitsäulern machte."

Und welche Enttäuschung, wenn wir die Ohnmacht des Verfassers in der Gestaltung seiner Ideen gewahr werden! Da ist keine Entwicklung, keine Anleitung, das Buch könnte mit dem ersten Kapitel so gut schließen, wie mit dem letzten. Vetter Michel ist ein ergötzlicher Stoß für den komischen Roman: aus diesem Typus deutscher Beschaulichkeit, der seinen Krug Bier trinkt und Welt Welt sein läßt, der aus seinem Gemüth nicht denken mag, und in dessen Augen jeder Angriff auf veraltete Institutionen ein unverantwortliches Verbrechen ist, dessen Name heimisch ist in den Höhen und Tiefen der menschlichen Gesellschaft, denn es gibt gelebte und ungelebte, reiche und arme, junge und alte Michel, aus diesem Typus aller Lächerlichkeit konnte man eine Figur bilden, die unter geschickten Händen den Don Quixote des Humors weit hinter sich ließe. Aber er müßte dargestellt werden nicht durch Thaten als durch Redensarten, mehr wie der Ritter von der Mancha im Kampfe gegen Windmühlen, als im Dialoge, den Sa-

Ludwig Tieck zu ihrem Verderben so im Ueberman in die deutsche Novellistik eingeführt hat. Dabei sollte Herr Clemens Werke viel weniger von Sachen reden, von denen er, wenn er ehrlich sein will, seine Unkenntniß doch selbst zugeben muß. — Man möge aus diesen Bemerkungen abnehmen, wie wir nicht nur Wächter der Wahrheit, sondern auch Wächter der Schönheit sein wollen, wie die ästhetische Kombination uns keineswegs Nebensache ist, wie fühlen den ganzen Jammer in seinen Tiefen, daß wir zur Zeit noch solchen Mangel haben an Nerven, die unsere Ideen in schönen Formen an das Volk, das für Vielseitigkeit so empfänglich ist, vermitteln. Wir drücken jedem künstlerischen Talente die Hand, das im Dienste der Wahrheit schreibt, mag es dichten

Karl Grün.

Ich werde künftig der beſten Kritiken immer gern Einer guten Produktion ermern, und doch kann es Fälle geben, wo ich auch Arbeiten im kritiſchen Fache mit einem Enthuſiasmus beurtheile und zur Kenntniß der Nation bringe, wie er nur bei den glänzendſten Schöpfungen eines dichteriſchen Genius über mich kommt. Eine ſolche Arbeit iſt das eben vor mir liegende

Sendſchreiben an Dr. Karl Gutzkow in Betreff ſeiner „Zeitgenoſſen" von Karl Grün. Darmſtadt, bei Leſchen.

Dieſes Sendſchreiben ſoll nur die Vorrede ſein zu einem Romane: „Buch der Wanderungen", der in derſelben Verlagshandlung erſcheint, mir aber bis jetzt noch nicht zu Handen gekommen iſt. Die Halle'ſchen Jahrbücher, und in ihnen namentlich ein gewiſſer Herr Karl Biedermann haben mit grenzenloſem Hochmuth über die Erſcheinungen der neueſten Literatur abgeſprochen, und zwar abgeſprochen in einem Tone, deſſen ich den gepriſenen Univerſalismus dieſes Inſtituts nicht für fähig gehalten hätte. Ich ehre um mancher guten Namen willen die gebührende Achtung

vor beiagtem Organe der Öffentlichkeit, aber bitten möchte ich die Arbeiter am Weinberg der deutschen Philosophie, weniger esoterisch, weniger ausschließlich zu sein und sich nicht so sehr einer bloßen Rathenweisheit hinzugeben. Habt ihr wirklich euern Herrn und Meister verstanden, habt ihr wirklich, wie ihr prätendirt, die Aufgabe des Jahrhunderts begriffen, nun so bitte ein Jeder nach seiner Eigenthümlichkeit sich auch die entferntesten Formen für seine Gedanken und ihre feinsten Nüancen anders als in den hergebrachten Phrasen kund.

Außer Rosenkranz, Strauß, Vischer, Hebbel, Auge und dem verstorbenen Graf kenne ich keinen Junger Hegels, der von dem Zwange der Form sich zu befreien gewußt hätte. Die genannten sind sie wohl auch die Einzigen, welche die Potenzen entgegengesetzter Richtungen nach ihrem ganzen Umfange anzuschauen vermochten haben; sie sind die Einzigen, welche ein Recht haben reden dürfen, wo Sachen des Gemüths zur Sprache kommen. Die Übrigen mögen uns noch so viel von ihrer Objectivität und Wissenschaftlichkeit vorplaudern, sie werden dennoch keinen Platz am Steuerruder der Zeit finden und von Männern verdrängt werden, die an Klarheit des Sinnes ihnen nicht nachstehen, aber an Wärme des Herzens sie überragen, die nicht für eine Elite der Intelligenz, sondern für alle Welt schreiben, die endlich nicht nur die Feder, sondern, wenn es gilt, auch das Schwert ergreifen. Wir fühlen, daß der Schneckengang stätiger Entwicklung uns zu Nichts führen

wird und daß wir bald werden im Sturmschritte erscheinen müssen.

Während unsere Vernunft auf ihrem hohen Throne schwelgt und praßt, ist unser Herz ein Bettler geworden. Schade, denn die Fäden, welche uns mit dem Volke verbinden, spinnen sich nicht aus unserem Kopfe, sondern aus unserer Brust. Man kann gelernt, viel gelernt haben, man kann grau werden vor lauter Weisheit, und doch spurlos vorübergehen, vorübergehen, ohne eine Nerve am Leben der Nation zu elektrisiren. Unsere Denker müssen heraustreten aus ihrer Unmittelbarkeit und ihr welsches Sanskrit dem Volke übersetzen in gutes, bürgerliches Prakrit. Oder besäßen sie wirklich so wenig Selbstvertrauen zu ihrer Unfehlbarkeit, wie einige Spötter behaupten, daß mit dem Nimbus der Sprache die ganze Herrlichkeit ihrer Systeme in Asche fiele?

Der junge Mann, von dem das Sendschreiben ausgegangen und der uns auch sonst schon unter dem Namen Ernst von der Haide begegnet ist, hat gewiß seine Studien gemacht, so gut als Einer jener Phraseologen: er ist aber weder so altklug dünkelhaft geworden, noch hat der Kathederstaub die Flamme des Zorns und der Liebe in seinem Bosen erstickt. Er gesellt sich jener kleinen Schaar bei, deren Glück und Elend in dem Worte: „Kinder der Zeit" so ergreifend ausgedrückt ist. Noch hat er viel in sich verschlossen und ist zu bescheiden, die Welt seines Innern auf einmal bloß zu legen. Er will sich der Nation auf eine Weise empfehlen, die mir immer gar lieblich und rührend

vorgekommen ist. Er empfiehlt zunächst einen andern Autor und knüpft seine eigenen Bemerkungen und etwaigen Widersprüche an dessen Behauptungen an. Die Broschüre Karl Grün's ist ein schätzenswerther Commentar zu dem Zeitgenossen Gutzkow's und kann viel zur Verständigung dieses Autors beitragen. Ich kann sie in letzterem Betracht nicht dringend genug meinen Lesern an's Herz legen.

Die junge Literatur mußte, um wenigstens ihren revolutionären Produktionen eine Zukunft zu sichern, sehr zurückhaltend sein mit dem ungeschmückten Bekenntniß ihres politischen Glaubens. Karl Grün hat nach langer Zeit zuerst wieder den Muth gehabt, den seinigen rücksichtslos auszusprechen und frank und frei der Nation die theuren Namen in's Gedächtniß zurückzurufen, die man kaum noch aus undankbarer Feigheit vergessen zu wollen schien. Ich weiß nicht, darf ich Karl Grün auch als Dichter so rückhaltlos willkommen, wie ich ihn jetzt als Charakter willkommne. Ich wünsche es, — denn eine schöne Form, mit solchem Geiste erfüllt, wäre eine Oase in unserer Literatur-Steppe.

Bleibe kalt, wer es vermag: ich bin unwissenschaftlich genug, laut aufzujauchzen, wo die Saiten meines Gemüths so harmonisch berührt werden, wie im vorliegenden Büchlein:

Der Glaube an die Gegenwart, als dem Keim einer schönen Zukunft, lächelt mir trostvoll aus jeder Zeile entgegen.

Die laut ausgesprochene Reform unserer sozialen Mißverhältnisse wird die moderne Religion sein. Diese neue

Weltreligion aber, die Freiheit des Subjekts, wird es nicht bei einer bloßen Nachgeburt ohne Leben und Gestaltung lassen. „Nein! Sie wird die frühere Geburt für eine Todtgeburt erklären und behaupten, daß erst das Kind, was jetzt im Schooße der Zeit liege, vom heiligen Geist empfangen sei, die Anbetung der Völker, die freudige Aufopferung von Gut, Blut und Gewißen gebietend!"

Nur mit Einer Behauptung des Verfaßers habe ich mich nicht versöhnt, und ich werde mich auch nie mit ihr versöhnen, ich meine seine Behauptung von der Rechtmäßigkeit und Nothwendigkeit der Todesstrafe. So würdig dieselbe motivirt ist, denn sie wird gleichsam als Versöhnung des Verbrechers mit dem Absoluten, als Heilung des Bruchs mit der Idee dargestellt, wird mir hier die Rede Robespierre's für die Abschaffung der Todesstrafe mehr gelten, als die darauf bezüglichen Paragraphen der Hegel'schen Rechtsphilosophie. Eine ganz andere Stimme, als der Kalkul eines Justizraths, hat hier ein Votum, das ein Veto sein muß, abzugeben.

Dichtergruppen.

Ferdinand Freiligrath. Karl Beck. Theodor Creizenach.

Wem der Sieg durch Waffen glückte,
Nicht allein sei Held genannt!
Jungst an deinem Herde drückte
Mir wohl auch ein Held die Hand.

Anastasius Grün an Uhland.

Was ich neulich ausgesprochen, daß die Kritik unserer Zeit eben so wohl eine verbindende, als scheidende und trennende sein solle, muß ich heute, wo ich von den drei obengenannten Dichtern zu reden gedenke, auf's Nachdrücklichste wiederholen. Die Geister, die bereits der Stolz oder wenigstens die Hoffnung unserer Nation sind, müssen aus ihrer Vereinsamung herausgerissen und in möglichst großer Anzahl unter Einem Banner versammelt werden, um geschlossenen Gliedes Stand halten zu können dem Andrange einer oft trostlosen, oft drückenden Wirklichkeit. Wir haben zu untersuchen, ob nicht viele Köpfe zuweilen Ein Herz, ob nicht tausend Formen zuweilen von Einem Hauche belebt sind. Drei Dichter, Freiligrath, Beck und Creizenach

dem erſten Anſcheine nach ſo von einander verſchiedene Gestalten, ſind doch die Kinder Einer Mutter: Ein Band umfängt dieſelben.

Ueber Ferdinand Freiligrath*) wurde in den letzten Jahren in allen deutſchen Ländern und Blättern ungemein viel hin und her geplaudert; ich erinnere mich aber nur Einer klaſſiſchen Arbeit in dieſer Beziehung, des Aufſatzes von Franz Dingelſtedt in dem Jahrbuch der Literatur auf 1838. Freiligrath's formelle Fehler und Tugenden werden daſelbſt gründlich und mit großer Feinheit gewürdigt. Dieſe eigenthümliche Form der Freiligrath'ſchen Muſe iſt übrigens nur das nothwendige Ergebniß ihres Geiſtes; der Geiſt aber in ſeinen Hauptzügen hängt genau zuſammen mit einer vielfach, wenn auch anders ausgeſprochenen Richtung oder, beſſer geſagt, Stimmung unſerer Zeit.

Dieſe Stimmung iſt ein allgemeines Gefühl des Mißbehagens, der Unluſt an den gegebenen Zuſtänden, der Zorn über die ſcheinbare Schwäche und Thatloſigkeit eines in ſeinem innerſten Kerne edlen Volkes. Sie fand ihren erſten

*) Die Cotta'ſche Buchhandlung hat ſich ein wirkliches Verdienſt um die Verbreitung dieſes Dichters in weiteren Kreiſen erworben. Die zweite Auflage der Freiligrath'ſchen Gedichte, 300 Seiten auf feinſtem Velin und elegant ausgeſtattet, koſtet hier zwei Gulden, vier und zwanzig Kreuzer. Es iſt rühmlich, nicht nur der anerkannten, ſondern auch der werdenden Literatur auf ſolche Weiſe Vorſchub zu leiſten. Ehrenhaften wie Verlegern gewinnen dabei.

unmittelbarſten Ausdruck in dem Romane eines Dichters, deſſen Herz lange für kalt und dem Geiſte des Jahrhunderts unzugänglich gegolten hatte, nämlich in dem Romane Karl Immermann's: „die Epigonen.“ Man entdeckte plötzlich Sympathien auf einer Seite, wo man ſie nicht vermuthet. Immermann beweiſt ſich des früh gewonnenen Zutrauens würdig und hat uns einen nur an wenigen Stellen krummgeſchliffenen Spiegel unſerer ſocialen und literariſchen Zuſtände in ſeinem neuen Münchhauſen geſchenkt.

Immermann — Münchhauſen — die Epigonen — und Karl Beck's oder Freiligrath's Gedichte! Welcher Sprung! Gibt es auch eine Brücke, ſo Verſchiedenartiges zu verbinden? Warum nicht?

Immermann, Karl Beck, Freiligrath, Greifenach ſind die Repräſentanten einer und derſelben Stimmung, und ihr ganzer Unterſchied beruht auf der Form, die allerdings über das größere oder geringere Dichtertalent, das dem Einen oder dem Andern zuerkannt werden muß, entſcheidet. Aber noch einmal: hervorgetrieben und gebildet ſind die Formen aus Einem Geiſte.

Ich kenne Dichter, denen die Thräne im Auge blitzt, daß ſie thatlos kauern müſſen und Lieder ſchreiben, ſtatt hinauszuziehen in die Feldſchlacht: ich kenne Dichter, die in bitterm Groll ewige Liebe verſchwören, weil ſie nur Eine Braut haben, die Freiheit.

Drang nach Thaten, rückſichtsloſe Liebe zur Freiheit, Unbehagen an der Gegenwart hat unſere drei Dichter gleich

ſam geſchaffen; Feuer, innerliches Feuer glüht in ihren Adern; nicht Gefühl, ſondern Phantaſie iſt das verherrſchende Element in ihren Dichtungen.

Bei dieſem unbeſtimmten Drang, bei dieſem Sehnen nach beſſeren Verhältniſſen, das ſich theils noch nicht recht klar geworden iſt, theils überall das Außergewöhnliche verlangt, iſt auch die Form theils noch keine feſte, ſichere, wie bei Beck und Greizenach, theils eine überraſchende, noch nie dageweſene, wie bei Freiligrath.

Der Grundcharakter, die Grundſtimmung unſer Zeit hat, wie in Immermann's Epigonen am unmittelbarſten, ſo in Freiligrath's Gedichten am vermittelſten ſich ausgeſprochen.

Freiligrath ſtellt ſich nicht geradezu in Widerſpruch mit ſeiner Zeit, mit ſeinem Jahrhundert; die Anklage, die er vielleicht unbewußt gegen daſſelbe richtet, iſt mehr mittelbar. Er ſagt nicht mit klaren Worten: „es iſt Nichts mit ihr und es muß anders werden," ſondern ſeine Phantaſie ſucht nach einem neuen Ausſunftswege, um von der peinigenden Gegenwart ſich los zu machen; ſie wendet ſich weg von der Stätte ſeiner Geburt und ſucht heimiſch zu werden im fremden Lande. Seine meiſten Stoffe hat Afrika oder dem Oriente entlehnt, und ein zweiter Columbus ſegelt er auf dem nürmiſchen Weltmeere nach dem poetiſchen Eldorado umher. „Wär' ich im Bann von Mekka's Thoren", oder „Ich wollt' ich läg' im Sand der Wüſte" oder „Heil wer das weite Meer befährt",

in ſolchen Strophen iſt das eigenſte Weſen der Freiligrath'ſchen Muſe ausgedrückt.

Es iſt gewiß nur Unluſt und Mißbehagen am Gegebenen, welche die Phantaſie des Dichters ſo in die Ferne treibt, — glücklich, wer zugleich, wie er, dieſelben in ſo objektiven Schöpfungen zu bewältigen weiß, wem die innere Verſtimmung der Seele ſo verſchwindet, wenn er in poetiſcher Begeiſterung über einem einmal erkorenen Stoffe brütet!

Während Freiligrath ſo in der Weite ſchweift, findet Karl Beck alles Gute und alles Schlimme in der Nähe; für ſeinen Zorn und für ſeine Liebe gilt es Nahrung vollauf in der theuren Heimath. Nicht in fremde Zonen, unter Palmen und in die Wüſte flüchtet er ſich; frank und frei, unzeichent, oft zügellos, läßt er unſerm Jammer und unſer Glück Sprache gewinnen in den herrlichſten Weiſen.

In der Beck'ſchen Poeſie finden wir viel Schlacken, aber auch viel Gold, und vor Allem einen prometheiſchen Funken, den wir nicht untergehen laſſen dürfen; hier iſt ein tüchtiger Streiter im Dienſte des Volks, wie er ihm Noth thut. Die Lieder Karl Beck's ſind ernſthafte Thaten.

Der junge Dichter, ein geborner Ungar, hatte ſich im Jahre 1837 mit einem Band Gedichte: „Nächte, Gevanzerte Lieder u. ſ. w." bei uns eingeführt und allerdings diejenige Theilnahme gefunden, die dem wahrhaften Genie trotz allen Mäkeleien der Kritik nicht entgehen kann. Er hatte aus den Schriften Börne's ein neues poetiſches Evangelium erzogen und ſein eigenes Glaubensbekenntniß in einem Gedichte auf den unvergeßlichen Mann niedergelegt.

Das zweite Produkt Karl Beck's, mit dem ich mich hier vorzugsweise beschäftigen will, ist ein Childe Harold, ein fahrender Poet (Leipzig, bei Engelmann), enthaltend eine Reise nach Ungarn, Wien, Weimar und der Wartburg. Alle Fragen der Zeit und der Weltgeschichte werden zur Sprache gebracht; Vieles ist im erhabenen Schwung von Weissagung gedichtet. Die Form des Ganzen sind freier behandelte Sonette; interessant ist, daß die letzte Abtheilung, „Wartburg", einem deutschen Fürsten, dem Fürsten Friedrich Schwarzenberg zugeeignet ist. Und diese 44 Sonette übertreffen an Derbheit des Ausdrucks Alles, was Börne geschrieben!

Der neue Childe Harold begreift nicht, wie auf der Erde bei so viel Elend so viel Frieden herrschen könne, und ein träumerisch Weh will sein Herz durch beschleichen. Ihn selbst scheint sein allzufrei gesungenes Lied von der Heimath theurem Grund getrennt zu haben; aber seine Sehnsucht ist zu groß, und er wagt dennoch seine Schritte nach derselben zu lenken. Und in welchem Zustand findet er sie und seine lieben, edlen Magyaren? Doch Geduld!

Der Enkel wird die Ketten einst zerbrechen,
So glänzend, wie sie je ein Volk zerbrach!

Der zweite Gesang führt uns nach Wien, und das Erste ist, daß der Dichter seine wilden Gedanken an den Zollschranken läßt. Er will seine alten Freunde besuchen, mit denen er einst vom Völkerfrühling geschwärmt

Sie sind in alle Ferne zerstoben oder Verräther geworden. Er besteigt den Stephansthurm und beschaut sich die Stadt die schon so oft über Völker und Völkerschicksal gerichtet Sie ist

— ein Lärm, als würden Welten hier vernichtet,
ein Ruf, als wurden Welten hier gerichtet — — (23.)
Und doch nur ein lebendig Schattenreich. (Ibid. 25.)

Diese Lustigkeit in der Stadt ist nur die Maske des Unglücks; indeß die Leute haben Recht:

Genießet, was die Augenblicke schenken,
Denn an die Zukunft dürft ihr doch nicht denken.

Zu lange kann es ihm aber nicht behagen —

Dies wetterschwüle Treiben,
Dies beklommenliche Schweigen trägt er nicht.

Der dritte Gesang wurde in Göthe's eigenem Hause gedichtet und versucht eine Ausgleichung der beiden Antipoden, Börne und Göthe.

Im vierten Gesange aber stehen Worte, die ich in Prosa nicht auszusprechen wage, Worte, die wahr, unendlich wahr sind, und die Einem dennoch das Herz im tiefsten Busen erschüttern; Himmelsworte, die man nur in nächtlicher Stunde, wenn keine Seele lauscht, zu sich selbst redet.

Der Dritte im Bunde dieser verstimmten Dichter ist Theodor Creizenach. Er ist ein Freund Beck's, der ihm auch als seinem Mitstrebenden den dritten Gesang des fahrenden Poeten gewidmet hat. Bei Hoff in Mannheim erschien so eben ein Band Dichtungen von diesem jungen Literaten, denen eine dramatisirte, sehr witzige Satyre auf bekannte Vorgänge in der neuesten Literatur unter dem Titel: „der schwäbische Apoll", beigegeben ist. Ein ungestümer, freiheitsdurstiger Geist, ein Gemüth von gutem Adel, um dessentwillen wir ihm die Hand drücken müssen, obschon die Ausführung seiner Gedanken hinter der Auffassung derselben weit zurückbleibt. Theodor Creizenach ist eine jener Schwalben, die allmälig anrücken und Botschaft bringen von einem neuen Himmel und einer neuen Erde, ein Geist, den, wenn er auch nicht in die Reihe der ächt schöpferischen tritt, eine hohe Begeisterung stets bewahren wird vor jeder unedlen Regung.

Ein Verschollener.

Wir haben uns schon mehrfach und kräftig zu Gunsten der jungen Geister ausgesprochen, die im Dienste des Jahrhunderts handeln und die Interessen und Fragen der Gegenwart mit Kopf und Herzen ergreifen, und, wenn nicht leisen, doch nach Kräften neues Licht über dieselben zu verbreiten sich bestreben. Der marmorne Ruhm unserer deutschen Klassiker ist gesichert für lange, vielleicht für ewige Zeiten; mögen einige Stubengelehrte sie bekrittlich halt vom Standpunkte des Christenthums, halt von dem des Heidenthums aus betrachten und ihnen darnach ihre Stelle anweisen — sie werden ihrer Unsterblichkeit dadurch weder Vorschub leisten, noch Abbruch thun. Ein Journal, glaubten wir und glauben dies bis heute, habe es vorzüglich mit dem lebenden Geschlechte zu thun; wie eine Pflanze der Wärme des Sonnenlichtes, so bedürfe der moderne Dichter des Lichtes seines Volkes, um herauszutreiben zu seinen Kräuter und Laub.

Und doch will ich heute einen Schatten, einen todten Schatten heraufbeschwören, den wir unverantwortlicher Weise

beinahe ganz vergessen haben. So nachdrücklich ich stets die Theilnahme der Nation für ihre lebenden Genien verlangt habe, so weit war ich immerdar von der irrigen Meinung entfernt, als ob ein ächter Dichter je aufhören könnte, der Dichter der Zeit zu sein. Das Göttliche ist immer an der Zeit.

Was haben wir einem Langbein, einem Blumenhagen, einem Blumauer, einem Rabener zu danken? Was will die Poesie Gellert's im neunzehnten Jahrhundert? Was wir zu sagen haben, sagen wir frei und blank heraus; wozu die Umständlichkeit der Fabel? Fabeln passen für Kinder und Unmündige; der Vater aller Fabeldichter, Aesop, war ein Sklave.

Wir kennen seit Sterne und Jean Paul den Humor, und haben in den letzten Jahren im komischen Romane Treffliches geleistet — was soll uns die schaale Kost der Rabener'schen Satyren? Das heißt doch die Zopfzeit mit Gewalt wieder an die Tagesordnung bringen und das Publikum von allem Interesse an der Gegenwart mit böslicher Absicht entwöhnen!

Das Geschlecht der literarischen Proletarier, die ihre Namen vor solche Gesammtausgaben abgestandener Autoren setzen, d. h. dieselben auf's Neue abdrucken lassen und die Correctur besorgen, ist unsterblich. Der Buchhändler kommt alsdann hinterher mit einer Anzeige, die so pompös und auf den Unverstand berechnet ist, daß das Publikum am Ende betrogen werden muß. Und keine Stimme will sich gegen

tiefe traurige Industrie, diesen literarischen Kleinhandel erleben?

Was müßen unsere westlichen Nachbarn von uns denken, wenn sie unsere Journale zur Hand nehmen und die Buchhändler-Annoncen lesen? Sie könnten wahrlich glauben, Schiller sei ein Buchbinder gewesen, wenn zwischen und zwischen von Schillerformaten die Rede ist! Mich wundert, daß nicht auch schon von den Schriften der Herrn Haug oder von Haller's Restauration der Staatswissenschaften eine ähnliche Ausgabe erschienen, damit die preiswürdigen Ideen dieser herrlichen Männer so wohlfeil als möglich Eigenthum der deutschen Völker werden! Doch — wer weiß, ob nicht in irgend einem Winkel Deutschlands im Augenblicke, da ich dieß schreibe, eine solche verbreitet wird?

Es hat etwas Befremdendes — diese Tattengräberey im gegenwärtigen deutschen Buchhandel, diese fortwährende Exekutien auf die Vergangenheit; allein man darf das Erfreuliche daran nicht übersehen, wie schon früher angedeutet worden. Das Erfreuliche daran ist eben die Hoffnung auf einen baldigen Abschluß mit der Zeit vor der Julirevolution, die Verbreitung allgemeinerer Bildung und ein Urtheil über den Werth und Unwerth dieser oder jener Schriftsteller aus dem Munde der Völker selbst.

Will man einmal die ganze Vergangenheit neu auflegen, so möge man nur bei diesem Geschäfte gewissenhafter zu Werke gehen, als es bis jetzt geschehen ist. Waiblingen ist so eben die Ehre einer Gesammtausgabe von Gaudy

bringt) widerfahren. Warum wird sein Ideal und Vorbild so beharrlich vernachlässigt? Warum führt Cotta nicht in würdiger Ausstattung den Dichter Hölderlin vor's schwache Gedächtniß zurück?

Hölderlin! von Ihm möchte ich schreiben, und das Herz pocht mir schon, wenn ich an ihn denke! — — —

Hölderlin, der eigentliche Dichter der Jugend, dem Deutschland eine große Schuld abzutragen hat, weil er an Deutschland zu Grunde gegangen ist. Aus unsern jämmerlichen Zuständen, die noch unserer Schmach voll waren, hat er sich in die heilige Nacht des Wahnsinns gerettet, er, der berufen war, uns voranzuleuchten, und nur ein Schlachtlied zu singen. Ach! er hat sich umsonst gewünscht zu fallen am Opferhügel, zu bluten des Herzens Blut für's Vaterland! Dunkler schmachtet er bis an den Ufern des heimathlichen Stromes, den er so oft verherrlicht; während ich mich berausche in seinen Liedern, hat er vielleicht vergessen, daß er jemals eines gedichtet.

Es ist rührend mit anzusehen, welche Anhänglichkeit die akademische Jugend dem wahnsinnigen Dichter in Tübingen bewahrt hat; mehr als Neugierde mag es sein, wenn sie zu dem 70jährigen Greise wallfahrtet, der ihr nichts mehr bieten kann, als einige wehmüthige Akkorde auf einem elenden Klaviere.

„Was die Jugend glaubt, ist ewig," sagt einmal Börne, und dieser Ausspruch findet seine Wahrheit an Hölderlin. Obgleich bald vier Dezennien vorübergerauscht sind, seit der Verfasser des Hyperion sein letztes

[illegible] gebildet, glaubte die großen Werke befallen noch in mächtig in den jugendlichen Gemüthern, als ob sie noch gestern geschrieben worden wären. Wenig bildnerische Kraft hat in Schwaben, die Hölderlin nicht ein paar Strophen gemalt, aber in seiner Mitte ein paar Statuen modelt hätten.

Er hat auch wohl für die mit dem Alterthum sich beschäftigende Jugend mehr Werth, als der größte Philolog. Er weckte und hat Schwaben auf jenen Kultischen Zeiten erhoben, den freien, großen Sinn.

Mit solchen unbequemen Bestrebungen fand er natürlich im Anfange dieses Jahrhunderts keinen großen Anklang. Und Wunder, wenn er dann gleich anrief:

„Es ist hergebracht, wenn man Euern Kindlein, Euern Töchtern sagt, und Sie, die den Mondschein nicht achten, die das Schöne lieben und pflegen? Die Musen? Sie leben in der Welt, wie Jungfrauen im eigenen Hause; so hat es nicht wie der Dichter Blick, da er in Wettergefahr an seiner Thüre sah, statt die unverschämten Jünger im Saale lieber um fragten, wer hat mir den Kerzenleuchter gebracht?"

Oder an einer anderen Stelle:

„Voll Lieb' und Muth machten seine Mutterzünglinge den deutschen Boden heraus, zu dreht der Sohn Jahre hin, und der mandelte wie die Zikaden, still und kalt, denn wie ein Weiser, den der Zeiten mit Sorg' beliebt, daß er einmal einen Wunderbau treibt, und wenn du hinsehen, siehe da! hat der verfehlt, wie in der Elemente Einerleiheit, wie in deren Unentwirrbarkeit der Vergeistigungsformel und

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] Bücher. Wer kann mir sagt, daß nicht einmal ein [illegible] Leser im entgegengesetzten Sinne handelt?

Der Mensch ist nicht beständig. Er nicht [illegible] er wird haben seine Zeiten werden, seine [illegible] Neigungen ändern.

Wie darf geschrieben, daß nicht [illegible] [illegible] beständig und [illegible] [illegible] Zeiten macht die Liebe von Bücher?

Obwohl nicht die Bücherliebe, welche nicht die [illegible] gar gründlich? Können [illegible] nicht alle [illegible] Bücherkenntnis gewinnt?

---

*) Bemerkung. [illegible] [illegible] [illegible]

Auch hier will ich in Kürze hin und her sagen: Wo haben Sie die Oberschenkel, Herr Direktor, und wo Ihre immer vor Zeit sein wird?

Ja, Direktor ist ein Onkel mit thatsächlich einer bedeutsamen Verwandte, hat aber ist, wie die Dinge stehen, die Macht, das interessirt zu selbstständigen zu erhalten.

Die Verbindlichkeit der Menschen ist nach dem Prinzip für erste am Hauptparagraphe der gesetzlichen Ja. Klubs. Die zweite liegt in der Verwaltung der gesetzlichen Staaten.

Das gesetzliche Gut ist nach der Meinung des Herrn Oberregierungsrathes nicht so unentbehrlich an der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten, als man es gewöhnlich darzustellen sucht. Es hat seine Aufgabe und Funktion, seine Wichtigkeit und Unentbehrlichkeit.

a. Die Aufgabe besteht nun den Menschenrechten einzig, die bei der Ausübung der allgemeinen Leitung der großen Interessen haben. Wer nun ist die Person hier?

b. Die Funktion wichtige Menschenrechte, die Menschenrechte wählen die Wichtigkeit, die Regierung zu klarlich bestätigen. Dynastie Nro. II."

---

nachdrücklichst auf der gesetzlichen Leitung, es hat einen Rechtsbruch gerade bei einzelne nicht gegeben, sondern nur nicht der Gut Rechtsbruch gegeben."

c. Auch die Landräte, welche die unmittelbare Auf-
sicht über die Unterbehörden führen, werden nicht von der
Regierung eingesetzt, sondern die Kreisstände, bestehend aus
Rittergutsbesitzern und Deputirten der Stadt- und Landge-
meinden, schlagen drei Candidaten vor, aus denen der
König einen wählt.

Jeder Unterthan darf sich überdieß an den König wen-
den und über das Recht hinaus werden billige
Ansprüche durch die königliche Gnade gewährt.
Was noch will man sich beschweren?

„Sind denn nicht Provinzialstände da, welche die
Wünsche des Volkes an die Regierung bringen? Fehlt man
denselben nicht [illegible] bei der Centralbehörde, im Staats-
rath? Und wenn ein Weg größere Eile erheischt, ist der
König durch irgend [illegible], um jenem [illegible]
Vertrauen abzugeben?"

Alles gut, Alles vortrefflich — aber am Ende hängt
doch Alles nur allein ab. Die Regierung behält noch im-
mer z. B. das Recht, Steuern auszuschreiben, [illegible]
unter jenem Vorwande. Biedermann macht hier die
schlagende Bemerkung: „Wenn nun eine Regierung, unter
dem Vorwande, das Interesse der Nation gebiete es, [illegible]
[illegible] Summen [illegible] Gnadengeschenke [illegible]
[illegible] und zu diesem Zwecke hohe und immer höhere Steu-
ern auferlegt — ist das nicht eine ganz ähnliche Beein-
trächtigung des Rechtes an dem Eigenthume der Privaten

als wenn ein Fürst genöthigt die Güter seiner Unterthanen confiscirt!"

Es ist aber die persönliche Regierung nicht; sie ist nöthig, meint, beschönigt sich. Recht, Herr Streckfuß; das Faktum spricht für Sie, aber ein Faktum ist nie eine Garantie, sondern nur ein Princip ist eine Garantie.

Will man die Beamtenhierarchie in der Verwaltung als keine Garantie gelten lassen, wie steht es mit unserer Justiz? Die Justiz ist nach Hrn. Streckfuß die dritte Garantie der persönlichen Freiheit!

Die Rechtspflege hängt aber von der Verwaltung und Gesetzgebung ab; ist die letztere gut, so wird es die erstere im Allgemeinen auch sein. Wer hat uns aber gesagt, welches die Grundsätze einer guten Gesetzgebung in Preußen sind? Herr Streckfuß? O nein! Denn der hat auch seinen Scharfsinn zu [illegible]. Die gemeine Rechtspflege mag die Justiz allerdings garantiren — obgleich auch diese Anstalt ist [illegible] jeden Augenblick anders werden kann, da eben immer das Princip fehlt — aber auch die politische? Wo ist hier die Unabhängigkeit der Richter, die Vertrauen Preußens entgegenkommen? Doch diesen Punkt übergeht der Herr Regierungsrath völlig.

Aber, was Herr Streckfuß zu Gunsten der jetzigen Organisation Preußens vorzubringen weiß, sind Fakta, Thatsachen, die sich ändern können. — Es ist Alles gut, aber wir haben keine Bürgschaft, daß es so bleiben muß

Daß diese Dingschaft fortritt von die Zeit, wo sie wird nicht lange mehr vorenthalten werden können. Denn dieses weiß ich noch eine Garantie: der vierte Bürger, den ihm Staatsrath vergessen hat, ist der freie [illegible], gegen den jede Con-[illegible] [illegible], und der in Kirchen wie [illegible] nach seinem ewigen heiligen Recht.

Die Uebervölkerung.

Nicht das Schreckbild von Malthus, der mit Grausen gewahr wurde, wie das Geschlecht der Menschen von Tag zu Tag sich mehre, eine ganz andere Uebervölkerung, die literarische möchte ich sagen, ist es, deren Besprechung ich heute ein paar Augenblicke widmen will. Ich werde mich dabei noch überdies auf dieselbe [illegible]. Die [illegible] Bemerkungen sollen diese [illegible] erschöpfend [illegible], sondern nur einen Beitrag zu deren künftigen Lösung abgeben.

Die literarische Uebervölkerung! Ich glaube, ich habe keine solche Freunde, die nicht wenigstens einmal in ihrem Leben den Ehrgeiz gehabt hätten, wenn auch nur in dem Provinzialblatt ihrer [illegible], als Schriftsteller aufzutreten und für einige Minuten das gewisse Gefühl einer [illegible] Publikums sich zu erfreuen. [illegible] Kenntniß meine Meinung über Beispiele hätte, [illegible] Masse zu haben, der nicht einen Bogen [illegible] als Talente [illegible] Bildung aufgenommen hat. Der [illegible]. Die unserer Zeit ist überflüssig.

Es waren allerdings schöne Zeiten, da selbst der [illegible] [illegible] seine Arbeiten lieber verschenkte als verkaufte, es waren schöne Zeiten, ehe der geistvolle Beaumarchais mit seinen Schriften Spekulationen machte; bei zwei Drittheilen unserer Schriftsteller mag, ich gebe es zu, die erste Frage sein: Was bringt Absatz? Was trägt mir am meisten ein? Welche Richtung gebe ich dem Buche, damit es dem Staatsmann im Kabinet, [illegible] auf seinen Promenaden [illegible]! [illegible] — die literarische Ueberschwemmung, die unübersehbare Menge von Autoren ist ein Hauptbeweis für die demokratische Richtung unseres Jahrhunderts.

Den Alten war die Literatur eigentlich nur Ersatz für das Leben, [illegible] Bekenntniß des Lebens geworden. Sophokles und Euripides hätten vielleicht lieber noch einmal Schlachten von Marathon oder Salamis mitgefochten, als unsterbliche Trauerspiele geschrieben; [illegible]

In der [illegible]

Bestehende und eine unverhüllte Anerkennung der Forderung, daß wir weiter, daß wir fortschreiten müssen.

Es wurde schon früher einmal in diesen Blättern behauptet, daß jeder ächte Dichter in Opposition mit dem Staate stehe. Diese Opposition offenbart sich aber auch, ohne daß sie vielleicht selbst sich Rechenschaft davon ablegen können, in den gewöhnlicheren Köpfen unseres Volkes, welche die Feder ergreifen.

Jeder Schriftsteller entzieht dem Staate, wie er ist, einen Bürger. Dem Staate, wie er ist, sage ich ausdrücklich, denn Bürger sind wir alle insgesammt, Bürger im Himmel oder auf Erden, oder in einer zukünftigen Republik. Die Alten bildeten sich über den Staat, die Bildung unserer größten Talente besteht darin, sich aus dem Staat herauszuleben, sich von demselben loszumachen, ihn entbehren zu können. Die Ehe des Deutschen geht immer ein Jahrhundert vor und er bildet sich ewig für die Zukunft; die gewöhnlichen Geister beginnen ihre Laufbahn damit, daß sie sich ihre Familie oder bürgerliche Carriere verderben.

Möchten unsere hohen Politiker in der That so viel Weisheit, als sie zu besitzen Miene machen, ernstlich sie wünschen, statt über Moralität und Theologie zu spotten und in den Tag hinein zu raisonniren, darauf bedacht sein, wie sie dem [illegible] Staatskörper die [illegible] Theile [illegible] wollen. Denn das sollte ihnen doch ein Beweis sein, daß unsere Institutionen mangelhaft und unfertig sind, wenn die Besten der Nation das Glück ihres Talents gemacht zu haben glauben, daß [illegible] sie sich ohne Folge dem [illegible]

Zeche des Staatsdienstes entziehen können. Selbst der Ja- vorand, der seine albernen Romane schreibt, hat eine dunkle Ahnung davon, daß er kein Behagen daran finden würde, ein Stift in der großen Maschine zu sein.

Erst dann klagt darüber, daß so viel Unberufene vor dem deutschen Publikum mit ihren Produktionen auftreten, wenn ihr es ihnen möglich gemacht habt, ohne am Herzen zu verkümmern, wirkende Mitglieder eurer lobsamen Anstalten zu werden. Bis ihr dem Genie, wenn es nicht gerade ein falscher Ehrgeiz abhält, wenig Genüge geleistet haben, wird noch mancher Wicht den Wald hinunterfliehen.

Eine alte Wahrheit, aber immerhin eine Wahrheit: Jede Sache hat ihre zwei Seiten. Wie sich nur in der Paulskirche das demokratische Prinzip als Anspruch herausstellte, so haben andere Organe geglaubt, es werde durch dieselbe für ihre Sache etwas gewonnen. Ein Mann, der sich an die Spitze der Bewegung gestellt hat, machte ungefähr folgendermaßen calculiren: „Warum ist aller Welt nur denn das altdeutsche Volk so unruhig? Warum waren die Massen so schwer zu beruhigen? Einfach — weil sie keine Bücher hatten und sich die Langeweile nothwendig durch die Politisirung ihrer Reichsstaaten vertreiben mußten. Die Alten waren auf dem Markt, andere sahen sich auf das Zimmer angewiesen. Wenn sie überflüssige Zeit oder böse Laune haben, so holen sie sich ein Buch aus der Leihbibliothek und schlagen auf diese Weise zu unserem großen Besten ihre freien Stunden todt. Schreibt heute noch Einer etwas weniger günstig für unsere Privilegien, als sein Buch aus-

gelesen ist, erscheint ein zweites, das doch auch gelesen sein will, und so kommt es niemals zur That. Daß übrigens die Bäume nicht in den Himmel wachsen, dafür ist durch die Censur trefflich gesorgt. Unsere bittersten Gegner sind eigentlich unsere besten Freunde: vor lauter Schreiben denken sie nicht mehr an das Handeln; sie leben in Worten fort, vergessen aber ewig Thaten aufzuschütten. Ja, Guttenberg! du warst ein großer Mann, und wir bedürfen nur schwerlich bei dieser Nation von Dichtern und Philosophen. Sie errichten dir gegenwärtig ein Monument; gut, ich habe dir so viel zu danken, es soll mir auf ein paar Thaler nicht ankommen; hast du doch die Revolution zu einer Buchhändler-spekulation gemacht. Leider wird man durch einen solchen Beitrag zu einem Denkmal gar verdächtig."

Auch andere Staatsmänner legten große Hoffnungen auf diese Vielschreiberei, weil den Schriftstellern an der Erhaltung des Bestehenden gewöhnlich am meisten gelegen sein müsse. In unruhigen Zeiten, in Zeiten allgemeiner Umwälzungen, wo jeder Tag einen Helden gebiert, schenkt man einem Buche, das nicht gerade die Politik betrifft, nur wenig Aufmerksamkeit. Das Schwert des Kriegers mäht die Dichter sammt ihren Blumen nieder. —

Sie irren sich aber Alle, welche also sprechen. Wohl möchte vielleicht die Welt sich von Grund aus umgestalten, wenn nur einmal zweimal vierundzwanzig Stunden lang durch Zauberei die Bücher von der Erde verschwänden. — Jedoch ist der Vortheil der Vielschreiberei ganz auf unserer Seite, und ein schwerfälliger Beistand sollte eigentlich keine

Nacht ruhig schlafen können. Dieses hochmüthige Jugendbündniß und unverkennbar geistige Verschlafen vom Leiden der sogenannten Herren verleiht die stärkste Verbildung. Unsere Dichter und Denker sind es, welche an dem dunkeln Gebäude der Zukunft arbeiten und die Hallen wölben, in denen nicht nur freie Menschen Arm in Arm lieben miteinander wandeln werden. — Sie sind es, welche die unterste Lagen zu dem Palaste, der auch den wichtigeren Theil des anderen Geschlechtes in sich aufnehmen soll. Zu solch einem Weltbau bedarf es aber nicht nur des Genies eines Baumeisters, sondern auch der weniger geschickten Hände der Maurer und Zimmergesellen. Der Himmel selbst hat Sterne erster, zweiter und dritter Größe, und wir sollten uns beklagen, daß in unserer Literatur nicht lauter Sterne erster Größe sind?

Keine Staatsform ist ewig, und nur [illegible] kann die ewige dafür ansehen. Ist es doch nie ungelesen, wie sie mancher gewerblichen Ruhe er sorgt, in einem Zeitungsbureau statt in einem Ministerium schaffen sollen? Habt Ihr auf unseren Hochschulen keine Jünglinge kennen gelernt, die ihre 15 oder 20 Semester lang mit allem erdenklichen Fleiße einem Fachstudium obgelegen hatten, die sich hatten examiniren lassen, und für tüchtig in jeder Beziehung erklärt worden waren, — und als sie dann auf anderen, in den Staatsdienst zu treten, sich bewarben, um die unsichere Laufbahn eines Publizisten oder Literaten das schöne Brod einer [illegible] Beamten [illegible]! Das schöne Brod wird aber nicht sehr [illegible], [illegible]

etwas faul sein im Staate Dänemark. Alles, Alles will aus dem Stande! Niemand fühlt sich befriedigt und Jeder trachtet darnach, sein Leben auf andere Weise, als hinter Aktenstücken, zu fristen.

Eine Unzufriedenheit mit dem Bestehenden und eben damit ein stark demokratischer Zug verräth sich in der Vielschreiberei unseres Jahrhunderts, die man, wenn man nur ein wenig nachdenkt, nicht schmähen, sondern, trotz den tausenden von schlechten Machwerken, freudig willkommen heißen muß. Schmerzlich ist freilich für den Augenblick der Gedanke, daß oft selbst die größte geistige Impotenz lieber als elenden Schriftsteller sich brandmarken, denn als guten Bürger, was so der Staatsmann guten Bürger heißt, beloben lassen will.

Das Ziel der Weltgeschichte ist allerdings nicht das Schreiben; aber so, wie sie eben sich gestaltet hat, ist die Rührigkeit unserer Federn kein schlimmer, sondern ein guter Vorbote, ein deutlicher Fingerzeig, daß eine Aenderung unserer Zustände eintreten muß, und eine Bürgschaft, daß die Zukunft gebildete, vorbereitete Menschen antreffen wird. Dann würde sich die Zahl unserer Schriftsteller schon von selbst mindern. Man denke an die Schweiz und an Nordamerika! —

Lyrik.

Von dem jungen Dichter, den wir schon öfters mit Liebe erwähnt, von Karl Beck, erschien so eben als Bote des nächsten Jahres (Leipzig 1840) das erste Bändchen seiner „Stillen Lieder". Er hat sich ein Recht darauf erworben, daß wir ihm, nachdem er uns in seinen geharnischten Liedern und in seinen lodernden Versen so gewaltig angeregt, auch bei diesen sanfteren Ergüssen seines Herzens theilnehmend lauschen. Hier ist nicht die Gedankenschwere der neuen Bibel, nicht der wilde Grimm bei seiner Reise durch Oestreich, hier ist nicht die Gewitterwolke des Sommers, sondern der lachende Sonnenschein des Frühlings; kein Brausen des Sturmes, kein Ungewitter, sondern Säuseln der Liebe, milder Thau. Beck ist aus einem Adler eine Nachtigall geworden. Sollen wir ihn darum schelten? Darf das Herz, das am Tage für Freiheit schlug, nicht am Abend für Liebe schlagen? Gewiß — das Ziel aller Kämpfer ist der Friede. Die Liebe ist doch das Beste von allem Glück der Welt, sagt Waiblinger. Und wir — wenn wir beide unmittelbar den Genuß

schuh hinwerfen, so ist unser Wille nur, dem Herzen des Volkes am Ende der trüben, kampfvollen Tage eine heitere Freistätte zu erobern, wenn es mit den Lorbeeren des Siegers sich geschmückt, es mit den Rosen Anakreons zu bekränzen.

Womit unsere Dichter gewöhnlich beginnen, mit der Liebe, so bringt uns Karl Beck dieselbe erst, nachdem er ein gutes Stück Haß von sich abgethan. Die beiden Abtheilungen: „aus Ihrem Tagebuche" und „aus Seinem Tagebuche", welche das Bändchen eröffnen, sind ein recht artiger Dialog in Liedern, aus denen sich die Wärme des Erlebten mächtig herausfühlt. Zur Composition möchten wir sie namentlich empfehlen. Der Refrain ist oft gar glücklich angewandt.

Doch ist der Schmerz auch hier nicht ganz ausgeblieben und hat sich mit seinem blinkenden Geschmeide von Thränen in der dritten Abtheilung, in den Traumbildern, eingebürgert. Das Lied vom Schmetterling, der im Winter unter Eisblumen, bei der Flamme des Herdes erwacht, ist tief empfunden. Eben so der heilige Abend. Epigrammatisch scharf ist das Gedicht „Kummer Schmerz":

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Jean Paul.

„Ein Stern ist untergegangen, und das Auge dieses Jahrhunderts wird sich schließen, bevor er wieder erscheint; denn in weiten Bahnen zieht der leuchtende Genius, und erst späte Enkel heißen freudig willkommen, von dem trauernde Väter weinend geschieden. Und eine Krone ist gefallen von dem Haupte eines Königs. Und ein Schwert ist gebrochen in der Hand eines Feldherrn. Und ein hoher Priester ist gestorben!"

Börne.

Das Amt eines Kritikers fällt mir nie schwerer, als wenn ich auf Jean Paul zu reden komme. Während die Sonne leuchtet, verschwenderisch Feuer durch meine Adern gießt, soll ich auf ihre Flecken achten? Ich soll auf den Mund eines Menschen sehen, auf die Sprache seiner Lippen lauschen, wo sein ganzes volles Herz mit liebenswürdiger Offenheit meinem Gefühle sich darlegt? Jean Paul, daß ich es nur gestehe, gehört zu den Männern, in deren Gegenwart mich all mein kritischer Muth verläßt. Wo das Gemüth seine Fragen an mich stellt, kann auch nur mein Gemüth die genügende Antwort geben. —

Jean Paul, der Dritte im Bunde unserer literarischen Dreieinigkeit, nämlich der heilige Geist, dieser Gott des Humors wurde unbegreiflicher Weise von seinem Volke weniger geschätzt und gewürdigt, als so manches mittelmäßige Talent, das spurlos mit dem Tage vorübergehen wird. — Laube hat in seiner eben angegebenen Geschichte der deutschen Literatur ein schönes Wort geredet, wenn er sagt: die Schöpfung stehe immer über der Bildung. In derselben Ueberzeugung habe auch ich dem ewigen Kultus der Vergangenheit gehuldigt und mit Vorliebe jeder ächten Schöpfung der Gegenwart mich zugewandt; ich war der Meinung, man könnte unsere marmornen Götter in ihrem Pantheon einmal eine Zeit lang schlafen lassen, um die volle Theilnahme den lebendigen Dichtern zu schenken. Jean Paul hatte ich im Stillen immer ausgenommen; leider konnte ich ihn weder zu den Todten, noch zu den Lebenden zählen; er ist, wie sein Parentator Börne sich ausdrückt, noch lange nicht Allen geboren; mag auch eine Zeit kommen, wo er Allen wird geboren werden. Hunderte von Kommentaren besitzen wir über Schiller und Goethe, auch nicht einen nur irgend erträglichen über Jean Paul. Soll ihn denn nie Jemand außer einem Wolfgang Menzel verstehen? Will uns Niemand in diesen Schacht von Edelsteinen leiten?

Ein Denkstein für Jean Paul, wie ihn der Bildhauer im Gasthofe zu Baireuth nannte, ist ferner auch ein Denkstein für die Freiheit. Doppelt willkommen ist mir

daher eine Gelegenheit, auch meines Theils ein paar kleine Steine zu seinem Monumente herbeizutragen; zum Unglücke müssen es Kiesel sein, welche Feuer geben.

Unsere größten Männer verlieren von ihrem Werthe oder machen wenigstens momentan einen übeln Eindruck, wenn wir sie in der Familie, im Schlafrock und in den Pantoffeln betrachten. Nicht so Jean Paul. Man mag über ihn urtheilen, wie man will, der Mensch gewinnt bei ihm immer Alles wieder, was der Schriftsteller verloren.

Also erschien mir der Dichter des Titan in dem interessanten Buche: Erinnerungen aus meinem Leben in biographischen Denksteinen und andern Mittheilungen. Dritter Band: Jean Paul Friedrich Richter. Herausgegeben von J. Kunst. Diese Schrift soll denn auch den wesentlichen Theil der heutigen Kritik bilden.

Durch Polemik getrübt wird der Panegyrikus auf unsern Unsterblichen, da ich in eine entschiedene Opposition getreten habe gegen einen Artikel der Hallischen Jahrbücher vom 6. November, der unter der allgemeinen Rubrik „der Protestantismus und die Romantik", auch die poetische Richtung Jean Pauls beleuchtet.

Jean Paul gehört bis jetzt noch mehr der Zukunft, als der Gegenwart der Menschengeschichte an; und hier will ihn nun auf einmal ein Schüler Hegel's, ein Apostel des Bestehenden, in die Vergangenheit zurückdrängen. Ehe ich die wichtige, bemerkenswerthe Stelle näher ansehe, in welcher dies geschieht, will ich noch einige nothwendige Bemer-

hungen vorausschicken, mit deren Richtigkeit oder Unrichtigkeit meine ferneren und zum Theil bereits ausgesprochenen Behauptungen stehen oder fallen.

Der Humor, indem er den Maßstab des Unendlichen an das Endliche anlegt, somit die absolute Wahrheit des Einzelnen aufhebt, ist das wesentliche Product des Protestantismus. Der Humor, wie er in Jean Paul und den Dichtern seit der Julirevolution sich offenbart, wäre vor Luther schlechterdings unmöglich gewesen. Alles, was ist, hat vor dem Absoluten, in weiterer Abstufung vor dem Ideal, nur eine endliche Berechtigung. Alles Bestehende ist unwahr; die Wahrheit liegt weit darüber hinaus, in Gott oder im Jenseits. Dem Humor ist Nichts heilig, als das Ueber alles Erhabene, man nenne es das Absolute, den Weltgeist, Gott. Zepter wie Bettelstab haben ihre lächerlichen Seiten; Fürst und Proletarier müssen ihre endlichen Schranken durchbrechen, dem Ideale zustreben und sich zu nähern suchen. So, wie sie sind, ist jeder Unterschied zwischen ihnen nur ein äußerlicher, gemachter, der vor dem Absoluten Nichts gilt; sie steuern Beide vollauf an der komischen Münze des Lebens. Der Humor ist Demokrat; daher denn auch der komische Roman für unsere Zeit von so hoher Bedeutung ist.

Wie kommt es doch nur, daß man Humor und Ironie immerdar verwechselt, daß man diese zwei so auseinander fallenden Begriffe unaufhörlich wieder durcheinander wirft? Tieck und Jean Paul in eine und dieselbe Kategorie? So weit der Himmel über der Erde, so hoch, so

unendlich hoch steht auch Jean Paul über dem Herrn Ludwig Tieck! Der letztere mit seiner Ironie ist der eingefleischte Egoismus; Jean Paul, wenn auch nicht der größte Dichter aller Völker und Zeiten, wie Wirth vor den Massen in Paris behauptete, doch sicherlich das größte Herz, das je in deutschen Landen geschlagen. Die Ironie bezieht Alles auf das Ich, alles Reale und Objektive erhält erst Geltung, wenn es dem lieben Ich gefällt, ihm eine solche zu ertheilen; man moquirt sich über einen Zopf, einen Haarbeutel, man ärgert sich über eine Berliner Theeröse, — damit hat es sein Bewenden; man verschanzt sich gegen die großen Interessen, welche die ganze Menschheit angehen; man zieht sich zurück von der schlechten Wirklichkeit und baut sich eine Welt aus Träumen.

Anders der Humor, anders Jean Paul, der Prophet der Liebe.

Der Humor zerstört die Welt nicht, er bringt in dieselbe ein, er schaut sich nach allen Seiten um, rührig und geistig, im [illegible], aber sein Maßstab, den er an die [illegible] anlegt, ist nicht das Ich, sondern das [illegible] Jean Pauls Herz [illegible]. Da [illegible] dem freilich so lang [illegible] allen Menschen [illegible] dem Ideale [illegible] [illegible] nicht, sondern [illegible] sich [illegible], er [illegible] Hälfte von unserm Körper ab, damit wir [illegible] den Aufflug [illegible] zum [illegible].

Die Vernunft des Menschen suchte **Jean Paul** nicht im Kopfe, sondern im Herzen. Die Welt existirt, ob es mein Ich, der Gedanke, gegeben mag oder nicht, und sie existirt nicht des bloßen Gedankens wegen, sondern daß ich sie liebend in meine Arme schließe. Zu lieben und zu verehren muß jedes Wesen, es sei, welches es will, und immerhin das höchste, etwas haben. „Dazu läßt mir aber der Fichte'sche Selbstgeberianismus nichts, nicht einmal den Hund jenes Bettlers oder die Spinne jenes Gefangenen." (Clavis Fichtiana.)

Und **Jean Paul** sollte mit solcher Denk- und Gefühlsweise nicht der abgesagte Feind der Idealisten, denen die Welt nur vorhanden, wenn und so lange es ihnen behagt, gewesen sein? Er, der so innig an die Realität und die Menschen sich anschloß, sollte zu den poetischen Nihilisten gehört haben?

Fichte, mit seinem subjectiven Idealismus der Bruder der Ironie, war selbst sein Leben lang besser, als sein System. Er blieb ein braver Mann, weil er aus seinem Idealismus seine Folgerungen [illegible] für seinen Charakter von dem eigenen [illegible] Ich in den **Reden an die deutsche Nation** zum allgemeinen unbegrenzbaren Ich seines Volkes erweiterte, für das die Franzosen bald nicht mehr vorhanden waren.

Jean Paul mußte sicherlich, welch den **Fichte'schen** Idealismus, der die Welt annullirte, wie den Egoismus und

das Zifferblatt einer Gottheit schrauben, consequent im Leben durchgebildet, führen müßte. Der Glaube an Christus, als eingebornen Sohn Gottes, schien ihm, wie seinem Freunde Herder, nicht gerade unerläßlich, aber einen persönlichen Gott, eine persönliche Unsterblichkeit verlangte sein Herz. Wir schweigen hierüber und bemerken nur noch, daß es seine eigene Liebe zur Menschheit war, weswegen er eine höchste, unendliche Liebe für dieselbe begehrte. Aber wie im Leben, fand Fichte auch im Denken die Liebe nicht. Dieser Mangel ist es, der Jean Paul jenen verzweifelnden Schluß seiner Clavis Fichtiana diktirte: „Rund um mich eine weite versteinerte Menschheit. — In der finstern unbewohnten Stille glüht keine Liebe, keine Bewunderung, kein Gebet, keine Hoffnung, kein Ziel. — Ich so ganz allein, nirgends ein Pulsschlag, kein Leben, Nichts um mich und ohne mich Nichts als Nichts. — So komm' ich aus der Ewigkeit, so geh' ich in die Ewigkeit. — — Und wer hört die Klage und kennt mich jetzt? — Ich. — Wer hört sie und wer kennt mich nach der Ewigkeit? — Ich." — (Man vergleiche hiermit auch im Titan die Rede des todten Christus vom Weltgebäude herab, daß kein Gott sei.)

Die Opposition Jean Paul's gegen das Fichte'sche System ist Thatsache, bleibend merkwürdige, unwiderlegliche Thatsache. Trotz dem schreiben die Hallischen Jahrbücher in Nr. 206: „Jean Paul verhält sich in der Stellung der Kunst zu Schiller und Göthe, wie sich der philosophische Fichte zu Kant und Jacobi." Mit anderen

Werken: Jean Paul ist Egoist; es war bei ihm wie bei Fichte Zufall, daß sein Ich ein ähnlich [illegible]; eine gewisse Gemüthlichkeit hat ihn davor geschützt, daß er nicht so schlimm geworden und ausgeartet, wie der Held der romantischen Schule, Ludwig Tieck.

Jean Paul, der unsere Fehler immer durch ein Vergrößerungsglas, unsere Tugenden immer durch ein Mikroskop betrachtet, soll ein Egoist gewesen sein? Etwa, weil die Kinder seines Geistes zu viel von seinem eigenen edlen Blute besitzen? Weil alle seine Charaktere mehr Licht als Schattenseiten haben und auch der schlimmste den Schöpfer nicht verläugnet? Weil er sich selbst nur sein Liebstes überall gab? Wie er denn einmal gedichtet: „Ich habe im Titan das Heiligste an [illegible] meiner Brust." Da muß der liebe Gott ein Egoist sein, weil er sich selbst wiedergiebt und darstellt in seiner Welt!

Und der Recensent in den Hallischen Jahrbüchern [illegible] von dem [illegible] Verhältniß Jean Paul's zu Jacobi gewußt? Ach! er wäre so viel auf dem [illegible] [illegible]; [illegible] zu bekennen ist dieß, wenn man, es ihm in diplomatisch [illegible] Weise, solch Verfahren [illegible], um einen Geist, wie Jean Paul, als einen [illegible] Richtung angehörend, in die literarische Rumpelkammer zu werfen.

Wenn nun eine solche Polemik von wirklich positiven Richtung ausginge; aber meistens [illegible]

[illegible]

über iſt, aber ich müßte mein deutſches Volk haſſen, wenn ich Achim von Arnim haßte. Achim von Arnim — entzückender hat ſich der träumeriſche Charakter unſerer Nation mit ſeinem lieben närriſchen Treiben nirgends dargeſtellt. Der Schöpfer der Iſabella von Egypten, der Gräfin Dolores, der Kronenwächter, war nur in Deutſchland möglich, konnte nur unter uns geboren werden; er wird jedem Fremden unverſtändlich bleiben: dieſe Verſenkung in die Natur, dieſes chriſtliche Heidenthum iſt für einen Nichtdeutſchen vollkommen unbegreiflich. Wir hatten lange Zeit durch mehr Sinn für die Natur, als für die Geſchichte, und ahnten Gott früher im Nachtigallenſchlag, als in dem Umſturz: wir begruben uns in der unheimlichen Heimlichkeit unſerer Wälder und jedem Grashalm hatte der Weltgeiſt für uns ſein Siegel aufgedrückt. Das war an ſich ſo unrecht nicht; ich würde den ſchönen Strom läſtern, der zwiſchen ſeinen heitern Ufern zu mir in dieſem Augenblicke herüberglänzt, wollte ich verlangen, der Deutſche ſollte ſeiner angebornen Liebe zu dieſem Hineinleben in die Natur ganz und auf einmal entſagen. Das wird auch nicht geſchehen, ſo lange der Rhein einen Baum an ſeinen Geſtaden hegt, geſchweige in unſerer Zeit, wo die waldigen Bergſchluchten noch ſo viel Schauer von Poeſie in ſich verſchließen. Die Naturmyſtik iſt unſere Dichter-Mitgift von unſern heidniſchen Voreltern her. So ganz, wie in jüngſter Zeit oft behauptet wurde, iſt die Romantik nicht ausgeſtorben; ſie ſtirbt nur mit dem Volke ſelbſt. Aber überlebt hat ſie ſich in ihrer Einſeitigkeit: ſie mußte auf ein

Maß zurückgeführt werden. Der große Irrthum der Romantiker lag darin, daß ſie ſich ausſchließlich geltend machen wollten, in Widerſpruch traten gegen die Wirklichkeit, die Gegenwart, die Geſchichte, daß ſie die Welt vergaßen über der blauen Blume, und einer end- und gehaltloſen Träumerei ſich überließen. Und das zu einer Zeit, wo gerade die Geſchichte das Vorrecht hatte, wo es auf die That ankam, wo die Natur in den Hintergrund treten und das ſüße Schwelgen aufgegeben werden mußte. Es gibt ſolche ſtille Stündlein, wo man träumen darf — aber das erſte Jahrzehend unſeres Jahrhunderts gehörte nicht dazu hier war Friedr. Schlegel's „göttliche Faulheit" am unrechten Orte.

Tieck, ein Dichter vom unbeſtreitbarſten formellen Talente, verharrte beinahe immer in dieſer Hyperromantik; wo er ſie verließ, geſchah es nur, um ſich über uns luſtig zu machen; dem Ernſt der Geſchichte wagte er bloß ein Mal nahe zu treten, in ſeinem beſten Werke, in dem Aufruhr in den Cevennen. Aber auch hier — welche Entſtellungen, welcher für uns fernliegende Stoff! Er entleidete ihm auch bald, und die Dichtung harrt bis heute ihrer Vollendung.

Tieck hat gar ſtolz geſchwiegen über ſeinen Freund Arnim und ſeiner ſelten mit einer Sylbe gedacht. Tieck fühlte, daß ihm hier eine geiſtige Größe gegenüberſtand, die bei allen verwandten Anklängen an ſein eigenes romantiſches Gemüth Elemente für ihn enthielt, die er nicht begriffen konnte. Arnim übertrifft Tieck an Tiefe, er kommt

ihm gleich im Witze, im Humor, nur daß das Ironiſche auch im Treflichſten, was Tieck [illegible] rieben, verſchlägt; er ſteht ihm nach in der gleichmäßigen Geſtaltung einer Idee, in der äuſſern ſchulgerechten Glättung der Sprache, hat aber dafür, was Tieck gänzlich abgeht, hiſtoriſchen Sinn.

Man kann bei Arnim vier, wenn nicht äußere — Grimm gibt uns keine Chronologie ſeiner Werke — doch innere Zeitläufte unterſcheiden.

Der erſte umfaßt die Romantik im eigentlichſten Sinne, das Verſchwiſtertſein des Menſchen mit der Natur, ſeine Vertrautheit mit allen ihren ſüß-ſchauerlichen Geheimniſſen. Der ächte Menſch, die Unſchuld, die Naivetät gedeiht bloß, wo wir uns noch in ſolch freundlichem Verkehre mit den Mächten der Natur befinden.

Dieſe Mächte ſind nicht die diaboliſchen Gallot — Hoffmanns, ſondern liebevolle, wohlwollende; wo wir hinblicken, iſt in der Natur Friede und Freude, Alles organiſches Wachsthum, organiſche ſtille Weiterbildung. Wie anders die Welt der Staaten, wie anders die Welt der Geſchichte! Gewaltſamer Umſturz, Ruin über Ruin, Mord und Todtſchlag, das Heiligſte entweiht, der Glaube der Väter geſchändet! Dieß waren die Gedanken Arnim's in ſeinem zweiten Zeitabſchnitte. Arnim ſtammte aus einem altadeligen Geſchlechte und mußte einen Augenblick ſtutzig werden, als alle bisherigen Verhältniſſe ſo ſchnell ihrem Untergange entgegeneilten und es nur noch eine Bevorrechtigung in der Welt gab, die des Geiſtes vor der Dummheit. Arnim ſtreifte dieſen Irrthum

bald ab und erkannte, daß die Geſchichte ſo gut als die Natur eine Arbeit Gottes ſei.

Das Mittelalter hatte ſich überlebt, der Adel durch eigene Schuld zum Verderben ſich reif gemacht. Da warf Arnim den ſinkenden Geſchlechtern noch einige blaue Reſeda in die Gruft und wandte mit raſchen Schritten der neuen Zeit ſich zu. Die alte dankte er ab mit ſeiner Gräfin Dolores. „Das Heruntergekommenſein des Adels durch ſchlechte Wirthſchaft, das Verwildern des Parks (wo, wie Heine ſich ausdrückt, die Bäume einander in den Weg wachſen), das Vermoſen der Sandſteinbildniſſe, das Verfleben zerbrochener Fenſterſcheiben, die Spinnengewebe, die in den Ritter- und Prunkſälen an den Wappenverzierungen ſich anſiedeln, nie von einem Beſen geſtört, die künftige Neſt, die auf den Trümmern des chineſiſchen Porzellangeſchirrs errirt wird, und doch die Herrſchermiene, die Manier des vornehmen Müßiggangs, während die zarten, bedauernswerthen Händchen Hemden für Geld nähen — dieſen Jammer hat Arnim mit den unvergänglichſten Farben gemalt*)." Alles geht jetzt in's Große und der Adel denkt nur an das Kleine, ruft er in den Kronwächtern aus.

In dem vierten Zeitraum gibt ſich Arnim vollſtändig den Anſchauungen unſeres Jahrhunderts hin; er geht auf die Straße und drückt dem Handwerksburſchen die Hand, um ihm ein Lied abzufragen, er ſchreibt ſeinen Fürſt Ganz-

*) Kronenwächter.

gott und Sänger Halbgott, ſein Humor iſt köſtlich, wild und ungebärdig.

Wir wollen nun in Einzelnheiten von Arnims Zauberwelt eingehen: es thut uns wahrlich Noth, die Geheimniſſe ſchöner Schöpfung wieder einmal bei einem ächten Dichter zu belauſchen.

II.

Der Diamant des Geiſterkönigs Arnim, der heilige Graal der romantiſchen Schule, iſt die Erzählung „Iſabella von Egypten, Kaiſer Karl des Fünften erſte Jugendliebe," mit welcher denn auch die von Grimm beſorgte Ausgabe eröffnet wird. Sämmtliche Novellen, die Arnim ſonſt geſchrieben, ſind, im Vergleich mit Dieſer, Nullen, allerdings Nullen, welche hinter einer tüchtige 1 zu ſtehen kommen und den Ruhm und Werth des Dichters nur vergrößern. Man ſuche hier nicht jene Romantiſirung der Natur, wie ſie uns in Novalis Heinrich von Oſterdingen entgegenblüht; hier iſt einzig die Romantik des Gemüths, die Romantik einer urſprünglichen ächten Menſchenſeele. Der myſtiſche Apparat, der freilich nicht fehlt, iſt nicht bloße äußerliche, ſinn- und bedeutungloſe Zuthat, ſondern poetiſche Verkörperung von Gefühlen und Gedanken, die der Alles zu geſtalten ſtrebende Drang des Dichters uns nicht in ihrer Abſtraction, ſondern als Perſonen, oder vielmehr, da ſie die unwahren Seiten des Geiſtes darzuſtellen haben, hier als Schatten, als geſpen-

ſiſche Weſen vor's Auge führt. Es iſt ein unerfreulich ödes Geſchäft, was die Schöpferkraft des Poeten ſicher und feſt geformt und begrenzt hat, wieder in's Unbeſtimmte, Endloſe verrauchen zu laſſen, die ſchönen Geſtalten von Fleiſch und Blut, ärger als weiland Apelle den Marſyas, zu ſchinden, bis nichts mehr übrig bleibt, als das nackte, dürre Skelet des Gedankens, aus dem ſie geboren: um aber Arnim in ſeiner Tiefe zu faſſen, und namentlich z. B. Hoffmann gegenüber zu begreifen, deſſen Geiſterſeher nichts als **Dei ex machina** ſind, wird man ſich dieſer Mühe nicht wohl überheben dürfen. Es wäre gewiß ein Verſuch, der ſich belohnte, dieſe Golems, dieſe Alraune, dieſe Wurzelmännchen, dieſe Bärenhäuter bei Arnim als die manenten Theile der auftretenden Perſonen nachzuweiſen. Wir können hier nur andeuten und den Literaturhiſtoriker darauf aufmerkſam machen, die Ausführung ſelbſt aber liegt außer dem Bereich eines Journals, dem bei den ſich drängenden literariſchen Erſcheinungen für die einzelnen nur ein kleiner Raum geſtattet iſt.

Wir gehen zu dem Inhalte der unübertrefflichen Novelle über, und als ſolcher ſtellt ſich kein geringerer heraus, als die Poeſie ſelbſt, in den jugendlichen Geſtalten Karls, des künftigen Königs von Spanien und Kaiſers von Deutſchland, und Bella's, der Tochter des Zigeunerherzogs Michael. An den Markſteinen der Dichtung, d. h. an deren Anfang und Schluß, ſtehen die Leichname zweier Fürſten. Der Herzog der Zigeuner wird gebenkt, der Beherrſcher der Welt, in der die Sonne nie unterging, ruht im Kle-

ter. Michael ſchleß ſeine Kehle am Galgen, bis zum jüngſten Tage, wo er ſeine Klagen gegen die Unbarmherzigkeit der Reichen vertragen wird, die ein Menſchenleben gegen die Sicherung ihrer todten Schätze gering achten, da wird der Strick ſo wenig durch ein Nadelöhr gehen, wie ein Kameel, und ſo werden die Reichen nicht eingehen in's Himmelreich, wo Bella ihren Vater wiederfindet. Michael war der letzte männliche Erbe ſeines hohen Hauſes, es ſoll ihm zum wenigſten im Tode die Freude werden, im Lande ſeiner Väter zu ruhen; die Zigeuner holen ihn daher nächtlicher Weile vom Galgen herunter, ſetzen ihm die ſilberne Krone auf's Haupt und laſſen ihn ſo den Strom hinab nach Egypten ſchwimmen.

Hiemit beginnt unſere Geſchichte, und es folgt nun die Geneſis der Liebe in einem Mädchenherzen, wie im ganzen deutſchen Reiche von keinem deutſchen Dichter mehr eines nachgeſchaffen wurde. Ein heimlicheres Weſen gibt es in der That nicht, hier iſt die Unſchuld ſelber, die ſich vor Nichts fürchtet, der Alles rein iſt, die liebt, was ſie lieben muß, aus keinem andern Grunde, die fromm iſt, aber noch ohne Worte betet, die Gott überall findet und fühlt, weil ſie ihn in der eigenen Bruſt trägt. Unſere Geſchichte iſt aber eine alte Geſchichte, ſie iſt eine Fürſtenliebe. Statt des Götterbildes ſucht Karl eine irdiſche Geſtalt in ihr, die er in niedrer Glut an ſich zieht, und Iſabelle iſt in ihren himmliſchen Träumen betrogen, ſchmerzlich betrogen. Karl wird König von Spanien, — was hat er weiter mit dem Zigeunermädchen zu ſchaffen? was iſt die Liebe, wo der

Ruhm lockt? Isabelle zieht nach Egypten und wird die Fürstin eines glücklichen Stammes; sie ist schon hier auf Erden selig, und stirbt nicht als Mensch, sondern als Engel. Und als solcher erscheint sie vor dem Todesbette des unglücklichen Kaisers, ihm der letzte Trost in dieser Welt zu sein und ihm hinüberzuwinken in die andere. Er muß sich am Ende seines bewegten Lebens gestehen, daß er glücklicher gewesen, da er der Geliebten seiner Jugend mit Thränen bekannte, über keinen Kreuzer zu gebieten, als auf dem Gipfel seiner Macht, da er nach Millionen rechnete. —

Die Novelle, welche auf diese erste folgt, Melück Maria Blainville, die Hausprophetin aus Arabien, ist durchweg abstoßend. Die morgenländische Mystik, die hier vorherrschend ist, hat nicht das Geringste von der tiefen Symbolik der Deutschen. Eine Puppe ist Trägerin des Schicksals, eine gewöhnliche Puppe, — da ist jede Deutung rein unmöglich. Auch gehört diese Novelle in die zweite Periode der Arnim'schen Geistesentwicklung, wir wenden uns daher so rasch als möglich von ihr weg zu dem Fürst Ganzgott und Sänger Halbgott. Ein originneller Titel, der freilich auf die erste Person nicht recht passen will.

Ein Sänger kommt nach Karlsbad, nicht um die Kur zu gebrauchen, sondern um bei den hohen Herrschaften sich einiges Geld zu verdienen. Da er aber vergessen hat, den Theaterstern von seinem einzigen Frack abzutrennen, so rennen alle Kellner und Bedienten ihm entgegen, bekomplimentiren ihn als Fürst, führen ihn in das Zimmer re-

Fürsten und tragen ihm alle erdenklichen Leckerbissen an, die er sich denn auch trefflich schmecken läßt. Er spielt die Rolle, die man ihm aufgedrungen, meisterhaft weiter, legt sich am Ende auch recht behaglich in das Ehebett des Fürsten, wo er von diesem nun mitten in der Nacht überrascht wird. Sein Humor gefällt dem hypochondrischen Fürsten ausnehmend, sie vertauschen in der That ihre Rollen, der Sänger geht an den Hof, verjagt alles unausstehliche Gesindel, versöhnt den Fürsten mit seiner Gemahlin. Der wahre Fürst kehrt zurück, ist höchlich erfreut, der arme Sänger, der noch vor Kurzem nichts besaß, als eine Uhr, die mit den Hosen zugleich aufgezogen ward, d. h. ein Band, das an die Hosen angenäht war, wird Staatsminister, seine Mutter Staatskartenlegerin, und selbst ihr alter blinder Mops bekömmt ein Ordenbändchen.

Ist das nicht himmlisch und ohne allen Commentar verständlich?

Fauſt bei drei Nationen.

George Sand hat über Göthe, über Byron, über Mickiewicz geſchrieben; ſie hat ein Urtheil abgegeben über Fauſt, über Manfred, über Konrad (aus dem dritten Theile der Dziady, 1. Akt. Fragment), ein Urtheil, das immerhin von großem Werthe iſt, da es aus der Feder einer ſo anerkannt glänzenden Produktivität herrührt. Was man der gefeierten Frau auch Schlimmes nachſagen möchte, ſtaunen muß man vor dieſem treuen gewaltigen Ringen eines Weibes, der künftlich ein neues Gebiet der Wiſſenſchaft und Kunſt zu erobern und ſich anzueignen bemüht iſt; lieben muß man ſie mit ihrer hochherzig freien Seele, um deren willen ihr einſt alle Sünden vergeben werden ſollen. Selbſt die Wiſſenſchaft, die unerbittlich ſtrenge Wiſſenſchaft, die allem Beſtehenden ſo gern das Wort redet, konnte dem revolutionären Sinne der Madame Dudevant ihre Achtung, ihrem künſtleriſchen Genie ihre Anerkennung nicht vorenthalten, und ſie hat dieſe ihre Achtung, ihre Anerkennung neulich ſehr ſchön ausgeſprochen durch den Mund eines Anonymus in den Halliſchen Jahr-

büchern. Mit George Sand iſt übrigens in jüngſter Zeit eine bedeutende Veränderung vorgegangen, welche die Unverſiegbarkeit ihres reichen Geiſtes auf's Herrlichſte beweiſt. Kurzſichtige wollten beim Erſcheinen einiger ſchwächeren Produktionen auf eine Abnahme ihres dichteriſchen Vermögens, auf eine Verſandung des feurigen Stromes ſchließen; ſie hatten ſich ſchwer getäuſcht. George Sand's Geiſt holte nur Athem, um ſeinen Flug alsdann höher zu nehmen. Sie ſtreifte eine der ſchillernden Häute des Gefühls ab und näherte ſich mehr dem reinen Aether des Gedankens, der bei ihr freilich nicht die winterlich-freſtige Atmoſphäre unſerer Philoſophie iſt, ſondern eine Atmoſphäre, in der es lenzt, leuchtet, blüht und gewittert. Niemand, am wenigſten der Dichter, weiß ſich völlig zu befreien aus der Macht perſönlicher Verhältniſſe, und ſo war es ſehr natürlich, daß ſich das reformatoriſche Talent der George Sand zunächſt an die Inſtitution der Ehe wagte und eine Umgeſtaltung derſelben verlangte. Eine Umgeſtaltung — die Ehe an und für ſich hat ſie immer hoch und heilig geachtet, ſie wollte nur, was wir Alle wollen, die Männer edler, charaktervoller, die Frauen reiner, gebildeter; eine glückliche Ehe war ihr Ideal; aber die Ehen ſind nicht glücklich, ſo lange die Convention über die Herzen gebietet und eine Wahl, die frei ſein ſoll, tyranniſirt. George Sand hat als Weib ganz erklärlich damit angefangen, daß ſie die Freiheit des Herzens für ihr Geſchlecht forderte; ſie ſchließt ihre Laufbahn wie ein Mann, indem ſie in die Reihe der Denker tritt und die Freiheit des

Gedankens in Anſpruch nimmt. Die Frage der Ehe iſt vielleicht vor der Hand noch eine ſekundäre, die Hauptfrage unſerer Zeit aber die religiöſe. Jedes Jahrhundert iſt nur Ein Athemzug des Unendlichen, es iſt Eine Strömung, von der die Geiſter aller Nationen getragen werden; ſo muß es denn auch Eine Luft ſein, die ſie ausathmen; ſie halten unſichtbar und eſt ſich ſelbſt unbewußt über den Sternen die vernehmlichſte Zwieſprache miteinander. Wer nur zu hören verſteht!

Freiheit überall, um jeden Preis! Alſo auch im Religiöſen das Recht, zu forſchen, zu prüfen! Die Wahrheit, die Wahrheit, und wär' ſie auch bitter! Wir wollen lieber unglücklich ſein aus freier Wahl, als gezwungen werden zum Glücke. Träume können uns tröſten, aber nie helfen.

Achtung, hohe Achtung vor dem harmloſen Gemüthe, das noch ſeine Befriedigung findet im theuern Glauben ſeiner Väter! Wir ſuchen ja Alle nichts Anderes mit unſerem raſtloſen, angeſtrengten Ringen. Aber keinen Fluch, kein Zeter — hört ihr! — wo Einer in ſeines Herzens Bangigkeit, in der Beklemmung reinigender Zuſtände, ſich zweifelnd fragt, ob ſein alter Glaube auch der richtige, und nicht nur, ob er der richtige, ob er der ſeligmachende ſei, ob es nicht einen Gott gebe, der viel ſtrahlender, viel herrlicher, als der, der ſich uns bisher aus Prieſtermunde und im Buchſtaben geoffenbart! Deutſches Volk, deine himmliſchſten Genien ſind es gerade, die den ſo verrufenen Zweifel als die ächteſte

Religion betrachten und ausüben. Erschrecke nicht, sie wollen deinem frommen Sinne nicht bloß ein Kleinod rauben, sondern ein goldneres, edleres an dessen Stelle glänzen lassen, das auch deine kühnsten Träume übersliegt. Verwirf ihre Lehren, es steht in deiner freien Wahl, aber lästere sie nicht, sie meinen es wahrlich gut mit dir; lächle über ihren Wahn, aber fluche ihnen nicht, wenn sie behaupten, daß auch der hohe Gott selbst dem Gesetze des Fortschrittes huldige. Denke ihrer blutigen, gottvollen Kämpfe in mancher stillen Nacht, da du so ruhig im Glauben an die von deinen Ahnen überkommene Lehre schläfst! Denke, daß es leichter ist, sich im Besitze des Himmels zu fühlen, als den Muth zu haben, zu forschen und ihn möglicherweise zu verlieren! „Es gibt keine Atheisten" und die man so brandmarkt, suchen eben Gott am inbrünstigsten, und die sie verketzern, sind eben diejenigen, die unfähig sind, sich zum Ideal aller Ideale zu erheben. Man nimmt dir einen Gott, um ihn dir reiner, verklärter, schöner wiederzugeben. Die Wissenschaft wird sich ihn auch erobern, sie hat schon zu viele Brücken abgeschlagen, als daß ein Rückzug für sie möglich wäre. Es wird auf diesem neuen skeptischen Wege, zur Erkenntniß des Absoluten zu gelangen, viel Irrthümer absetzen und manches Herz in Verzweiflung untergehen. Aber ist die Verzweiflung nicht auch ein Gebet? Das heiligste Gebet? Möchte nicht der Verzweifelnde an die Brust des Ewigen sich stürzen, sich fest an ihn anklammern und das rettende Wort von seinen Lippen reißen? Ist der Jeremias Polens, Adam Mickiewicz, etwa weniger fromm,

als der Hauptpastor dieser oder jener Kirche, weil er im Gefühle unsäglichen Jammers seine Helden nicht mehr auf die Kniee kommandiren läßt vor einem Wesen, das sein Vaterland verlassen? Dieser Irrthum vor dem Richterstuhl der Wissenschaft ist doch gewiß verzeihlich vor dem Tribunal des Menschenherzens.

Irrthum hin, Irrthum her — man behalte nur fest im Auge und überzeuge sich dessen, daß die neue Wissenschaft, die neue Literatur der Menschheit Nichts, Nichts nehmen, sondern Alles, Alles geben will; daß die Angeber und Verläumder der neuen Richtungen die Menschheit auf den armseligen Genuß des Jetzt beschränken und um eine große Zukunft zum Voraus verkümmern möchten. Sie sind zu ohnmächtig, den Adlern zur Sonne zu folgen, und über sie hinaus, und jammern nun wie bestellte Klageweiber, das seien eitel Käuzlein, die schweres Unglück prophezeihen.

Unsere ganze Atmosphäre ist skeptisch; doch ging die Hauptströmung von Ideen nach Westen: Deutschland hat die Initiative, ich glaube, dargethan zu haben, zu seinem Ruhme. Unsere Zeit ist tief religiös, religiöser als irgend eine. Denn ist Religion etwas Anderes, als diese innige Beschäftigung mit der Wahrheit, mit dem Absoluten? Und wenn wir auch Alle den alten Himmel plündern, so geschieht es einzig, um die Decke wegzurücken vor dem Antlitz des Unendlichen. — Es kann also nur erfreulich sein, wenn ein Nachbarvolk diese unsere Richtung in sich aufnimmt und nach seiner Weise verarbei-

tet: unter den Franzosen hat dieß George Sand gethan, zuerst in ihrem Romane Spiridion und alsdann in dem neuesten Hefte der „Revue des deux mondes", in einem kritischen Aufsatze, betitelt: „Abhandlung über das phantastische Drama." Göthe's Faust, Byrons Manfred, Mickiewicz's Konrad sind der Gegenstand ihrer kritischen Studien seit ihrem Eintritt in eine neue Lebens- und Literaturphase geworden. Die zwei ersten gewiß wackere und edle Helden des Zweifels! Ob diese Studien bei ihr vielleicht nur Vorstudien sind, um eine Produktion in ähnlichem Sinne zu dichten? Ich wünsche es und wäre begierig auf die Lösung der Aufgabe.

George Sand trägt immer noch das Herz höher, als den Kopf, und wird von tausend Illusionen irregeleitet. Welch' sonderbarer Einfall, Göthe zum Schüler Voltaire's zu machen! So viel ich weiß, liest George Sand nicht deutsch, sie kennt schwerlich die trefflichen Arbeiten, die wir über Göthe besitzen, wie z. B. das Buch: Göthe im Wendepunkte zweier Jahrhunderte: wir wollen also für diese Ansicht nicht sie, sondern die Leben französischen Kritiker, die überall mit Vergleichen zur Hand sind, einstehen lassen. Ein zweiter Irrthum, in den sie fällt und der für mich bei dieser geistreichen Frau wahrhaft betrübsam ist, liegt darin, daß sie Göthe bloß als Künstler, dem die Kunst Selbstzweck ist (angeführt nach dem französischen Ausdruck Kunst für Kunst), nicht aber als Dichter gelten läßt. Sie citirt zu diesem Ende aus dem Monologe im ersten Theile des Faust „Erhabener Geist ꝛc." die Stelle:

„Du lehrſt mich meine Brüder im ſtillen Buſch, in Luft und Waſſer kennen.“ Sie, meint ſie, kennen wir bloß als Künſtler, nicht als Dichter reden. Man ſieht, die Franzoſen haben recht artige Begriffe von der deutſchen Lyrik. Was würden ſie wohl zu Rückert's ſterbender Blume ſagen? — Göthe iſt ferner nach George Sand ein Dichter ohne Ideal, und darum für ſie nicht, wie für Andere, das Ideal eines Dichters. George Sand ſucht überall Helden und rieſige Charaktere, und verzeiht es Göthe nicht, daß er bloß Menſchen geſchaffen. „Er hat die Menſchen dargeſtellt, wie ſie ſind, nicht wie ſie ſein ſollen!“ O wie ähnlich iſt ihm doch eben darin die franzöſiſche Dichterin! „Margarethe iſt eine intereſſante, aber nichts weniger als engelreine Geſtalt!“ Iſt es möglich, daß George Sand das naive, ächt deutſche Gretchen ſo verkennen kann? — Und dennoch darf man ihr nicht böſe ſein. Für's Ganze weiß ſie nach dem, was vor mir liegt, rein Nichts von einem zweiten Theil des Fauſt und iſt über den herben, untröſtlichen Ausgang des erſten beinahe ſelbſt untröſtlich, während ſie ſich an dem friedſamen Ende Manfreds herzlich erbaut. Mag man über den zweiten Theil des Fauſt ſagen, was man will, dieſe Allegorien ſo fad und kalt finden, als Einem beliebt, auf die Intention des Dichters wirft er allein das richtige Licht, gibt allein für die Beurtheilung des Ganzen den gehörigen Maßſtab ab. Die zweite Entſchuldigung für George Sand iſt die Entſchuldigung für jeden Franzoſen: die deutſche Spekulation iſt ihr ein böhmiſches Dorf. George Sand ſoll

heute einen Faust schreiben — habt Acht, ob er nicht ein Politiker ist und nachdem er alle Systeme probirt, als enthusiastischer Republikaner in das Grab steigt. Die dritte und beste Entschuldigung für sie ist ihre Eigenschaft als Weib, das sie so ganz doch nicht abgestreift hat. Wir müssen es gelten lassen und uns bequemen, wenn sie meint, Faust hätte schreiben sollen statt „im Anfang war die That“: „im Anfang war die Liebe!“

Ich habe weiter oben gesagt, mit ihrem Spiridion habe sich George Sand der Skepsis in die Arme geworfen. Dieß ist mit der Einschränkung zu verstehen: so weit es einem Weibe auf einmal möglich ist. Noch ist sie nicht auf dem Punkte angekommen, wo sie Alles aufgeben könnte, um Alles zu gewinnen; ihre Logik ist noch etwas scheuer Natur und sie fürchtet sich vor den Resultaten strengen Denkens.

Noch fehlt ihr der unerschrockene philosophische Muth: je weniger noch in einer Dichtung aufgegeben wird, desto besser begreift sie dieselbe, desto leichter versöhnt sie sich mit ihr, ja bewundert sie nach Umständen. Der Faust Göthe's recht um Erkenntniß, um Wahrheit an die Pforten des Himmels, und setzt für die Befriedigung seines Dranges Leib und Seele auf's Spiel. Byrons Manfred, die beste Fortsetzung des Göthe'schen Faustes, worauf, meines Wissens, noch kein Kritiker aufmerksam gemacht hat, will nur Vergessen, Vergessen einer schuldbefleckten Vergangenheit, worunter er anfänglich allerdings Vernichtung versteht, so lange nämlich, bis er von der Unsterblichkeit

der Seele sich überzeugt, das Nichts ihn zurückstößt und er mit den Worten verscheidet: „Alter, es ist doch nicht so schwer zu sterben!“ Das that dem Gemüthe unserer Frau wohl, denn sie kannte den zweiten Theil von Göthe's Faust nicht, allwo auch Faust's Unsterbliches von den Engeln in die Höhe getragen wird.

In einer Zeit, wie die unsrige ist, wo so viel verketzert wird, sollte die Vertheidigung Byrons, ich darf nicht sagen durch die Feder, sondern durch das Herz der George Sand, in goldenen Buchstaben an jedem öffentlichen Gebäude stehen. „Kein großer Mann ist es für seinen Kammerdiener!“ Das hätte man längst bedenken und einen edlen Charakter nicht nach seinem häuslichen Miere bemessen sollen!

Nachdem sie in zauberveller Rede die tiefe Religiosität des englischen Dichters nachgewiesen hat, kommt George Sand zum dritten Gegenstand ihrer Abhandlung, zu dem dramatischen Fragment Konrad, von Adam Mickiewicz, in das sie sich mit besonderer Vorliebe, wie es auf ihrem jetzigen Standpunkte und von einer Republikanerin zu erwarten stand, vertieft hat. Man kennt diese Dichtung von Mickiewicz in Deutschland schwerlich, und es ist dafür gesorgt, daß man sie in einer Uebersetzung nie kennen lernen wird. Und doch welcher Reiz, welcher unaussprechliche Reiz! Der Dichter ein verbannter Pole, die Zuhörer ein in alle Welt zerstreutes Volk! Konrad ist eine Art polnischer Faust. Während der deutsche um Wahrheit, der englische um Vergessen an die Pforten des

Himmels recht, um was konnte der polnische anpochen, als um Freiheit? Der Pole ist fromm, der Pole ist Katholik. Der Dichter durfte daher, um von seinem Volke verstanden zu werden, keinen skeptischen Faust erschaffen, sein Konrad mußte, wenn er Sympathien erwecken wollte, von der Existenz eines Gottes, der Polen rächen wird, tief, tief im Innersten überzeugt sein. Und er ist auch überzeugt, daß es einen Gott gibt, und in seinen begeisterten Träumen steigt er über Sterne und Planeten hinauf, hinauf, bis wo die Natur und der Schöpfer sich zeigen. Gott ist — das weiß Konrad; aber er will erfahren, wer er ist, wie er ist, auch er will ihn erkennen; daß er ist und daß er das weiß, genügt ihm nicht, er muß wissen, ob er ihn hassen, ob er ihn anbeten, ob er ihn fürchten soll. Wird er seine Ketten brechen, wird er ein Wunder geschehen lassen? Nichts von dem; der polnische Faust hat einen Gott, aber einen Gott, den er nicht lieben kann; vernichtet stürzt er zur Erde. — —

Der Eindruck von Adam Mickiewicz's Dichtung ist zu stark, um noch eine Zeile weiter schreiben zu können. Die Begeisterung der George Sand aber für diesen Sänger eines Heldenvolkes möge mir Niemand schelten. Einem Dichter wie Mickiewicz steht der Schmerz noch gut, auch in seinem Uebermaße

Zweite Abtheilung.

1840.

Die Industrieritter.

Da die Redaktion der „deutschen Volkshalle“ gesonnen ist, im neuen Jahre nicht nur der Kritik, sondern auch der Produktion ihre Spalten zu öffnen, so erlaube ich mir, in passenden Zwischenräumen einige Scenen aus einem ungedruckten Lustspiele von mir mitzutheilen, welches das literarische Irrsal unserer Epoche zu schildern bestimmt ist. Wenn uns der Ernst nicht herausbilft, thut es vielleicht der Humor. Ich will den Plan des Ganzen bei der folgenden Scene noch nicht verrathen, die wohl ohne allen Commentar verständlich ist. Nur so viel: Anselm, ein junger Autor von der zweideutigen Sorte, harrt allein in einem Zimmer auf den Bewohner desselben, einen Buchhändler. Er hält einen langen, unvergleichlichen Monolog, der mit den Worten endet:

Der Deutsche weiß kein Original zu schätzen,
Als wenn wir eins aus Frankreich übersetzen —
Doch Uebersetzer hat's in jeder Stadt;

Noch beſſer iſt's, man ſchreibt in Schillerformat.
Das zieht! das lockt! und es muß Allen
Auch der Teufel in Schillerformat gefallen:

Der Buchhändler (tritt ein).

Ei! meint' ich doch, ich hörte deklamiren —

Anſelm.

Ich weiß nicht — doch — ich hätt' —

(er reicht ein voluminöſes Manuſcript hin).

Buchhändler (erſchrocken).

Ein Trauerſpiel

Anſelm.

Ja, Ihnen dringend zu recommandiren.

Buchhändler.

Die Zeit iſt ſchlecht, man fragt darnach nicht viel.

Anſelm.

Es iſt 'was ganz Aparte —

Buchhändler.

Das ſind ſo Sachen.

Die Welt will heut' zu Tage nur noch lachen.

Anſelm.

Hm! lachen? Nun — ich könnt' auch dafür ſorgen;
Befehlen Sie ein Luſtſpiel wohl bis morgen?

Buchhändler.

Ein Luſtſpiel? Nein, ich bitte, ſein Sie ſtill!
Die Zeit iſt ſchlecht, ſie weiß nicht, was ſie will.

Anſelm.

Was wollen Sie denn ſonſt? Ich ſchreibe willig,
Beſonders aber ſchreibe ich ſehr billig.
Was gegen Freiheit? Gegen Sklaverei?
Ich ſchreibe Alles, ſei es, was es ſei.

Buchhändler.

Freiheit? Erſt geſtern wurden tauſend Bogen
Mit dieſem Thema wieder eingezogen.

Anſelm.

Das hat Herr G. S. auch gethan,
Man ſieht es dem Verleger heut' noch an.

Buchhändler.

Das hat Herr G. S. auch gethan,
Man ſieht es dem Verleger heut' noch an.

Anſelm.

Soll ich was gegen's junge Deutſchland ſchreiben?

Buchhändler.

Wir kommen ſchlecht weg. Laſſen wir es bleiben.

Anſelm.

Was gegen Gutzkow, gegen Heinrich Lauben,
Und ſo was Rechtes für den Chriſtenglauben? Alle
Wie jene Herren all' aus Teufels Samen,
So ſprechen Sie doch mal in Gottes Namen!

Buchhändler.

Sie wiſſen —

Anſelm.

Nun — was?

Buchhändler.

Daß Sie mir noch ſchu
Ich geben Ihnen extra fünfzig Gulden —

Anſelm (raſch einfallend).

Wenn ich —

Buchhändler.

Sehen Sie, bei meinem Nachbar drüben,
Da wurde für den Gothe was geschrieben;
Ich will es nun mit Schillern mal probieren,
Und glaub' mich nicht dabei zu ruiniren.
Sie sagen ernstlich, daß er großer ist,
Und daß der Gothe doch ein schlechter Christ —
Die ganze Sache ist doch etwas dumm,
Doch golden und so recht für's Publikum.

Anselm.

So mach' ich Gothe denn getrost zum Heiden!

Buchhändler.

Das ist bekannt und hälfe Nichts uns Beiden —

Anselm.

Auch würde es Herr Gotschel nicht wohl leiden.
Ich laß' ihn lieber, acht modern, beschneiden.

Buchhändler.

Und wollen wir ihn zum puren Juden machen?
Mein Gott — wie würde Wolfgang Menzel lachen!
Allein —

Anſelm.

Sie tragen wiederum Bedenken?

Buchhändler.

Ich mein', die Sache ließ' ſich beſſer lenken!

Anſelm.

Wie, wenn ich ſchriebe, er ſei Nichts geweſen,
Nichts, gar Nichts, nur ein alter, ſtumpfer Beſen —

Buchhändler (charakteriſirungsvoll).

Ja, theurer Mann, ja, ſo was läßt ſich hören —

Anſelm.

Gut! ich will das Jahrhundert denn bekehren
Und gehe ſelig und vergnügt nach Haus.

Buchhändler.

Und ich geb' es in Schillerformat heraus —
(beiſeit) Und glaube ſchwerlich, daß ich was verliere
(laut und erhaben.) Ich hab' das Meinige gethan, thun Sie
das Ihre!

(Umarmung, Ab. Anſelm geht ab.)

Buchhändler (allein)

Den armen Schelm, den hätt' ich abgefertigt;
Vielleicht noch beßer, als er ſich gewärtigt — —
So fehlt es uns doch nie an lieben Thieren,
Die mit uns auf die Narrheit ſpekuliren.
Nun macht er ſeine blaue Männchen vor,
Er hat den Kreuzer und ich den Louisd'or.
Solch ein Format, das thut auch Wunderdinge
Und iſt für's Publikum die wahre Schlinge.
Wer etwas iſt, iſt durch die Form es blos,
O Gott, o Cotta, ach wie groß, wie groß!
Nur Eins behagt mir nicht auf dieſer Welt,
Daß das Papier nicht auch vom Himmel fällt.
Flog' es bedruckt zum Fenſter gar herein,
Glück über Glück, Buchhändler dann zu ſein'

(Geht tanzend und ſingend ab.)

Der Verbannte zum Gutenbergsfeste

Was in stiller Nacht die Geister
Meinem Herzen anvertraut,
Dir verdank' ich's, hoher Meister,
Wenn es eine Welt nun schaut.

Dank Dir! Dank Dir! wenn in keine
Seele je ein Kummer gießt:
Aber, aber, wenn ein Eine,
Eine außer mir vertrieft?

Wird der Fluch nur mich ereilen,
Der ſo leicht ſein Spiel gerühret?
Wird die Schuld Du mit mir theilen,
Der das Lied hinausgeführet? —

Selten ſah man im Vereine
So Dein ſchönes Vaterland,
Und doch — wie viel Edelſteine
Fallen heut' in fremden Sand'

Mancher, Mancher muß verzichten,
Mancher weint den Scheidegruß,
Mancher wandert, weil er dichten,
Mancher, weil er denken muß.

Mancher wollt' zum Volke ſprechen
Und hat leider nicht bekehrt;
Meiſter, iſt das ein Verbrechen,
Meiſter, hab' es Du gelehrt.

Keinen ſollſt Du drum vergeſſen,
Den des Wortes Maße ziert;
Denke heute denn auch deſſen,
Der in fremder Hütte friert!

Der Gefangene.

Zehn Jahre! ſeit den letzten Vogel ich
Im Blütenwald ſein Liedchen ſchlagen hörte;
Zehn Jahre! ſeit der blaue Himmel ſich
Zum letzten Male meinem Blick beſchwerte:
Zehn Jahre! was iſt weiter Dein Begehr?
Kann meine Wange ſich noch bläſſer färben?
Sieh, dieſe Hand bricht keine Kronen mehr:
Laß, König, laß mich in der Freiheit ſterben!

Zehn Jahre! meine Sehnen ſind erſchlafft,
Mein Auge kann die Kette nicht mehr ſehen;
O zittre nicht! kaum hab' ich noch die Kraft,
Zwei Schritte bis zum Grabe hinzugehen.
Ein Herr der Welt — und Dein ein zahlloſ Heer! —
Und ich ein kranker Mann — ein Bau in Scherben —
Nein! dieſe Hand bricht keine Kronen mehr;
Laß, König, laß mich in der Freiheit ſterben!

Zehn Jahre hat in dieſer Kerkergruft
Mein Herz ſo treu dem Tode zugeſchlagen.
Zehn Jahre! jetzt, o jetzt nur ſo viel Luft,
Den Himmel eine Seele hinzutragen!
Ein wenig Luft! ei! fällt Dir das ſo ſchwer?
Willſt Du ſchon wieder neue Söldner werben?
Sieh, dieſe Hand bricht keine Kronen mehr;
Laß, König, laß mich in der Freiheit ſterben!

Zehn Jahre haben meinen Muth geknickt
Und meines Lebens Blüte mir genommen,
Man hat das Lied mir in der Brust erstickt,
Der letzte Funken ist schon längst verglommen.
Und noch nicht? Sprich, was weiter Dein Begehr?
Kann meine Wange sich noch bläßer färben?
Sieh, diese Hand bricht keine Kronen mehr!
Laß, König, laß mich in der Freiheit sterben!

Tod Napoleons II.

Kennt' ich an eines Königs Grabe weinen,
Hier flöße endlos meiner Thränen Zoll,
Ich rief den Lüften, flehte zu den Steinen
Und bät' die Erde, daß sie weinen soll.

Nicht weinen, weil sie Dich so früh begraben,
Begraben, ehe eine Welt noch Dein:
Nicht darum — größer ist es, nichts zu haben,
Noch größer, als ein Herr der Welt zu sein!

Ich weinte nicht, weil etwa Du gewaget
Und dann verloren ein gewaltig Spiel,
Ich habe niemals noch den Stern beklaget,
Der nächtlich aus dem dunkeln Aether fiel.

Wozu? ist doch der Wünsche Ziel hienieden,
Zu sagen: Seht, ich leuchtete einmal!
Man läßt sich willig an den Felsen schmieden,
Wenn man das Feuer erst vom Himmel stahl.

Doch Schwingen haben und nicht fliegen können,
Weil schon ein And'rer flog zu hoch hinan;
In eignen Gluthen thatenlos verbrennen,
Weil schon ein Anderer zu viel gethan —

Das ist's, was Dir mein Mitleid zugewendet;
O tief, o tief beklagenswerther Fluch,
Daß, weil der Vater schon als Held geendet,
Deckt einen Frühling hier das Leichentuch!

Allein — ihr seid so Beide nicht die Meinen.
Mein ist das Herz, das in der Hütte bricht:
Um einen Bettler darf die Muse weinen,
Du warst ein Kaiserssohn — ich weine nicht

Lied von der Weisheit.

Ich will die Weisheit nun zu Markte tragen,
Sie kann dem Manne länger nicht behagen;
So wollt' ich doch, ich hätt' sie nie besessen,
Ich hab' sie satt und möchte sie vergessen;
Ich geh' hinauf die Straßen und hinab:
Ihr Leute, kauft mir meine Weisheit ab!

Ich war ein Kind und hab' in frühen Jahren
Von einem Herrn im Himmel viel erfahren;
Ich wurde Jüngling, und in wenig Stunden
War er wie eitler Rauch mir hingeschwunden.
Wer gibt mir für die Weisheit, was ich gab?
Kauft Leute, kauft mir meine Weisheit ab!

Ich träumte einſtens, überall zu ſiegen
Und wie ein Wetter durch die Welt zu fliegen.
Da hieß ein Donnerwort mich ſtille ſtehen
Und ferner nur im Schneckenſchritte gehen:
Das beſte wohl, was ich gelernet hab', —
Kauft Leute, kauft mir meine Weisheit ab!

Dem Würdigſten nur ſoll die Welt gehoren,
Und keinem Götzen ſollt ihr Treue ſchwören!
Ich Thor! — da lag der Mann in ſeidnen Betten,
Der Freie ſchmachtete in Eiſenketten.
Um meine Weisheit einen Bettelſtab!
So kaufet mir doch meine Weisheit ab!

Vom Blitze war der letzte Maſt geſpalten,
Ich wollte mich an einem Faden halten:
An einem Faden, um im Sturm getrieben!
Gott! mußt' ich, um zu haſſen, auch noch lieben?
Um meine Weisheit nur ein einfach Grab!
Kauft Leute, kauft mir meine Weisheit ab!

Vorbei! Vorbei! Was ſollte mir das Leben,
Als es dem ſtillen Danke hinzugeben?
Ich läugne nicht, es iſt mein Blick erweitert,
Nur leider ſchon das Herz am Strand geſcheitert'
Ich geh' hinauf die Straßen und hinab,
Und Niemand kauft mir meine Weisheit ab

Tell.

Er hat ſein letztes Wort geſprochen,
Zu Fall iſt der Tyrann gebracht,
Und was ein Ariel einſt verbrochen,
Hat nun ein Ariel gut gemacht.
Doch deines Kindes Blut vergeſſen??
Ei, Tell, ich hätte nicht geſchoſſen!

Vom Volke iſt der Druck gehoben,
Frei glänzt der Gletſcher in der Luft,
Frei iſt der Herr im Himmel oben
Und frei der Todte in der Gruft.
Doch deines Kindes Blut vergeſſen??
Ei, Tell, ich hätte nicht geſchoſſen!

Die Wolken wollen nicht vom Orte,
Die Ströme wollen nicht mehr gehn.
Sie wollen alle an dem Orte
Des schönsten Landes stille stehn.
Doch deines Kindes Blut vergessen?
Ei, Tell, ich hätte nicht geschossen!

Und heiter blickt des Hirten Miene,
Weil nun sein Lamm kein Geyer schreckt,
Und lauter donnert die Lawine,
Weil sie hinfort nur Freie deckt.
Doch deines Kindes Blut vergessen?
Ei, Tell, ich hätte nicht geschossen!

Es flammen ringsum Feuerzeichen,
Und einen Helden grüßt man sich:
Doch seh ich scheu die Mütter weichen
Und alle Kinder flüchten sich.
Tell, wüßtest du, wie's dort beschlossen?
Ei, Tell, es hätt' kein Auge geschossen!

Lied ohne Titel.

Nimmermehr weich' ich zurücke,
Alles darf und will ich wagen —
Und ſo bab' ich manche Brücke
Mir zum Schöpfer ſchon geſchlagen.

Hoch in freien Aetherräumen
Flog Er leuchtend mir entgegen,
Und ich bin in tauſend Träumen
An des Herren Bruſt gelegen.

Dort bei'm Morgenrothe ſaß ich
Mit Ihm in den Wolkenzelten;
Dort mit meinem Auge maß ich
Wie ein Adler ſeine Welten;

Dorten fühlt' ich durch die Locken
Seines Greiſes Odem fächeln,
Dorten ſah ich, tief erſchrocken,
Ihn ob unſerm Elend lächeln.

Lächelnd ſchüttelte vom Haupt Er
Diademe ſich von Sonnen,
Und den letzten Freyſen raubt' Er
Lächelnd aus der Liebe Brennen!

Und da wollt', da wollt' ich leiſe,
Leiſe nur im Herzen meinen:
Armer Gott, Du biſt ſo weiſe!
Armer Gott, und kannſt nicht weinen!

An einen Bekannten, der einen Orden erhalten hatte.

Mein Freund, Du bist sehr fromm geworden!
Du trägst ein Kreuz gar auf der Brust!
Bei Gott, ein sonderbarer Orden,
Von dem ich bisher Nichts gewußt!

So wäre es denn wahr, Du schwörtest
Ab, was als Jüngling Du gethan?
Es wäre wahr, und Du gehörtest,
Ein Lebender, den Todten an?

Und dieſes Kreuz hier ſoll bedeuten
Nur Deiner ſtolzen Seele Grab,
Die Gebieterin aller Herrlichkeiten,
Die ſie dem Freund zu koſten gab?

O, Du haſt früh gelernt die Flügel,
Früh Dich im Staube hingeſtreckt!
Auf Deines Herzens Leichenhügel
Hat Gnade Dir ein Ziel gedeckt!

Zieh hin den Weg zur Schädelſtätte!
Doch wird Dir einſt Dein Kreuz zur Laſt,
Erdrückt Dich Deine goldne Kette,
Such' nicht vor meinem Hause Raſt!

Wenn Dich Dein Schmeichelkreis verlaſſen,
O kehre niemals bei mir ein
Ich möchte wahrlich Dich nicht haſſen,
Und doch mir ſelbſt nicht treulos ſein

Todtenopfer für den Dichter Franz Gaudy

Les dieux s'en vont, mais
les rois nous restent.

(Der edle Freund des edlen Chamisso überlebte den letztern nicht lan
Gaudy starb den fünften Februar, und wir beklagen in ihm glei
sehr einen schönen Charakter und talentvollen Lyriker. Er war v
leicht nach Chamisso die dem französischen Beranger verwandt
Natur.)

Ein Dichter todt! O traget diese Kunde
Mir nicht so kalt im Lande hin und her!
Ein Dichter todt! in frühster Morgenstunde,
Eh' seine junge Brust noch liederleer!
Ein Dichter todt! und für so manche Wunde,
So manchen Kummer nun kein Balsam mehr!
Ein Dichter todt! und — scheltet nur den Schwärmer —
Mein eigen Herz um einen Frieden ärmer!

Du kranke Welt! wie wird es mit dir ſtehen,
Wenn deine Leiden einſt kein Lied mehr heilt?
Wenn deine Sänger ſo von hinnen gehen
Und einer um den anderen enteilt?
Wenn wie ein Abendlüftchen ſie verwehen,
Und jeder nur ſekundenlang verweilt?
Wer ſoll mit Erd' und Himmel für dich fechten?
Wer um das Kreuz der Menſchheit Roſen flechten?

Ein Dichterherz iſt wiederum geſtrandet,
Kalt eine Stirn, die glühend für Euch ſann,
Und eine Quelle wiederum verſandet,
Aus der ſo mancher friſche Trank Euch rann!
Was Ihr verloren — ob Ihr's auch geahnet —
Ein Dichter iſt Euch wie ein andrer Mann!
Um Purpurmäntel konnt Ihr Trauer tragen?
Ihr lacht, wenn eine Harfe ward zerſchlagen!

Ihr lacht! das iſt des Elends bittrer Segen,
Daß es ſich niemals elend fühlen mag!
Ihr laßt die Klauen in die Seel' Euch legen
Und ſeid ſo glücklich wie am erſten Tag!
Und ruft vergnügt: Hie iſt gut allerwegen,
Und wir ſind ſicher vor dem Wetterſchlag!
Da wird, wenn an den Jammer Ihr nicht glaubt,
Daß Ihr ihn fühlt, ein Sänger Euch geraubt!

„Es wird dem Dichter in der Welt ſo bange!"
So rief ich deinem Freund Chamiſſo nach.
Ich wußte wohl, es dauere nicht lange,
So liegt ein neuer, ſchöner Garten brach!
Ein ſchönes Herz mit nah verwandtem Drange
Umſchließt ein dunkel nachbarlich Gemach!
O Gott, ſtillt deine Tyrerwuth ſich nie?
Dein Himmel nicht, dein Menſch braucht Poeſie!

Und jetzt schon? da die einzig grüne Pracht
Sein Lorbeer, den sie auf den Sarg ihm streiten?
Und jetzt schon, da in wolfenschwarzer Nacht
Schneeflocken still auf stille Gräber gleiten?
Es sollten Dir, so habe ich gedacht,
Die Nachtigallen in die Grube läuten
Herr, wie du willst; allein, es ist nicht gut,
Daß er in blumenleer Erde ruht!

Der ſterbende Republikaner.

Im Zimmer, klein und enge,
Stirbt Hungertodt's ein Mann:
Und draußen tobt die Menge:
Heil Philipp Orleans!

Wo ſind, die ſich geſellten
Dem Sterbenden in der Noth?
Wer reicht dem Julihelden
Das letzte Stückchen Brod?

„Ein Stückchen Brot, ihr Herren,
„Und keinen Armeleutbrot!
„Ein Stückchen Brot, ihr Herren,
„Und keine Millionen!

„Kam es Euch aus dem Sinne,
„Wie ich einst Euresgleichen war?
„Hielt diese Hand nicht inne
„Die Krone tief Gefahr!

„Ihr wäret drum betrogen,
„Hätt' sie mir gut gedankt!
„Ich hab' sie wohl gewogen,
„Ich fand sie viel zu leicht!

„Ich will nicht Eure Kronen,
„Ich brauch' nur wenig Brot
„Von Euren Millionen
„Zu einer Leichentruh'!

„Ich fechte für Eure Klagen,
„Und wär' Euch nun ſo fremd?
„Ein Stückchen Brod! Ein Lacken
„Zu meinem Sterbehemd!

Und lauter tobt die Menge:
Heil Philipp Orleans!
Im Zimmer, klein und enge,
Stirbt Hungertods der Mann.

„Leis ſchlägſt Du Herz zum Ende,
„Und Niemand ſchaut es an:
„Kein Menſch hat an die Wände
„Mir nur ein Kreuz gethan!

„Kein Gott! kein Brod! wie wenig
„Bracht' mir der blut'ge Sieg!
„Es lebe — wer? der König?
„Nein doch — die Republik!"

Lieder.

I.

Viel gerungen, müd' gerungen,
Und der Abend ſtellt ſich ein;
Wie mir's eben auch gelungen,
Unten muß es beſſer ſein!

Laß mich ruhen, Herr! und ſchlafen,
Und vergeſſen dieſes Land!
Laß den Schiffer in den Haſen,
Denn das Elend iſt am Strand!

Wenn in neu belaubten Bäumen
Ueber mir die Blüte klagt
Laß mich in der Erde träumen
Was die Erde mir versagt!

Laß mich still im Grab verbringen!
Denn es wär' nur größre Pein,
Engel mit gebrochnen Schwingen,
Als ein Mensch und Nichts zu sein

Aber muß der kalte Becher,
Muß er dennoch einst zu dir
Gieße in des Himmels Becher
Recht viel Erdennektar mir!

Meine Seele kann erquicken
Nur ein einzig hohes Glück:
Gib von allen Augenblicken
Mir den kürzesten zurück!

Nicht die alten tollen Lieder,
Nicht den alten Lebenslauf,
Meine Liebe gib mir wieder,
Oder wecke mich nicht auf!

II.

Stille! Stille! Nimmer länger
Soll der Sohn des Weibes klagen,
Sieht er, wie die ew'gen Götter
Schwer an ihrem Glücke tragen!

Wie ſie lieben, glühend lieben,
Wie ſie haſſen, glühend haſſen,
Und doch ihren Menſchen unten
Müſſen ihre Thränen laſſen!

Wie ſie herrlich und in Freuden,
Sorgenlos im Himmel leben,
Und doch ihren ganzen Himmel
Ach! um Eine Thräne gäben!

Weine, Seele, reiche Seele,
Muthig, rastlos fortgeschritten!
Schon hör' ich den Herren selber
Dich um eine Thräne bitten!

Einer Frommen.

O Heilige, wär'ſt du ein Menſchenkind,
Ich wäre glücklicher — gewiß, gewiß!
Was hilft es mich, daß dich ſo Mancher pries,
Daß deine Augen Himmelsleuchter ſind?
Ein Engel wehrt uns dieſes Paradies!

Derſelben.

Meinſten Himmel Wolken decken;
Iſt ein Stern, der glänzend bliebe?
Jeder Menſch hat ſeinen Flecken,
Jeder Menſch hat ſeine Liebe!

Du allein, du willſt ſo lange
Freudlos ohne Liebe leben?
Wird es dir nicht manchmal bange,
Daß dir Gott Nichts zu vergeben?

Gebet.

Wie im Garten der Oliven
Für die Welt dein Schweiß einſt rann,
Glaub ich, daß noch heut' die Liebe
Für ihr Liebſtes beten kann!

Nur für Ihn, den Mann, den ſchlimmen,
Nah' ich dem Altare mich!
Nur für Ihn, Erlöſer, flehe
Ich ſo heiß und inniglich!

Stünd ich doch vor deinem Throne
Einſt verlaſſen und allein
Herr, dann könnt' es mich gereuen,
Deine Sünderin zu ſein!!

Sonnett.

Ich habe nie mein Elend mir vergolden,
Stets ſeine Dolche ſchärfer noch geſpitzt,
Und blutig, blutig auf mein Herz geritzt,
Ich habe nie den Reim als Arzt beſoldet!

O daß ihr endlich es mir glauben wolltet,
Wie tief der Tod mir in der Seele ſitzt,
Wenn es in meinem Liede flammt und blitzt
Ihr reichtet mir die Hand, ſtatt daß ihr grolltet!

Ihr wiſſet ja: Gewitter machen kalt,
So werd' ich denn vor meinem Winter alt
Was griff ich auch ſo frühe in die Saiten!

Allein — kein Menſchenleben braucht's zum Glück;
Ich fühle oft, es iſt ein Augenblick,
In dem wir uns die Ewigkeit erſtreiten!

Frühlingslied.

Alles ringt ſich von der Schelle,
Alles iſt empor geſtiegen;
Will am End' die blütenvolle
Erde in den Himmel fliegen?

Meiner Heimath Strand beleuchtend,
Glänzt vor mir des Sees Spiegel,
Drauf die Sonne, purpurleuchtend,
Wie der Liebe rothes Siegel.

Und ich seh' in allen Fernen
Opfer von den Bergen tauchen,
Und ich möchte mit den Sternen
Meine Seele untertauchen!

Und es dampfet durch die Lüfte
Auf zu mir des Thales Brodem,
Und es duften alle Düfte,
Wie einst meiner Liebsten Atem.

Frühling unten, Frühling oben,
Und so klar wie Hügel reicher;
Alle Noth hinweggehoben
Und der Himmel selber weicher.

Doch kein Herz, das er, zu theilen
Diese Seligkeit, mir gönnte —
Und so wünsch' ich mir zuweilen
Etwas, das ich hassen könnte!

Abſchied.

Lebwohl! was kannt' ich auch Dir bieten?
Lebwohl! Lebwohl! mein armes Herz!
In Deiner Hütte ſchläft der Frieden
Und in die Fremde irrt der Schmerz!

Du biſt ein Weib! und eine Stütze
Suchſt an dem Manne Du für Dich!
Du ſuchſt ein Haupt, verſehen vom Blitze.
Such' einen Andern denn, als mich!

Du konnten einen Zauber ſprechen,
Und alle Himmel wären mein!
Doch müßte ich den Zauber brechen,
Weil Deine Ruh' der Preis würd' ſein!

Lebwohl! ich werd' Dir nicht mehr folgen!
Lebwohl! Lebwohl! ich ziehe gern!
Lebwohl! Lebwohl! rett' vor den Wolken
In Deinen Himmel Dich, mein Stern!

Dein Leben — daß es Gott beſchütze —
Ein Maitag ſei's im Morgenlicht,
Eh' ihm der Sonne Gluth und Hitze
Die Roſen von dem Haupte bricht!

Der Lenz ſei Dir die Hyazinthe,
Die jeden Duft der Seele ſtillt;
Willkommen, wie die erſte Thräne,
Die erſter Lieb' im Auge quillt!

Der Herr behüte Dich in Gnaden!
Ein Wetter lagert ſich um mich.
Es könnte endlich ſich entladen
Und träfe dann auch Dich, auch Dich!

Ich will Dir nicht den Frieden trüben!
Nimmt auch der Wahnſinn ganz mich ein:
Lebwohl! ich will Dich ewig lieben
Und doch von Dir geliebt nicht ſein!

Frühlingsnacht.

So heil'ge Stille traf ich nie!
Kaum lispelt's in den Zweigen,
Als hätten ein Geheimniß sie
Den Menschen zu verschweigen.

Kaum plätschert noch die Welle fort,
Kaum kneipet's in den Hecken,
Als gälte es, die Sterne dort
Am Himmel nicht zu wecken.

Die guten Geister senken sich
Auf ihren Strahlen nieder,
Und bringen, die bei Tag entwich
Die Ruh' den Träumern wieder

Mein Schifflein treibt im Sturm allein
Und Niemand will es retten;
So müd' dies Haupt, schläft's doch nicht ein,
Ich muß ihm tiefer betten'

Auf!

Liebe-Ketten kannst Du brechen,
Doch die andern brichst Du nicht!
Kannst zum Haß in Liebe sprechen?
Ruft die Liebe zum Gericht?
Muß das Herz zu Grunde gehen,
Wenn der Geist soll auferstehen?
Himmel, Himmel, uns zu retten
Wird zerrißt die alten Ketten!
Auf! Auf!

Herz und Liebe ſind zerſprungen,
Haß und Hände ſind noch ganz!
Schwing' das Schwert, wenn du geſungen,
Führ dein Liebchen auch zum Tanz!
Laß ſie doch am Fels zerſchellen —
Stolzer rauſchen fort die Wellen.
Brich nur, Herz, und ziehe weiter!
Freiheit braucht noch manchen Streiter!
Auf! Auf!

Barbarossa's letztes Erwachen.

Eine Phantasie.

Die Sonne will zerfließen,
Im Aether still und stumm.
Und hängt der Berge Hirten
Den Purpur sterbend um:
Tiefschwarze Wolken wallen
Wie trauernde Freunde nach.
Und dumpfe Donner hallen
Und riefen gern sie wach.

Sag' an, sag' an, Kyffhäuser,
Was bebt und zittert dein Haus?
„Es rauft mein alter Kaiser
„Den steinernen Bart sich aus.
„Der alte Barbarossa —
„Er ist dir doch nicht fremd? —
„Träumt schon ein neu Canossa,
„Ein neues Büßerhemd!"

„Er sah vorübereilen
„Den letzten Königssohn
„Und gierige Hände streiten
„Um den zerstückten Thron:
„Er sah die Rollen tauschen
„Und alle Welt verkehrt —
„Hörst du den Adler rauschen?
„Der Kaiser greift zum Schwert!"

Der Kaiſer ſchaut verwundert,
Er ſchaut, er ſchaut und ſpricht:
„Du fünfzigſtes Jahrhundert,
„Bedarfſt du meiner nicht?
„Du glaubteſt ausgetrieben
„Den letzten ſicherlich —
„Noch iſt ein Fürſt geblieben,
„Und dieſer Fürſt bin Ich!“

„Die Zeit iſt abgelaufen
„Für jedes Zwergengeſchlecht;
„Auf! rück' dem Hebenſtaufen
„Den Thron der Welt zurecht!
„Es ſchlafen keine Gnellen,
„Dein Ghibelline wacht;
„Er will, er will dir helfen
„In deiner Ehrennacht!“

„Hat nicht mein Volk gesprochen:
„„Komm, alter Ghibellin!““
„Als man den Stab gebrochen
„Dort über Konradin?
„Hat es nach der Standarte
„Des Staufen nicht verlangt,
„Als vor dem Buonaparte
„Die halbe Welt gebangt?“

„Ich hatt' es wohl vernommen,
„Und doch erschien ich nicht:
„Ich dachte erst zu kommen,
„Wenn ihm ein Haupt gebricht:
„Nun hat der Sturmwind brausend
„Den alten Baum entlaubt
„Viel Köpfe, viele tausend,
„Und nicht ein einzig Haupt!

Und ruhig ſah ein Krieger,
Wie ihm ſein Blut verrann —
Er blutet ja als Sieger
Und ſtirbt als freier Mann —
Der hört den Kaiſer ſprechen
Und ſchaut ihm zürnend nach;
Er läßt ſein Herz nicht brechen,
So lang ſein Arm noch wach!

„Wohl hat der Sturmwind brauſend
„Den alten Baum entlaubt.
„Viel Reiſe, viele tauſend,
„Und nicht ein einzig Haupt!
„Und doch — wie viele beten
„Sich dar uns allerwärts!
„Ein Haupt iſt nicht vonnöthen,
„Vonnöthen nur **ein** Herz!“

„Ich wußte wohl zu fechten,
„Und riß mein Theil am Joch.
„Ich werd' um Freiheit rechten
„Mit Dem dort oben noch!
— — — — — —
— — — — — — —
— — — — — — — *)

„Kein Weiser that, kein Weiser,
„Dem Strome Widerſtand:
„Stirb du auch, alter Kaiſer!
„Es hilft ſich ſelbſt, dein Land.
„Ha! wie die Raben ſtreichen
„Im Nebel am Berge hin!
„Ihr wittert doch zwei Leichen?
„Ihr wittert mich und Ihn?"

*) Selbſtcenſur des Verfaſſers.

Gutenbergslied,

bei der Feier der Erfindung der Buchdruckerkunst zu Mainz, 1840.

Kennt ihr, kennt ihr das freie Wort
Das mit der Sonne kreist?
Das mit den Wogen donnert fort?
Das mit dem Sturme reist?
Das reich wie Thau vom Himmel trieft,
An Hütten und Paläste klopft?
Kennt ihr den freien Geist?

Kennt ihr, kennt ihr das Zauberſchwert,
Dem jede Lüge fällt?
Kennt ihr den Meiſter, lieb und werth?
Kennt ihr der Helden Held?
Von Gutenberg ſingt mir ein Lied,
Ein Lied vom guten Waffenſchmied,
Ein Lied vom Mann der Welt!

Die Wahrheit klingt von Ohr zu Ohr,
Sie klingt von Mund zu Mund,
Sie hat wie Sterne ihren Chor
Und thut ſich allwärts kund;
Das Wort rauſcht wie das freie Meer
Frei um die weite Erde her,
Und ſchließt den Völkerbund.

Und der es so aus Kummer Nacht
Erlöst, der das gethan,
Der tausendfältig es gemacht,
Dem stimmt ein Loblied an!
Heil ihm, Heil ihm, und seinem Werk!
Dem Gutenberg, dem besten Berg!
Heil jedem freien Mann!

Die Literatur im Jahre 1840.

Ein neues Decennium! Viel ſchwüle Luft hat ſich wieder geſammelt in den Thälern und auf den Bergen. Wird ſie milde als Regen niedertröpfeln oder donnernd in Gewittern ſich entladen? Wird die alte Julinsonne auf Blumen oder auf Schlachtfelder ſcheinen? Wird es ein Sänger, wird es ein Held ſein, deſſen die Menſchheit bedarf? Wird der Fernhintreffer ſeine Leier ſpielen oder ſeine Pfeile abſenden? Wird es Blut geben, und wem wird es den Purpur färben? Ich weiß es nicht, will es nicht wiſſen.

Der Friede iſt mir theuer, denn ich liebe die Muſen; aber ich fürchte den Krieg nicht, denn ich liebe die Freiheit. Wir ſind nicht mehr jene kindiſchen Poeten, welche jammern und winſeln, wenn ein Kanonenſchuß bei der Zeile eines hübſchen Verſes ſie ſtört; wir ſtürzen hinaus, wenn es draußen

wogt und ſtürmt, und zerſchlagen getreu unſere Harfe, ehe ſie in die Hände eines Moskowiten fällt. Unſer Glaube iſt einer mit dem Glauben der Menſchheit; das Schönthun mit ſchönen Träumen hat aufgehört, es iſt etwas Anderes, als ein Kaiſer, der im Kyffhäuſer ſchläft, etwas Anderes, als der alte Barbaroſſa, auf das wir warten.

Nicht jeder beſitzt den unvergleichlichen Muth des Herrn Wolfgang Menzel, aus der Hand des Schöpfers wie ein Zigeuner die Geſchichte der Zukunft oder die Zukunft der Geſchichte zu errathen. Der Weltgeiſt iſt zuweilen ein Weib und hat Launen. Er ſpottet der Buchhändlerſpekulationen.

Wir wollen der Zukunft kein Horoſkop ſtellen, wir wollen nicht prophezeihen, wir wollen nur ahnen und ahnen laſſen, nur Andeutungen geben.

Ich wollte über Literatur ſchreiben und habe mit der Politik angefangen. Natürlich! Das Abzeichen der modernen Literatur iſt es eben, daß ſie ein Kind der Politik, deutſcher geſprochen, ein Kind der Juliusrevolution iſt. Das ſind nun zehn Jahre her, und ſie hat bei keinem der beſſeren Schriftſteller ihre Mutter verläugnet. Selbſt das induſtrielle Element, das in den jüngſten Tagen ſo überwiegend in ihr geworden iſt, beweist durch unverfälſchte Aktenſtücke dieſe ihre Abkunft. Man möge unbeſorgt ſein: dieſer literariſche Krämerſinn wird in Deutſchland ſo gut ſeine Endſchaft erleben, wie der politiſche in Frankreich. Die Freiheit hat in dem letzten Decennium nur Studien gemacht, die Literatur vielleicht auch. Die Irrfahrten, die Odyſſeen werden bald

aufhören; die Zeit war eine Penelope, die bei Nacht das Gewebe immer wieder auftrennte, das sie bei Tage gefertigt: ihre unverschämten Freier werden sie nicht lange mehr umlagern; der Erwählte wird kommen und das Gewebe vollendet werden. Was sie darauf sticken wird? Ein Schwert oder eine Feder? Auch das weiß ich nicht. Und wüßt' ich's, würde ich es nicht verrathen. Noch einmal: Die neue Literatur ist ein Kind der Julirevolution. Sie datirt von der Reise Börnes nach Frankreich, von Heinrich Heines Reisebildern. Sie datirt von der Opposition gegen Göthe.

Von der Opposition gegen Göthe? Ja! Ich liebe Göthe, ich weiß, daß er der größte Künstler ist, den Deutschland geboren: ich weiß, daß seine Gedanken das lautere Gold des Herzens und der Vernunft — ich finde die Grundsätze fluchwürdig, aus denen ihn z. B. Menzel angefochten; aber Göthe war kalt, indifferent, er sympathisirte nur mit der Ewigkeit, nicht auch mit der Zeit, die ein integrirender Theil von jener ist. Und die Zeit forderte Sympathien. Nur wer ihr diese bewies wurde von ihr auf den Schild gehoben. Wir haben die Opposition gegen Göthe auf ein sehr bescheidenes Maaß zurückgeführt; wir sind uns bewußt, hinter der reinen Schönheit seiner Produktionen noch unendlich zurück zu sein — und dennoch haben wir gewonnen. Statt der Höfe ist das Volk der Mäcenas seiner Talente geworden. Mit der Buchhändlerbörse in Leipzig wurde der oberherrlichen Schutz für unsere Dichter entbehrlich.

Die Muſe der Geſchichte hat die erſten Blätter der neuen Literatur geſchrieben. Ich erinnere an Börnes Briefe aus Paris, an Heines franzöſiſche Zuſtände. Die deutſche Profeſſorsnatur wird in Einzelnen immer viel an ſolchen Büchern auszuſetzen wiſſen und mit ihrer hiſtoriſchen Naſe tauſend Gebrechen an denſelben hervorſpüren. Den Kritiker kümmert das wenig. Für ihn ſind es Bücher, die eine Richtung gegeben, für ihn ſteht ihr Werth feſt. Leſſing, Klopſtock, Göthe, Schiller — wer von ihnen hat ſich für die Geſchichte der Zeit in ihrem Detail intereſſirt? Wer von ihnen ausſchließlich einer Partei mit Begeiſterung ſich angenommen? Keiner. Der jungen Literatur war dies aufbehalten. Hier erſt findet ſich ein politiſcher Glaube neben dem poetiſchen. Welcher Natur dieſer Glaube iſt, ward von uns ſchon bei verſchiedenen Gelegenheiten nachgewieſen. Das Prinzip der neuen Literatur iſt, um es zum tauſend und erſten Male zu ſagen, das demokratiſche.

Durchgängig und zuerſt machte ſich die literariſche Revolution im Styl bemerklich. Es iſt eine ganz neue Sprache, die man im letzten Jahrzehend geſchrieben. Sie iſt raſch, wie der Gang der Zeit, ſchneidend, wie ein Schwert, ſchön wie die Freiheit und der Frühling. Die Sätze verrathen eine beinahe ängſtliche Haſt, ſie ſind kurz: was man behauptet, für das ſteht man auch ein; die Recenſenten haben das Wir abgeſchafft und das kecke Ich an ſeine Stelle geſetzt.

Börne hatte in Paris keine Muße, Gedichte zu schmieden, er mußte all seine Blumen zur Prosa verwenden; Heine ebenso. Unsere Prosa ist viel mit Poesie versetzt worden, gewiß nicht zu ihrem Nachtheile. Die Schwednerei einiger Literaten darf uns ja nicht verführen, über diese ganze stylistische Tendenz den Stab zu brechen.

Das Schwert der Revolution wird in der Literatur immer zunächst zum kritischen Messer. So war denn in den Tagen nach der Juli-Umwälzung die literarische Thätigkeit der Deutschen hauptsächlich eine publicistische. Die Aufmerksamkeit der Nation war auf die politischen Journale gerichtet. Erst als das Stuttgarter Literaturblatt geistig sich überlebt hatte, und die politischen Organe mehr eingeschränkt wurden, trat mit dem Literaturblatt zum Phönix eine Reformation in der Literatur ein. Die poetischen Heroen ausgenommen, ward allen Novellen- und Romanenkünstlern vor dem Jahre 1830 der Handschuh hingeworfen. Man schätzte nach wie vor ihr formelles Talent, zog es sogar dem der jüngeren Poeten vor; aber man vermißte Etwas bei ihnen, für das Einem die sprachliche Glätte, die gute Conception, die ironischen Hiebe keinen Ersatz boten — das war der Charakter der neuen Zeit, die Sympathie mit der Nation. Die Schönheit sollte keineswegs der Tendenz geopfert werden. Die Schönheit wurde beibehalten als das oberste Gesetz jeder Aesthetik; nur verlangte man von ihr, sie solle sich des Streites begeben mit ihrer gleichgöttlichen Schwester, der Freiheit, sie solle Arm in Arm wandeln mit ihr.

Produktiv machte sich die junge Literatur lange Zeit hindurch in der Lyrik geltend. Anastasius Grün schrieb seine Wiener Spaziergänge, ihm folgten Nikolaus Lenau mit seinen schönen Polenliedern, Julius Mosen mit seinen revolutionären Romanzen und Balladen. Die Initiative hatte Heinrich Heine mit seinem Buch der Lieder gegeben, der allerdings nicht nur für seine Ideale, sondern auch für seine Launen alle nur mögliche Freiheit in Anspruch nahm, an den aber doch seine sämmtlichen lyrischen Gegner und Rivalen nicht hinaufreichten. Was diese Leute so sehr an Heines Gedichten tadeln, den unversöhnenden Schluß, wie sie so unausstehlich sich ausdrücken, so mögen sie versichert sein, daß Heine denselben gar leicht einen sentimentalen Schwanz anhängen könnte, wenn er nur wollte. Er will aber einmal nicht. — Als Politiker, als Kritiker werde ich Heine, namentlich gegenwärtig, nicht anerkennen; den Poeten aber lasse ich ihm nicht streitig machen.

Erst in den zwei letzten Jahren hat sich die neue Literatur auch in andern Gebieten produktiv hervorgethan. Laube, Kühne, Mundt sind nicht über die Kritik hinausgekommen, dagegen haben sich viel junge Sprossen als Ersatzmänner eingefunden. Wie tief der komische Roman, der mit so viel Glück angebaut wird, in unser Leben eingreifen wird, läßt sich noch gar nicht berechnen. Wie viel läßt sich in dessen Bereich ziehen! Er kann der eigentlichste Hebel der Zeit werden.

Nach dem komiſchen Roman iſt es hauptſächlich das Drama, das einer neuen Blüte entgegen ſieht. Der komiſche Roman und das Drama werden es auch ſein, dem wir in dieſem Jahre das Schönſte zu verdanken haben werden, wenn uns das Schickſal verdammt, noch länger mit der bloßen Poeſie uns zu begnügen. Doch — wir haben vielleicht wenig Muße mehr, in ein Theater zu gehen!

Ein Beitrag zur Kenntniß der literariſchen Induſtrie.

Eine Literaturgeſchichte um die andere — warum nicht auch einmal eine Geſchichte des Buchhandels? Es thut ſo Noth, den Herren Verlegern einen Spiegel vorzuhalten, ehe der letzte Funken von Ehrgeiz, der noch in ihnen glimmt, völlig erloſchen iſt! Daß ich's geſtehe, eine unwürdigere Stellung, als im gegenwärtigen Augenblicke, hat der deutſche Buchhandel noch nie behauptet. Die Mehrzahl der Buchhändler von heute ſteht auf einem Niveau mit dem Krämer, der ſeinen Tabak und Käſe auswiegt, und man lacht euch aus, wenn ihr bei ihnen etwa ein Wort von der Bedeutung, die ſie für die Literatur haben konnten, von den geiſtigen

Beziehungen, die ſie zu derſelben haben ſollten, fallen
Ich verlange keineswegs, die Buchhändler ſollen ſich all
Einer Höhe halten — Geld und Talent finden ſich
nicht überall beiſammen —; ich verlange nicht, die
händler ſollen alle nur den Verlag Einer zeitgemäßen
rariſchen Richtung übernehmen — ſie würden ihre Rec
ſchlecht dabei finden; aber ſie ſollen wenigſtens durch
Verlag, er ſei welcher er wolle, ein mehr als kaufmänn
Intereſſe an der Literatur beurkunden. Es iſt ſo erfre
dies bei den ehrenwerthen Buchhandlungen zu beoba
Da iſt Cotta mit ſeinem claſſiſchen Verlage, d
Winter und Mohr, da iſt Reimer mit ſeinem ro
tiſchen, dort Hoffmann und Campe mit ihrem
dernen, revolutionären, hier Brockhaus mit ſ
doctrinären, zwiſchen den beiden letzteren Hamme
Engelmann, Hallberger, Wigand, der Pe
der Klaſſiker u. ſ. w., Fleiſcher und Perthe
ihrem wiſſenſchaftlichen Verlage nicht zu verg
überhaupt ſuche man in Norddeutſchland, was ich
händleriſchen Charakter nennen möchte.

Dagegen, welche Geſunkenheit des Buchhandel
Augenblicke in einem großen Theile Süddeutſchlands,
Geſunkenheit desſelben namentlich in der Stadt, aus n
in der Perſon des Herrn Wolfgang Menzel i
letzten Jahren aller literariſcher Jammer hervorgin
Stuttgart, wo vorzugsweiſe die Schillerfabrik iſt.
iſt der Sitz der Ueberſetzungsinduſtrie, der Sitz der
ſtricritter, der Ueberſetzer. Der Buchhandel geht n

Kritik Hand in Hand; beide sind reaktionär. Der Geist einer vielleicht unbewußten Reaktion hat neben dem Wuchergeiste dieser Uebersetzungen großer Todten, die eine klassische Phalanx gegen die jungen Autoren bilden sollen, hervorgerufen. Wer sich noch keine gesicherte Existenz errungen hat, übersetzt; wer nicht Muth genug in sich fühlt, um in die schlagfertigen Reihen der jungen Literatur einzutreten, übersetzt; wer zu bequem ist, um von seinem eigenen Pfunde zu zehren, übersetzt. Ich war selbst so unglücklich, und habe übersetzt, doch gewiß nicht als reaktionär oder auf die Inspiration des Herrn Menzel hin.

Mein Gott — und wie wird übersetzt? Da ist die Buchhandlung Karl Hoffmann rühmlichst bekannt durch den Verlag der Rotteck'schen und Okenschen Werke; ihre ganze neue Thätigkeit beschränkt sich aber gleichfalls auf Uebersetzungen. Schiller Byron, Schiller Sterne, Schiller Tasso, Schiller Dante, Schiller Ariosto, und, was weis ich Alles noch. Tasso und Ariost sind von Gries unübertrefflich übersetzt, die Ausgaben auch ziemlich wohlfeil — warum dem Publikum also eine weit geringere Uebersetzung aufschwatzen? Von Byron hat man die meisterhafte Uebersetzung Böttgers, die sehr gute Gustav Pfizers — wozu eine neue? Weil die alten zu theuer sind. Abgesehen davon, daß z. B. die von Böttger, die, glaube ich, noch nicht vollständig erschienen ist, blos 2 oder 3 Thaler kostet — ist der billigere Preis eine Entschuldigung für eine Fabrikarbeit? Die Uebersetzung Don Juans durch Rottenkamp (warum übersetzt Rettenkamp?) ist schön.

Ganz Recht! Nun nehme man einmal die lyriſchen Gedichte Byrons in dieſer Ausgabe zur Hand. Byron und Ernſt Ortlepp! Wie kommt Saul unter die Propheten? Ohne Titel wären die Byron'ſchen Lieder Ortlepps ganz unkenntlich geworden. Das Publikum iſt betrogen, ſchmählich betrogen, wenn es der Meinung iſt, es leſe im Schiller-Byron Byron'ſche Lieder. — Und mit ſolchem Quark wird dem Guten der Platz verſperrt! —

Das Ueberſetzen wird auf eine köſtliche Weiſe betrieben. Wo man in Stuttgart hinblickt, Nichts als Ueberſetzungen. Schiller-Shakſpear, Schiller-Viktor Hugo, Schiller-Lamartine, Schiller-Calderon. Alle miteinander ganz ſchlecht, ſchlecht, mittelmäßig. Jeder Band ſoll in einem Monat fertig ſein, damit kein anderer Buchhändler zuvorkommt. So habe ich denn Lamartine treu, aber keineswegs ſchön überſetzt. Der unendliche Wohlklang ſeiner Verſe ging durchaus verloren. Man hat Lamartine, aber ſeinen Rhythmus nicht, der vielleicht das Beſte an ihm iſt.

Werden die Stuttgarter Buchhändler ewig mit ihren Ueberſetzungen fortfahren, ewig den Intereſſen der Literatur ſich verſchließen? Wird keine geniale Produktion mehr aus ihren Officinen hervorgehen? Soll Norddeutſchland allein der Ruhm bleiben?

Zur Geschichte des Drama im neunzehnten Jahrhundert.

O Gott, wie ekel, schaal und unerspriesslich!

Shakspear.

Das Drama verlangt Leidenschaften, keine Phrasen, feste, scharf umgrenzte Charaktere, keine ins Blaue zerfahrende Gestalten. Was gesagt werden soll, muß einmal und so kurz als möglich gesagt werden. Nichts ist für den Zuhörer im Parterre unerträglicher, als wenn der Held auf den Brettern oben seiner Rede kein Ende finden kann und selbstgefällig im Fluß seiner Jamben sich berauscht: wenn ein vorgeblicher Eisenfresser dieselben Bilder von Veilchen und Mondschein gebraucht, welche eine zuckersüße Donna eine Minute vorher angewendet hat. Leidenschaft, Kürze, Schärfe — wo ich die nicht antreffe, gebe ich um das bestgewählte Sujet Nichts. Lieber einen sechsfüßigen Jambus, als zehn ungelrechte fünffüßige.

Edgar, ein dramatisches Gedicht in fünf Akten, oder Bausteine zu einem Tempel für den Gott der Langeweile, von Dr. Adolph Schütt — heißt der Löwe, den ich vor mir liegen habe. Ich habe mir denselben um und um betrachtet und will versuchen, eine recht anschauliche Schilderung von ihm zu geben.

Lord, ein König in England zur Zeit der Heptarchie, ist durch die Ermordung Offos, seines Vaters, auf den Thron gelangt. Er ist übrigens, diese schändliche That ausgenommen, ein höchst anständiger Mensch, den Alles liebt: er hat vortrefflich regiert und nur einen dummen Streich begangen, nämlich im späten Alter noch eine junge Frau geheirathet. Wo er geht und steht verfolgt ihn der Gedanke an sein Verbrechen; er bekommt sogar Visionen, in welchen ihm der blutige Geist seines ermordeten Vaters erscheint. Schon sieht er sich selbst auf ähnliche Weise durch seinen eigenen Sohn Edgar vom Throne gestürzt. Diese Angst kommt seiner jungen Gemahlin, die dem alten König nicht eben sehr zärtlich zugethan ist und gerne mit ihrem Galan Redwald den Thron besteigen möchte, wunderbar zu Statten. Dem Könige wird gar listig der Verdacht beigebracht, als habe sein Sohn ihn meuchlings ermorden wollen, und das Ende vom Lied ist, daß Edgar aus dem Reiche verbannt wird. Dies ist der Inhalt des ersten Aktes.

Der Erbe wäre somit beseitigt, der König selbst muß es aber auch werden. Wie läßt sich nun das am leichtesten bewerkstelligen? Dommona, die Königin, weiß um das Verbrechen ihres Gatten; sie läßt von einem Maler ein Bild verfertigen, das diese entsetzliche That mit allen schauderhaften Nebenumständen verstellt: sie verehrt dasselbe dem Könige, der darüber rasend wird und den Künstler im Angesicht des versammelten Hofes mit dem Schwerte durchbohrt. Er wird als Wahnsinniger gefesselt und abgeführt. Aber er lebt noch: er muß ermordet werden. Man streut

aus, er sei entflohen und habe seinen Tod im nahen Fluß gefunden. Der Kastellan erhält den Auftrag, den König zu tödten, und geht scheinbar darauf ein, ist aber statt dessen seinem Herrn zur Flucht aus dem Lande behülflich. So weit der zweite Akt.

Edgar ist an den Hof des Königs Arthur gegangen, dort wirkliches Mitglied der Tafelrunde geworden und sterblich in die Königstochter Idunа verliebt, die im Stillen seine Liebe erwiedert. Idunа soll sich einen Mann wählen: die Ritter von der Tafelrunde sollen ausziehen und wer die kühnste und edelste der Thaten vollbringt, wird das schönste Weib aus seines Königs Händen empfangen. Während diese Geschichten verhandelt werden, erscheint auch König Lord, die Hülfe Arthurs in Anspruch zu nehmen. Lord ist bereits im zweiten Akt von seinem Kastellan Ethelbert über die Unschuld seines Sohnes aufgeklärt worden und es folgt nun in Abwesenheit Arthurs eine rührende Erkennungsscene zwischen Sohn und Vater. Edgar will seinem Vater den Thron wieder erobern helfen. Dritter Akt.

Redwald und Demmona zweifeln nach einem strengen Verhöre Ethelbert's nicht mehr, daß der alte König todt ist und reichen einander eben im Krönungssaale die Hand zur ehelichen Verbindung. Da lassen sich Sänger aus Frankreich anmelden, die, wie der treue Kastellan schon weiß, Niemand Anders sind als Lord und Edgar, den noch ein tapferer Knappe, Oswald, begleitet. Es wird ein Lied voll Anspielungen gesungen, aus den Sängern werden plötzlich Ritter, das schlechte Königspaar dankt ab, die stolze

Dommena klagt jedoch zum Schluſſe noch den König Loos des Vatermordes an; dieſer weiſt die Anklage bei ſeines Vaters Geiſte ſchwörend zurück. Der blutige Oſſo erſcheint noch einmal; Lood ſtirbt; Edgar wird König; er hat die edelſte der Thaten vollbracht und führt die Braut heim. Dommona büßt ihr Verbrechen mit ewiger Gefangenſchaft und Redwald wird a la Don Juan vom Teufel geholt. Vierter und fünfter Akt.

Dies die Fabel des Stücks. Die erſte Frage wäre nun die nach der tragiſchen Idee desſelben. Denn daß Herr Schütt ſeine Arbeit ein dramatiſches Gedicht betitelt, war wohl nur Beſcheidenheit, weil er ſelbſt fühlte, daß er bis zu einer Tragödie im wahren Sinne noch einen großen Schritt zu machen habe. Der Aeſthetiker kennt kein dramatiſches Gedicht, er weiß nur von Tragödien oder Komödien. Ich will nicht ſo grauſam ſein, einiger komiſchen Ausflüge halber den Edgar zu den letzteren zu zählen. Aber zu den Tragödien? Die Verſöhnung iſt da in der Perſon Edgars, doch wo liegt das Tragiſche? Daß der König Lood ein paar Wochen vom Throne gejagt wird, nachdem er ſo viele Jahre in gleicher Ruhe darauf geſeſſen! Der König Lood hätte eben ſo wohl an Altersſchwäche, als an einem Geiſte ſterben können. Seinen Vater ermorden und deßwegen nicht ewig regieren dürfen — eine ſaubere Nemeſis! Oder wollte der verehrte Dichter zeigen, wie durch ein unſchuldig Liebespaar ein Haus des Verbrechens ausgeſühnt werden könne? Und deuten das die unſterblichen Zeilen an?

Die Vorsicht lenkt der Menschen Pfade,
Und durch die Nacht des Unglücks bricht
An jenem dämmernden Gestade
Der Hoffnung schönes Purpurlicht;
Und wo des Jünglings Brust dem Herzen
Der Jungfrau warm entgegenglüht,
Ist wunderbar den Keim der Schmerzen
Der Liebe goldner Baum entblüht.
So mögt denn auf allen Wegen
Die Gunst des Schicksals Euch erfreun,
Und überall des Himmels Segen
Mit Rosen Eure Bahn bestreun.

Kann man denn mit dem besten Willen trivialer sein? Was Kinderchen ihren lieben Eltern als Neujahrswunsch oder Geburtstagsgratulation schreiben, ist hier zur Pointe einer Tragödie verwendet worden. Wenn ich vollends sage, daß diese Worte keinem Schulmeister, sondern hier dem König Arthur von der Tafelrunde in dem Mund gelegt sind, wird mich nicht Jedermann gern einer weitern Besprechung unseres dramatischen Gedichtes überheben? Doch — ich will heute einmal recht geduldig sein und den dramatischen Jammer in seine feinsten Atome zerlegen. Einen König ermorden, und dann selbst auf dem Throne sitzen, bis man „bleiche Locken" hat? Herr Schütt! Herr Schütt!

Nicht nur der letzte, sondern sämmtliche Akte schließen mit Versen, welche dem Comite für das würtembergische Gesangbuch sehr zu empfehlen sind.

Ebenso hübsch, wie es mit der Tragödie im Ganzen steht, steht es mit der Ausführung derselben im Einzelnen.

mit den Motiven, mit den Charakteren, mit der Bühnenkenntniß des Verfaſſers.

„Selig ſind die Armen, denn das Himmelreich iſt ihrer!“ Armuth iſt der Grundzug dieſes Drama. Nicht die Menſchen, ſondern die Geſpenſter verrichten das Wichtigſte in demſelben. Gleich im 1. Akt, in der 1. Scene erſcheint ein Geiſt, damit wir erfahren, daß König L. den König D. umgebracht hat. Ich will es hingehen laſſen. Warum denn aber in der 6. Scene deſſelben Aktes ſchon wieder eine ganze Armee königlicher Geſpenſter? Shakſpear läßt auch die Gebilde einer gefolterten Phantaſie leibhaftig als Geiſter auf die Bühne treten, aber nur, wenn ſich durchaus nicht anders abhelfen ließ. Der Verdacht des Königs gegen ſeinen Sohn Edgar hätte ſich gar ſchicklich in der 1. Scene anbringen laſſen, die zweite Phantasmagorie wäre weggefallen und das Stück um ein Gutes kürzer geworden.

Aber nicht genug — im 4. Akt, in der 7. Scene, ehe der König Lood ſtirbt, erſcheint der Geiſt aus der 1. Scene des 1. Aktes noch einmal. Ferner erfahren wir aus der 1. Scene des 4. Aktes, daß auch der Königin ein Geiſt erſchienen iſt, und Bertha in der 1. Scene des 5. Aktes ſpricht von einem ſehr lebhaften Traumgebilde. Das ſchönſte aber paſſirt mit Redwald, nachdem er falſch geſchworen hat.

Sein Stuhl verſinkt mit ihm unter donnerndem Getöſe in die Erde. Einige Sekunden ſpäter erſcheint der Stuhl wieder und es ſind darauf Reſte glühender Gebeine ſichtbar. Die Regiſſeure der deutſchen

Theater mögen bei Zeiten darauf bedacht sein, wie sie das vorstellen wollen.

Nur noch zwei Proben von der mageren Phantasie des Herrn Verfassers! Seite 37 spricht Demmena:

„Ha! wie der Blitz mit dem gezückten Strahl
Die Nacht erhellt, durchzuckt mich ein Gedanke."

Das kühne Bild muß dem Dichter sehr gefallen haben, denn S. 134 hören wir von derselben Person:

„Dem Blitze gleich durchzuckt mich ein Gedanke."

Hält Herr Schütt solche stereotype Bilder vielleicht für Charakteristik? Seite 41 lesen wir einen Monolog des Königs, der gar originell beginnt:

„Was ist der Mensch?"

und S. 90 einen zweiten Monolog des erlauchten Fürsten, der unterdessen Zeit hatte, sich zu besinnen, und die treffende Antwort gibt:

„Er ist der Mensch!"

Wenn Herr Schütt nicht schon hoffähig ist, so dürfte er es schwerlich werden. Er hat sich Beleidigungen erlaubt, wie sie kein Plebejer wagt. Gibt es etwas Lächerlicheres, als das Folgende? Die Königin hat Redwald ihre Hand gereicht, da ruft Eine Stimme aus ihrer Umgebung:

„Der Himmel möge diesen ehrnen Bund
„Noch lange zu des Reiches Wohl erhalten"

und hierauf beſteigen beide den Thron. Was thun ſie auf dem Thron? Die Königin ſagt:

„Dank, warmen Dank für dieſen edlen Wunſch.“

Sonſt Nichts, und beide ſteigen ſogleich wieder vom Throne herab. Man denke ſich ſo Etwas auf dem Theater und lache nicht!

Die Hauptrollen nach den Geſpenſtern ſpielen in unſerer Tragödie die Kronen. Die Leute eſſen, trinken, ſchlafen und wachen mit der Krone auf dem Haupt. König Lear muß aus ſeinem Lande fliehen; wahrſcheinlich war Dommena ſo klug, die Krone für ſich auf die Seite zu thun. Nun heißt es aber doch S. 116: König Lear tritt ein, mit Staub bedeckt, die Krone auf dem Haupt.“

Auf dem weiten Marſche zu König Arthur hat er ſie alſo wie eine Mütze fortwährend aufbehalten? Iſt ſie ihm etwa, wie dem Bock die Hörner, auf den Kopf gewachſen? Er iſt eine halb fabelhafte Perſon — brachte er vielleicht die Krone mit auf die Welt? Auch ſein Sohn, der nachmalige König Edgar, reitet in ſtürmendem Galopp zum König Arthur — mit der Krone auf dem Haupte!

Derſelbe Edgar, der die verſchwindende Rolle im Stücke zu ſpielen hat, durchreitet, gleichſam im ſtürmenden Galopp die Saaten! (S. 172.) Ein wackerer Fürſt, der das Korn ſeiner oder fremder Unterthanen von den Hufen ſeiner Roſſe zermalmen läßt! Aber ich habe keinen Begriff von der Poeſie — nicht wahr? Die Saaten durchreiten iſt eben ein Trepus?

Eine Unwahrſcheinlichkeit drängt die andere. An die Geſpenſter werden ſeitenlange Reden hingehalten, und doch weiß jeder dramatiſche Anfänger, daß die Furcht, der Schrecken kurz, abgebrochen, mit Gedankenſtrichen ſich ausdrücken. S. 25, wo die vielen Geiſter heranmarſchiren, benimmt ſich der König wie ein Leiermann, der ſeine Mordgeſchichte erklärt. Es fehlt ihm nichts als ein Stab in die Hand. Mich wundert, daß er nicht, wie die Krone, ſo auch immer das Scepter mit ſich führt.

S. 133 ſtieß ich auf die Stelle:

> Ich ging bebend dem Sarge nah, in dem
> Die Leiche man des Königs heimlich barg,
> Nicht ahnend, daß ein langer Betrug
> Die Völker täuſcht und einen Marmorfelſen (!)
> Man in die Gruft der Könige verſenkt.

Die Menſchen im ſechsten Jahrhundert mögen wohl etwas rieſiger geweſen ſein, als wir — aber ſtatt ihrer einen Marmorfelſen unterzuſchieben! Die Träger werden ſich verwundert haben.

Nicht minder unwahrſcheinlich iſt (S. 141), wenn Ethelbert den als Sänger gekleideten Edgar und ſeinem Vater Lord, noch ehe er weiß, wer ſie ſind, anvertraut, daß der alte König noch lebe.

Das ſind aber lauter Kleinigkeiten gegen die Geſchichte mit dem Dolche! (1. Akt, 10. Scene u. ff.) Der König hat ſeinen Vater vor Gott weiß wie viel Jahren ermordet. Wird man nun überhaupt ein ſolches Inſtrument wie eine

heilige Waffe in ſeinem Zimmer aufbewahren? Und wenn — wird man nach zwanzig bis dreißig Jahren noch das Blut daran ſehen? Wird es nicht zu Roſt geworden ſein? Aber der Dolch durfte nicht fehlen, damit der ſchlafwandelnde König im Angeſicht deſſelben vor Redwald und Dommona die Beichte ſeiner Sünden ablegt. Noch mehr — es durfte nicht fehlen, um Edgar in den Augen ſeines Vaters anzuſchwärzen. Der Dolch muß entfernt werden, meint Dommona. Gut! Aber es iſt gleichviel, wohin er geworfen wird. Muß er denn gerade in den Schrank gelegt werden, der in des Königs Schlafzimmer ſteht? Wozu ſo viel Umſtände!

Umſtändlichkeit liebt der Herr Verfaſſer überhaupt. S. 153 findet ſich ein Lied von nicht weniger als ſieben großen Verſen, welches die ganze Geſchichte des Stücks bis zu dieſer Seite enthält, die Geſchichte der Frevelthaten Dommonas bis zu ihrer Verlobung mit Redwald. Die Königin hört die ſieben langen Verſe geduldig an — Verſe, in denen alle ihre Schandthaten aufgedeckt werden —: iſt das auch nur im Geringſten wahrſcheinlich?

Der ganze fünfte Akt hätte auf die Hälfte reducirt werden, oder, noch beſſer, völlig wegbleiben können. Die Verheirathung Edgars, die Strafe Redwalds ließ ſich mit wenigen Worten noch am Schluſſe des vierten Aktes anzeigen?

Die Charakteriſtik der einzelnen Perſonen iſt wundervoll. Redwald iſt der unintereſſanteſte Böſewicht, der mir je vorgekommen, und die Königin hat wahrlich Recht, wenn ſie

(4. Akt, 7. Scene) ihn ein Bild des Jammers, einen Klotz von Fleisch und Blut nennt. Wer aber so recht erfahren will, was Charakterzeichnung heißt, lese die Stellen im zweiten Akte nach, wo Redwald den Kastellan zur Vergiftung seines Königs zu überreden sucht. Welche Begeisterung eines Giftmischers!

Ein wenig Gift, die alte Hülle fällt,
Den Gluth verzehrt, in murben Staub zusammen,
Und als ein Phönix steig' ich aus den Flammen!

Eben so charakteristisch spricht die Verbrecherin Redwald wie eine Johanna d'Arc vom Ruf des Schicksals! (S. 140.)

Wann aber ist der Kastellan eines Schlosses so poetisch gewesen, wie dieser Ethelbert in Herrn Schütts Trauerspiele? Welcher Kastellan spricht von der Lilie im Thale, vom stillen, sturmumhüllten Mond, vom Lamm des Berges und der Wolke in Sommernächten? (S. 61.) Welcher Kastellan darf so unausstehlich viel reden? Wird man in der Wuth und Raserei zu so originalen Bildern Zeit haben, wie Edgar S. 158.

„Du zitterst ja dem Laub der Erle gleich,
Wenn heftig sie der kalte Nordwind schüttelt!"

Soll sich in solchen Phrasen etwa der Dichter offenbaren?

Der Herr Verfasser hofft vielleicht auf die Aufführung seines Stückes, hat aber zur Erleichterung desselben wenig

beigetragen. Gleich im erſten Akte begegnen wir fün höchſt ſchwierigen Verwandlungen. Nach einem Schlafg mach, in dem ein Bett ſteht, ſoll z. B. ein großer Saal kommen mit einem Thron und anderen Geſchichte

Das Drama wird nicht aufgeführt werden, und Her Schütt darf deſſen froh ſein, daß dieſe Kritik zu Ende i und ohne ſolche Weitläuftigkeit bei der Beurtheilung ähnliche Produkte uns in Zukunft einigen Glauben ſchenken.

Iſchora oder die Eroberung Jeruſalems, ode Buch eines Autors, der beſſer kein Autor wäre.

Quousque tandem abutere patientia nostra
Cicero in Catilinam.

„Ich liebe den Kampf und haſſe faule Luft!“ ruft ei Mann aus, den ich darum gerne citire, weil er gerade da Widerſpiel des Herrn Doktor Schütt iſt, der beharrli fortfährt, das Publikum mit den Produkten ſeiner geniale Laune zu überſchütten. Irelawney, der wilde Geuſe und Ado Schütt, der zahme Poet!

Ich liebe den Kampf — ob er mir immer Ehre bringt? Ob namentlich im vorliegenden Falle? Warum nicht? Die Reinigung des Augiasſtalles hat Herkules ſo gut unſterblich gemacht, als die Bändigung des Cerberus, und die Erlegung der beiden Hauptpfeiler Lauge und Göze iſt wahrlich keine der geringſten Thaten unſeres Leſſing, der die Lüge bis in ihre entlegenſten Schlupfwinkel verfolgte. Man muß zuweilen ſo etwas recht Ordinäres herausſuchen, um die Behauptung zu erhärten, daß wir es im Guten wie im Schlimmen allen Nationen zuvorthun.

Der unſelige Dilettantismus — er hat alles literariſche Unglück über uns gebracht.

Auf zwei Dichter von Beruf kommen gegenwärtig immer fünfzig Dilettanten. Man hat in der Schule oft erträglich, oft auch unerträglich ſchreiben gelernt, man kann ſkandiren, man weiß, daß ein Trauerſpiel aus Akten, ein Akt aus Scenen beſteht, man hat zum Ueberfluß noch einen Profeſſor gehabt, der eine lyriſche Anthologie herausgegeben — o ein Dichter iſt ſchneller fertig als ein Schneider! Was ſoll auch die liebe angeſtellte Jugend mit den Phraſen anfangen, die ſie aus ihrer Romanenlektüre ſich aufgeſpeichert? Was mit den tauſend Blumen und Blümchen, die ihr nicht aus dem Gedächtniſſe wollen? Die Juſtiz kann ſie nicht brauchen, die Adminiſtration auch nicht, das Polizeibureau wieder nicht — wohin ſich wenden, als an die Leihbibliotheken, dieſe Kloaken unſerer Literatur? Verrückt muß einmal ſchlechterdings Etwas werden, die junge Eitelkeit thut es nicht anders. Sie möchte die Aufmerkſamkeit ihrer Oberen

erregen, sie möchte zeigen, daß sie mehr gelernt, als Brod essen, zeigen, daß sie leserlich genug schreiben kann, um ein Paar Setzern anständige Beschäftigung zu geben.

Der Dilettantismus ist es, den eine verständige Kritik vorzugsweise zu bekämpfen hat; der Dilettantismus tritt dem Aechten und aus der Tiefe Gebornen so störend und hemmend entgegen. In der Poesie gilt kein Dilettiren, am wenigsten ein Dilettiren mit Ansprüchen. Bei Tag in den Akten stöbern, einen armen Landsmann, der gebettelt, zu Gefängniß verurtheilen und dann Abends sich hinsetzen und Verse schreiben, ich zweifle, ob da etwas Prometheisches herauskommen kann. Dichter von Natur, Dichter durch Unglück, immerhin aber im innersten Kern des Herzens Dichter — wo nicht, so kann man euch zwar erlauben, einem guten Freunde ein Paar Verse ins Stammbuch zu schreiben, nach des Tages Last und Hitze einige Sylben zu zählen und zu reimen, aber man muß euch verbieten, auf dem Forum der Oeffentlichkeit euch damit bloß zu stellen. Wem die Poesie nicht der Athem zum Leben ist, der unterlasse das Dichten! Sie sei für uns ein Fluch, wie für Byron, ein Segen, wie für Friedrich Rückert, etwas von Beiden unter jeder Bedingung, niemals Spielerei. Blumen allein machen den Dichter nicht, schwarze oder blonde Locken, weiße oder braune Nacken geben noch keinen Charakter.

Die Nation soll durch ihre Dichter erhoben werden, der Dilettantismus hält sie nieder auf der Stufe der Gewöhnlichkeit. Die süßen, zuckerigen, matten, leidenschaftslosen Gefühle, dieses Lärmschlagen durch fünfzig Zeilen, wenn

man einmal so kühn war, einen Zweifel anzuregen, auf der bureaukratischen Verfassung der Seele einen Augenblick herauszugehen — pfui über diese faule Unausstehlichkeit, die um Verzeihung bittet, wenn sie einmal gefühlt hat, wie ein Mensch, dessen Blut heiß geworden, fühlen kann.

Der Dilettantismus haßt das Genie. Er wird den ersten Stein aufheben, wenn ein Werther, ein Manfred oder ein anderes geistreiches Werk geschrieben wird. Der Dilettant lächelt vom Morgen bis Mittag, von Mittag bis Abend, und schläft nur ein, um am andern Morgen wieder zu lächeln.

Herr Schütt, Verfasser der obgenannten Ischera, ist ein Dilettant, und zwar keiner von den erträglichsten. Er hat viel zu thun, wie wir gleich aus der Vorrede erfahren und wie ihm seine Freunde bezeugen können. Er hatte schon lange vor, wieder etwas Neues für den Druck zu bearbeiten — nicht getrieben von innerem Verhältniß, auch nicht von Eitelkeit, seinen Namen an der Spitze eines zweiten Buches zu lesen, Gott bewahre! sondern aus Liebe zu seinem deutschen Volke, das seit der Verschleuderung der großen Gryphe Psyche schmerzlichst einer zweiten Dichtung des Herrn Lectors entgegen seufzt. Freue dich, man verspricht dir sogar in naher Zukunft einen mehr dem Gebiete der „höheren Romantik" angehörenden Versuch! Diesmal magst du dich mit einem Versuch in der tiefen begnügen.

Ischera, oder die Eroberung Jerusalems. Romantisch-höfische Erzählung von Dr. Ade Schütt.

Die Eroberung Jerusalems im Jahre 1440! Das war also der Wurm, der ihnen so lange am Herzen gefressen hat? Damit wollen Sie sich Sitz und Stimme im Rathe der literarischen Republik erkaufen? Die Eroberung Jerusalems! Eine wichtige Zeitfrage, ein Gewissensskrupel! Man wird es unbegreiflich finden, wie Sie dies große und poetische Problem zu lösen wußten. Ihrem Buche ist eine Karte Jerusalems eingeheftet, Herr Doktor? Soll dasselbe etwa in Schulen eingeführt werden? Richtig! so wird es sein. Ich habe doch gleich gemerkt, daß das Buch für Kinder geschrieben sein muß. Aber nehmen Sie sich in Acht, wenn ich Ihnen rathen darf! Seite 106 werden Sie doch gar zu kühn, wenn Sie sagen: „Die Abendröthe verklärte der Berge Höhen und küßte den Thau von den Blumen des Feldes weg.“ Schön! Herrlich! Wenn es nur wahr wäre. Sind Sie noch nie spazieren gegangen? Hat der Drang der Geschäfte Ihnen auch das nicht erlaubt? Wann sahen Sie je, daß das Abendroth den Thau aufküßte? Fällt der Thau nicht gerade Abends?

In solchen Fällen offenbart sich der gemachte Dichter, der wohl einen Vorrath von Bildern beisammen hat, in seiner Ungeschicklichkeit aber, da er selbst nie beobachtet, fehlgreift.

Historisch-romantische Erzählung! Was ist romantisch nach den wunderlichen Begriffen des Herrn Doktors? Ich will einmal versuchen, es meinen Lesern klar zu machen.

Romantisch ist vor allen Dingen, daß die Heldin des Stückes schlank ist, wie die Cedern auf dem Libanon, daß ihre Wangen blühend sind, wie die Rose des Berges, wann sie ausbricht im Sonnenstrahle des Frühlings, daß ihre Gestalt herrlich, gleich jener der himmlischen Huris, die gesormt aus Ambra und Myrrhenduft unter den Perlenzelten des Paradieses wohnen, daß das Auge der Hyena, der Mund dem Rubin gleiche, der in dem Turban Mohaalis schimmert. (S. 49.) Keine üble Schilderung im Munde eines Türken, dem der Charakter eines Mädchens Nebensache ist; aber sehr unzureichend im Munde des Herrn Doktors und Dichters Ado Schütt. Jede poetische Figur muß etwas Charakteristisches haben, wodurch sie sich von der gewöhnlichen Masse ausscheidet. Ein blaues Auge, einen rothen Mund — — das haben Millionen und damit ist nichts gesagt; lieben — dafür sind die Mädchen auf der Welt. Wenn sie es nicht auf diese oder jene bestimmte Weise thun, passen sie in keinen Roman. Herrn Schütts Personen haben alle nur ein Gesicht, keinen Kopf und kein Herz. Gewiß sehr romantisch!

Romantisch ist ferner, nicht schmutzig zu sagen, wie der profaische Goethe in den Wahlverwandtschaften: „des Abends u. s. w. fort", sondern: Hell und rein, ein schimmerndes Lichtmeer, wölbte sich das Netz des Himmels, mit zahllosen Sternen besäet, und freundlich hieng im Osten die Sichel des Mondes empor und belaubtete mit sanftem Strahl die fernen Gebirge Jerusalems." Einmal, zweimal, dreimal läßt man sich so Etwas gefallen, aber in jedem

Kapitel als neu hören zu müssen, wodurch haben wir das verdient? Doch wie soll man zweihundert Seiten zu Stande bringen, wenn man die Sonnenauf- und Sonnenuntergänge nicht mehr beschreiben darf!

Das Allerromantischste aber, was die admirable Phantasie unsers Dichters am glänzendsten bekundet, ist — man höre — daß der ewige Jude von ihm zum Christen gemacht wird. (Gleich drei Seiten hernach [138] schwört er dessen ungeachtet bei Jehovah.) Wahrlich, kleinlicher wurde diese große Idee noch nicht mißhandelt. (S. 135.)

Der ewige Jude hat noch nie eine elendere Rolle gespielt, was viel heißen will, wenn man z. B. den Ahasver von einem gewissen Herrn Jemand gelesen hat. Erstens ist er entbehrlich zur Entwicklung des Romans oder der historisch-romantischen Erzählung — Ischora könnte eben so gut das Pflegekind eines gewöhnlichen Einsiedlers sein — zweitens ist es höchst abgeschmackt, wenn er den christlichen Helden vor Jerusalem Stellen aus den Homer citirt! (S. 238.) Der ewige Jude und Homer!

Am Ende stirbt der ewige Jude auch noch. Warum? Weil er dem Mörder seiner Pflegetochter Ischora vergibt. „Ahasver, du hast deinen Feinde vergeben an meinem Grabe; die schwere Schuld ist gesühnt, die auf deinem Haupte lastete, und du bist würdig, einzugehen in mein himmlisches Reich. Gott zürnt nicht ewig, darum ruhe sanft, Ahasver.“ Sagt nicht auch Schubart?

Da trat ein Engel hin zu Ahasver
Und sprach: Schlaf süßen Schlaf!
Gott zürnt nicht ewig.

Das Beste ist also nicht einmal Eigenthum des Herrn Doktors! — Es summte mir noch ein anderes Lied in den Ohren, als ich Seite 197 die hyperromantischen Worte der sterbenden Ischera las: „Pflanze eine Lilie auf mein Grab."

Drei Lilien, drei Lilien,
Die pflanzt' ich auf sein Grab;
Da kam ein stolzer Reiter,
Und brach sie ab. La, la, la, la u. s. w.

Das nenne ich Erfindung!

Heinse ist mir ein lieber Schriftsteller, ich genieße ihn immer wieder mit neuem Vergnügen zu lesen, aber die so weit ausgemalte Haremsscene S. 186 u. 187, diese rohe Sinnlichkeit war mir ekelhaft. Ich überlasse jedoch die Bestrafung des Herrn Ado Schütts für diesen Fall seinen etwaigen Leserinnen, denen ich empfehle, nicht weiter, als bis S. 50 zu blättern, wo sie mit ein klein wenig Nachdenken die ganze fernere Geschichte errathen können. Ich wette, jede weiß dort schon, daß das Cyanenauge die Schwester des Helden ist. Nicht?

Karl Rosenkranz.

So geht es Einem, wenn man sich bei dem Conservationslexicon Raths erholt! Schlage ich da den Namen Rosenkranz nach, um mir die chronologische Folge seiner Schriften zu vergegenwärtigen — was muß ich am Schlusse als einzige Charakteristik finden? Seine Kritiken seien ansprechender, als seine übrigen Werke mit ihrem nicht selten dunklen Tone.

Wer nur den Artikel geschrieben haben mag? Bei Rosenkranz von einem dunklen Style zu reden! Wessen Styl soll klar sein, wenn es der tiefes geistvollen Hegelianers nicht ist? Die Wissenschaft und ihre Resultate aus erster und zweiter Hand werden nie aller Welt verständlich sein: die Methode, die philosophische Taktik, durch welche ein Sieg in ihrem Gebiete erfochten wurde, sind nur für die Feldherren und Obersten. Der Gewinnst, die Beute gehören der ganzen Menschheit, den Plan zum Feldzug aber entwerfen und begreifen nur Wenige. Er mag so schön und klar gezeichnet sein, als er will, den Eingeweihten Bewunderung und Entzücken abnöthigen, der Masse bleibt er ein Räthsel, und die Masse ist bekanntlich nur zu gern geneigt zu schelten, was sie nicht versteht.

Wir sind in unseren Anforderungen, populär zu schreiben, viel zu weit gegangen. Indessen kamen dieselben von

einer so achtbaren Seite her und waren sie gut gemeint, daß man es lange nicht über's Herz brachte, feindselig gegen sie aufzutreten. Sie drohen aber nun, wirklich gefährlich zu werden, und es ist an der Zeit, sie in ihre Gränzen zurückzuweisen.

Wer wollte nicht für sein Volk schreiben? Wer nimmt mit der elenden Absicht die Feder in die Hand, nur für eine geistige Aristokratie zu dichten und zu denken? Kein ehrlicher Mann!

Und wehe auch dem unfruchtbaren Geschäft, das nicht als Zielpunkt die Nation vor Augen hat!

Als es in der alten Welt keinen Platz mehr zu geben schien für die Freiheit, erweckte der Herr seinen Diener Columbus, und sandte ihn hin, die neue zu entdecken. Kommt uns Amerika nun weniger zu gut, weil wir nicht alle die Fahrt mit Columbus machen konnten, weil wir nicht alle Etwas von Nautik verstehen? Kommt uns eine Wahrheit weniger zu gut, weil der Weg, auf dem sie gewonnen wurde, nicht allen gleich zugänglich ist?

Hier liegt es. Die Forderung populär zu schreiben, ist sehr gerecht, sobald sie nicht übertrieben wird, populär schreiben im weiteren Sinne soll eigentlich Jeder; alle Forschung soll einen Gewinn abwerfen für die Welt, für die Menschheit; der barbarische Klang der Terminologien ist nur erträglich, wenn keine Scheinheit sich dahinter verschanzt, sondern eine wirkliche Wahrheit sich darein gewandet.

Doch man bezog den mehrgenannten Ausdruck nicht sowohl auf den Inhalt, als auf die Form. Da unterschied

man denn nicht gehörig, was mittelbar und was unmittelbar für ein größeres Publikum bestimmt ist.

Ein Journal wendet sich unmittelbar an die Masse, und die Anforderung an ein solches, dem Ausdrucke sowohl als dem Inhalte nach populär zu sein, ist ganz an ihrem Platze. Etwas Anderes ist es aber z. B. mit einem philosophischen Werke. Nicht jede Wahrheit kann sogleich ein Gemeingut sein. Der Philosoph schreibt zunächst für die auf der Höhe der Intelligenz stehenden und darf sich beruhigen, wenn ihn diese begreifen. Von hier aus gelangt sie erst durch tausend und abertausend Kanäle, selten entstellt, meist geläutert, zu dem Volke. Jedes Ergebniß tieferer Forschung braucht, wenn es nicht verflacht werden soll, seine gute Zeit, ehe es in den Institutionen des Staats, in der Familie sich ein Dasein erobern kann, oder mit andern Worten, ehe es populär wird.

Aus Gold schlägt man keine Scheidemünze; die Forderung, auch das Schönste und Tiefste solle **unmittelbar** für alle Welt sein, ist eine höchst einseitige.

Kämpft an gegen die Unpopularität, kämpft unerbittlich gegen sie, wenn ihr seht, daß sie nur der Deckmantel der Lüge ist; aber schmäht mir unsere Denker nicht, wenn ihr aus ihren Systemen nicht gleich Brod backen kennt!

Es ist an der Tagesordnung, wenn man an Einem bedeutenden Schriftsteller weiter Nichts auszusetzen findet, zu sagen, er schreibe dunkel, unklar, obskurus u. s. w. So mußte denn auch **Rosenkranz** herhalten, Rosenkranz, der in stylistischer Hinsicht eben der einzige Künstler unter allen

Hegelianern iſt. Die Form iſt der Idee bei ihm immer wie angegoſſen; die Sprache, ungeziert, ſauber, ohne übertriebene Reinlichkeit, läßt, wie ein paſſendes Kleid, ſeinen Gedanken vortrefflich: er ſucht nie nach Wendungen, und auch die bekannteſte erſcheint bei ihm als im Augenblicke aus dem Gedanken geboren. Er verräth in ſeinem Ausdrucke ein Geber, wie ich es allen Philoſophen wünſche.

Roſenkranz hatte ſich in früheren Jahren in poetiſchen Produktionen verſucht. Sie waren ſämmtlich kühl, weil ihm der gehörige Fonds von Sinnlichkeit (ich meine hier natürlich das Vermögen, die Farbleſigkeit des Gedankens in plaſtiſche, blühende Gebilde umzuſetzen) fehlte. Sein „geiſtlich Nachſpiel zur Tragödie Fauſt“ iſt lebenswerth ob ſeiner freimüthigen Aeußerungen, ſeine „geiſtlichen Antiphonien“ ob ihres ſpekulativen Gehalts — nur gebricht beiden eben der poetiſche Werth. Roſenkranz iſt ſo aufrichtig, dies ſelbſt einzuſehen. Verloren ſind indeſſen in ſeiner Entwickelung ſolche poetiſche Anſtrebungen nicht; ſein Ausdruck, der für die Poeſie nicht concret genug war, hat in der Proſa eine wohlthuende Friſche erhalten.

Roſenkranz iſt ein encyclopädiſcher Kopf. Er weiß vom Ramayana und Mahabarata ſo gut Rechenſchaft zu geben, wie vom Percival und der Luiſade, von der Naturreligion der heidniſchen Völker ſo gut, wie von Schleiermachers Dogmatik, er hat eine Geſchichte der Poeſie und eine Encyklopädie der theologiſchen Wiſſenſchaften verfaßt, er hat über den Titurel und über Dante, über Spinoza und

Ludwig Tieck geschrieben. Alles läßt eine Fülle von Geist und gründlichen Studien bewundern.

Aber Rosenkranz ist keine primitive schaffende Natur, nur eine begreifende, tief bohrende, die jedem Gegenstand ans Herz dringt. Ich habe ihn schon zu verschiedenen Malen einen Hegelianer genannt und muß hier bemerken, daß er nach Gans und Strauß derjenige unter allen Schülern des verstorbenen Meisters ist, der am wenigsten mit den bloßen Hülsen der neuesten Philosophie um sich wirft, der ihren Geist am deutlichsten erfaßt hat, ihn aber in selbstgeschaffenem Ausdrucke am freiesten wiederverkündet. Die Liebe, mit der er neuerdings die Schriften von Kant herausgegeben, beweist, wie weit er von dem Hochmuthe entfernt ist, der auf Alles, was hinter ihm liegt, mit vornehmem Lächeln zurücksieht. Zugleich ist er ein freundlicher Beschützer alles originalen Wesens und die Anerkennung desselben kann bei ihm bis zur Verläugnung seines eigenen spekulativen Glaubens gehen. Unabhängige Forschung ehrt er zumeist: sein Wahlspruch in religiösen Dingen ist: „Man kann Gott nicht frei und groß genug denken." Und: „Die Philosophie liebt die Freiheit des Denkens, auch im Irrthum."

Rosenkranz hat bereits eine reiche literarische Vergangenheit, und die Frage wäre nun, welche Stellung er sich damit in der Gegenwart errungen. Seine Beziehungen zur Literatur der Jetztzeit sind wärmer und lebendiger, als die eines andern in Hegels Schule Gebildeten. Er versteht sich nicht darauf, jene vornehmen, wenn auch anerkennenden, Grimassen zu schneiden, und ist kalt genug, selbst seinen Freun-

den zum Trotz, den verschmitzten Schriftstellern mit inniger, herzlicher Theilnahme sich zuzuwenden. Wer von den Berliner Herren hätte im Jahre 1836 gewagt, von der Tragödie Nero als einer genialen Produktion zu reden? Rosenkranz hat Solches und Aehnliches ohne Hehl und Scheu in seinem Buche „Zur Geschichte der deutschen Literatur" ausgesprochen.

Rosenkranz ist ebensowohl oder noch mehr der Schüler Herders, als Hegels. Den Ton hat er nicht angegeben, war aber stets darauf bedacht, im besten Tone, der angegeben wurde, zu schreiben. Er ist einer der humansten Geister, die ich kenne. Seine ausgleichende Natur, der übrigens, wo es gilt, auch die Kampflust nicht fremd ist, hat sich überall trefflich bewährt, wo der Fanatismus seine Opfer begehrte.

Rosenkranz hat die Gegenwart nie geläutert — er hat sie zu begreifen gesucht. Er hat nie eine Zukunft getreten, mochte sie in noch so herbem Widerspruch mit seinen Tendenzen und Gefühlen stehen; immer, so zweifelhaft auch ein Autor auftrat, tastete er nach einem Keime, um den sich etwas Wahres ansetzen konnte. Rosenkranz besitzt in hohem Grade, was ich literarischen Muth nennen möchte. Wenn ich vollends sage, daß er Professor in Königsberg ist, so wird man diese Eigenschaft nicht zu gering anschlagen. Auch seine politischen Ansichten sind durchweg edel; ich glaube, Rosenkranz würde schwärmen, wenn — wenn — Still! ich will Nichts verrathen.

Das jüngſte Buch von Karl Roſenkranz ſind ſeine „Studien“ (Berlin, Jonas Verlagshandlung). Sie behandeln durchweg die intereſſanteſten Fragen der Gegenwart — ein Ausdruck, den ſchlechte Schriftſteller beinahe lächerlich gemacht haben —; ſie behandeln dieſelben zum Theil mit einer erſchöpfenden Klarheit, die einen ganz beſondern Reiz hat, wenn man daran denkt, daß die Aufſätze in dem nämlichen Zimmer geſchrieben wurden, von dem aus der katholiſch gewordene Zacharias Werner ſeinen myſtiſchen Nebel über die Welt verbreitete.

Als der wärmſte Kämpe für Geiſtesfreiheit zeigt ſich unſer Verfaſſer gleich in dem erſten Artikel „das Verhältniß des Proteſtantismus zur bildenden Kunſt.“ Man läſtere mir die Genremalerei nicht mehr! Das Alltagsleben iſt ſo gut eine Offenbarung Gottes, als das Antlitz einer Raphaelſchen Madonna. Es lebe der Dorfgeiger von Piſtorius und der Bauerntanz von Schröder! — Es folgen nun verſchiedene Artikel, unter andern eine „Abhandlung über die Emancipation des Weibes, aus dem Standpunkte der Pſychologie betrachtet.“ Wenn das Weib thun ſollte, was der Mann, ſo hätte Gott lauter Männer geſchaffen. Da er aber zwei Geſchlechter geſchaffen hat, ſo kann es unmöglich in ſeinem Plane gelegen ſein, jedem die gleiche Beſtimmung zuzuweiſen. Die Emancipation des Weibes iſt die Ehe; durch die letztere wird es auch dem Schickſal ſeiner Nation einverleibt. Und was das Schriftſtellern anbelangt, wer weiß, ob Sapho durch ihre Verſe oder durch ihre Liebe und ihren Tod berühmt geworden iſt?

Gegen den fünften Aufsatz „eine Parallele zur Religionsphilosophie" dürfte sich mancher Widerspruch erheben. Um so ungetheilteren Beifall wird die „Charakteristik der literarischen Gewissens unserer Zeit" finden. Brave! Das Ausschreiben (Plagiiren) fängt an, wieder so unerträglich zu werden, wie zu Lessings Zeiten.

Auch ein Dichter ist oft berufen, eine Philosophie über sich hinauszuführen, weiter zu bilden. Man lese nur den neunten Aufsatz „Schiller und Kant."

Ueber Ludwig Tieck wurde noch nie mit solcher Detailkenntniß geschrieben, ohne Bitterkeit, ohne Leidenschaft, wie in dem letzten Aufsatze der Indien. Ob es aber wohl mehr als eine originale Ansicht von Rosenkranz ist, Heinrich Heine als geistigen Sprößling Ludwig Tiecks hinzustellen? Ob auch eine wahre? Ich zweifle.

Dichtungen von Hermann Kurtz.

Pforzheim. Verlag von Tennig, Funk und Comp. 1839.

Nein! ich will nicht undankbar sein und nicht schelten, was mich einen halben Tag so angenehm unterhalten. Das Buch hat mich recht angeheimelt. Das ganze Schwabenland duftet Einem entgegen. Nichts Neues für einen Schwaben, aber das Alte und Bekannte gar artig vorgetragen. Die Erfindung hat keinen großen Werth, die Staffage ist Alles. Einzelne Partien müssen für einen Norddeutschen entzückend sein. Der selige Krebsinn idyllischer Beschränktheit ist hier auf die höchste Stufe von Poesie erhoben, die er erreichen kann. Der Styl wetteifert mit dem Drucke, der Schriftsteller mit dem Setzer; man wird verstehen, was ich meine, wenn ich sage, daß im ganzen Buche vielleicht nicht ein Druckfehler aufzufinden ist. Eben so sauber und sorgfältig ist die Malerei, oft nur zu sorgfältig und gleichmäßig, so daß das Bild der Perspektive ermangelt.

Herr Kurtz hat mit allen Idyllendichtern gemein, daß er die Hauptsache in den Hintergrund, die Nebensachen aber in den Vordergrund stellt. Das Küchengeschirr ist immer größer, als der Koch selber.

Dagegen besitzt Hr. Kurtz Etwas, für das ich keinen Namen finde, das nicht Humor und nicht Ironie ist, sondern

zwischen beiden mitten inne steht und die Leser in die behaglichste Stimmung von der Welt versetzt.

Hr. Kurz hat Geschmack. Das will viel heißen, der schlotterigen Schreibart so mancher modernisirender Schriftsteller gegenüber. Aber es ist nicht Alles. Wünsche ich doch fast, er hätte dessen weniger, und dafür etwas mehr Feuer. Er ist erst siebenundzwanzig Jahre alt — wozu dieses scheue Zurückhalten mit jedem Ausdrucke innigster Theilnahme an der Welt Lauf? Noch trifft man in den Produktionen des jungen Dichters etwas Wärme, die Einem wohlthut; ich fürchte, diese Wärme möchte in Kurzem Lauheit werden, die Einem Uebelkeit erregt. So schöne Gaben, so hübsche Talente sollten für die Literatur gerettet werden. Die Liebe der Berge, eine antediluvianische Geschichte und die Kunstkennerschaft verdienen wirklich Beachtung.

Hr. Kurz versuche sich öfter im Trauerspiel; ich denke, er sollte hierin nicht unglücklich sein.

Doch ich werde in den Wind reden. Mit den harmlosesten Dichtungen scheint Hr. Kurz in eine Opposition gegen die ganze neue Literatur treten zu wollen. Was er hier gegeben hat, liest sich, wie schon gesagt, recht gut, und doch sind diese Dichtungen, wenn man das Kind beim Namen nennen will, mehr Stylübungen als Produktionen, die er so bedeutenden Leistungen gegenüber, als in den letzten zwei Jahren von unsern ersten Autoren zu Tag gefördert wurden, in die Wagschaale legen konnte. Wir sollen nicht immer auf Stelzen gehen, — eine alte Wahrheit, — aber

wir ſollen auch nicht mit Gewalt in die Kinderjahre zurücktreten wollen. Beides iſt Unnatur. Hr. Kurtz möge ſich durch die Lobhudeleien einiger Stuttgarter Blätter nicht irre machen laſſen; Berthold Auerbach hat ihm vor zwei Jahren nur aus unpaſſender Abneigung gegen neuere literariſche Richtungen ſo großes Lob geſpendet. Dieſer Familiengeſchichten ſind jetzt genug; er möge ſich an inhaltſchwere Stoffe wagen. Allerdings iſt in jedem Zimmer ein Roman, aber darum noch nicht in jeder Spinnſtube. Ihre Tante iſt jetzt todt, Hr. Kurtz, laſſen Sie dieſelbe ruhen! Namentlich geben Sie auch die wohlfeile Oppoſition gegen Dichter Freiligrath (S. 175) auf! Hier iſt gar kein Grund vorhanden, es ſei denn ein Groll auf Freiligraths Verleger, weil er den Roman „Schiller“ nicht gedruckt hat. — Dem Publikum aber ſei das hübſch ausgeſtattete Büchlein zum Schluſſe noch einmal als eine heitere, vergnügliche Lektüre beſtens empfohlen.

Die deutschen Professoren.

Eine zoologische Abhandlung.

Ja, ihr seid die Leute, mit euch wird die Weisheit sterben. Hiob 12, 2.

Eine zoologische Abhandlung; Ich werde sie anders benennen, sobald man mir beweist, daß ein Professor dem Staate je einen Menschen erzogen hat. Ausgenommen sind, die Herren Professoren Schelling, Schiller, Fichte, Hegel, überhaupt die jungen und alten Celebritäten unserer Nation, die das Unglück hatten, diesen traurigen Namen als Ausbängeschild gebrauchen zu müssen. Es ist das schöne Vorrecht unseres Jahrhunderts, daß es eine Wahrheit nur dann als Wahrheit anzuerkennen hat, wenn sie aus dem Munde eines Patentirten, eines Angestellten kommt. Glaube, Liebe und Hoffnung sind entbehrlich geworden, und Gott selbst existirt nur so lange, nicht die Menschheit, sondern ein Professor es behauptet. Mein Charakter als Bürger, als vernünftiger Mann berechtigen mich heut zu Tage nicht mehr, ohne Hindernisse zu meiner Nation zu reden. Will ich mir einen Einfluß nicht nur auf die guten, sondern auch auf die bösen Geister erobern, so muß ich mich zur Annahme irgend eines Titels oder Ranges bequemen; ich muß einen Laufpaß vom Staate haben, wenn die liebe Jugend, die eine Carriere zu machen gedenkt, mir zuhören soll.

Von zehn Untugenden, die ich beſitze, habe ich immer neun einem Profeſſor zu danken. Wenn ich trotz meinen hochverehrten Lehrern ein Menſch geworden bin, ſo preiſe ich dafür meinen Genius, der ſorgſam über die ihm anvertraute Seele gewacht hat. Mein Feind wird es mir nicht nachſagen können, daß ich einem Profeſſor eine Schuld abzutragen hätte. Ich bin heute auf hundert Sachen ſtolz, für die ich in der Schule Schläge, auf höheren Anſtalten Verweiſe bekommen habe. Der unvertilgbare Spott der deutſchen Jugend, der ſie über ihre Lehrer, allerdings oft recht unhöflich ausgießt, iſt wahr, unendlich wahr. Von dreißig Schülern ſtehen in der Regel zwanzig moraliſch hoch über ihrem Profeſſor.

Sie beſitzen noch, was der letztere vergeudet und verloren hat, die poetiſche Mitgift des Lebens ganz und ungeſchmälert. Sie haben nicht den Foods von Kenntniſſen, wie er — ſehr richtig ſo unbedeutend dieſe oft bei den Lehrern ſind; ſie haben nicht ſeine Erfahrungen, — ſie mögen ſich glücklich ſchätzen; aber ſie haben noch Blut im Herzen ſtatt griechiſcher Partikeln, und ſind noch naiv genug, bei ſich anzufragen, was es ſie eigentlich intereſſiren könne, ob ut den Indicativ oder Conjunctiv regiere.

Warum ſie die blühende Gegenwart aufgeben ſollen, um in eine verwitterte Vergangenheit ſich zurück zu verſetzen? Warum man ihnen Luft und Sonne ſtehle, um ſie auf die ſtaubigen Bänke der Schule oder des Collegiums zu bannen? Daß ſie es den Nachgebornen einſt wieder ſo machen können? Daß ſie ewig nur ein Rad im Kreiſe drehen? Iſt es der

Mühe werth, ſo viel ſchöne Jahre zu verſchleudern, um es endlich nicht weiter zu bringen, als der Herr, der vom Katheder herunter die unfruchtbare Weisheit dreht? Alle Erziehung ſoll nur darauf hinauslaufen, den Menſchen zu einem freien Mann zu bilden, oder vielmehr, da der Menſch ſo lange frei iſt, bis er einem deutſchen Profeſſor unter die Hände geräth, die angeborne Freiheit zu erhalten, zu entwickeln, ihr Inhalt und Fülle zu geben. Nicht, daß ich mein Brod erwerben, nicht, daß ich Juriſt, nicht, daß ich Theolog, nicht, daß ich Mediciner werde, iſt es zunächſt, warum ich lerne, warum ich mir Kenntniſſe ſammle; ich lerne, ich ſammle mir Kenntniſſe zunächſt, um durch dieſe Bereicherung meines Geiſtes mich freier und unabhängiger von den Zufälligkeiten des Lebens zu machen. Der Jüngling denkt früher an das Ideal, als an das Brod; der Profeſſor, wie er ſein ſoll, meinens nur noch an das letztere. Er iſt der treugehorſame Diener des Staats, ſeine erſte Pflicht, dem Staat eben ſo treue, gehorſame Diener heranszubilden. Welches beſſere Mittel findet er zu Erfüllung dieſer ſeiner Obliegenheit, als ſeine Unterthanen, die Schüler, recht bald fühlen zu laſſen, daß ſie zunächſt ſeine, und ſo gradatim immer wieder die Sklaven eines Höheren ſind bis in das religiöſe Gebiet, da auch in dieſem Gott ſtets als ein kleiner Imam geſchildert wird. Das Alterthum iſt dem Profeſſor nur vorhanden, um ihm Gelegenheit zu geben, den Kram von Notizen, die er durch Sitzfleiſch ſich angeeignet, vor den ernannten Zöglingen recht prunkend auszubreiten; die Schlacht von Marathon findet er hübſch, weil

er dabei eine geographische Bemerkung machen kann. Di
Reden des Demosthenes patriotisch, weil sie im reinsten att
schen Dialekte geschrieben sind. Am lustigsten benehmen sie
diese Pygmäen den Männern der Geschichte gegenüber. Fü
den Kammerdiener gibt es keinen großen Mann. Da i
kein Held, an dem sie nichts auszusetzen wissen, und jede
Phantom von einem Professor wird die geistreiche Phra
anbringen: „wäre Hannibal nach der Schlacht bei Cann
nur gegen Rom aufgebrochen!“ Kleiner Hannibal! Groß
Professor!

Heinrich Heine hat diese Weltverbesserer himmlis
gezeichnet in dem Verse:

Zu fragmentisch ist Welt und Leben,
Ich will mich zum deutschen Professor begeben,
Der weiß das Leben zusammenzusetzen,
Und er macht ein verbindlich System daraus:
Mit seinen Nachtmützen und Schlafrocksetzen
Stopft er die Lücken des Weltenbau's.

Die Däumlingsnatur, wie sie sich spreizt und wicht
thut, kann wahrhaftig nicht besser charakterisirt werden. J
so sind die Leute, welche das Elend Deutschlands imm
größer füttern! — Die Eitelkeit eines Professors ist leid
nicht so unschuldig, wie die eines Frauenzimmers, sie
herrisch, eigensinnig, tyrannisch; sie möchte Alles nach s
ummodeln, Alles in das Prokrustesbett ihrer jeweilige
meist ärmlichen Begriffe spannen. Wie manches Talent
durch die Schuld dieser Herren schon untergegangen! W
mancher Keim ward durch ihre sublime Thorheit schon e

nickt! Ein Professor muß ein Steckenpferd haben, und wehe dem, der es nicht mit ihm reitet! Der Professor ist ein Phlegma, und wehe dem, der es nicht mit ihm ist!

Ein junger Mann ist warm und vollblütig, er liebt, das Leben im Prisma der Poesie anzuschauen; zufällig hat er einen Professor der Mathematik, dem seine Erziehung anvertraut ward; er muß ein Stümper in der Mathematik werden, statt daß er es, seiner Anlage nach, vielleicht zum Meister in der Poesie gebracht hätte. Das Talent, Talente zu entdecken, geht einem Professor in der Regel ab. Seine Ruthe ist meistens eine Birken-, selten eine Wünschelruthe. Unsere Jugend wird systematisch zur Lüge erzogen, indem sie das Unglück hat, Köpfen unter die Hände zu fallen, die Alles aus ihr machen, nur nicht, zu was sie von Gottes Gnaden berufen ist.

Haß gegen jede schönere, freiere Lebensnatur ist die Mitgift einer ächten professorischen Natur. Ich kenne einen Lehrer, der es mir heute noch nicht verzeiht, daß ich in einem Collegium über Geschichte als den passendsten Commentar dazu Börnes Briefe aus Paris unter dem Tisch gelesen. Wenn er vollends gewußt hätte, daß die Reden, die beim Hambacher Feste gehalten wurden, in meinem Pulte gewesen wären! Ich schlechter Mensch!

Ein Professor ist ein Allerweltsmann. Er liest mit dem einen Auge den Homer, mit dem andern das Basler Missionsblatt. Unvergeßlicher Mann mit der flanellenen Halsbinde, der du mir einst die Thränen des Achilleus commentirt!

Derſelbe Pietiſt erklärte uns den Sophokles. Durch ihn wäre ich nie zu einer Einſicht in die Oekonomie des griechiſchen Drama gelangt: ich hätte von Sophokles nicht mehr erfahren, als von Livius und Tacitus, von denen ich lange Zeit nur wußte, daß jener mit einem halben, dieſer mit einem ganzen Hexameter anfange.

Ich war gewohnt, bei dem nächtlichen Religionsunterricht mein Licht immer fünf Minuten früher auszulöſchen, als mein begeiſterter Lehrer das ſeinige, und ſo wurde ich bald als ein arger Zweifler bekannt. „Wie ſteht es mit Ihrem Herzen?“ lautete die honigſüße Frage bei der monatlichen Revue. Wie ſteht es mit Ihrem Herzen? d. h. im pietiſtiſchen Jargon: Sind Sie erthodox oder ſind Sie vernünftig? O, Deutſchland hat noch ſeine Originale!

Mein Humor verläßt mich, wenn ich an den letzten Theil meiner Abhandlung denke. Zorn, frommer Zorn führt meine Feder. Ein deutſcher Profeſſor iſt geſchworner Feind aller Politik. Er fand das Beſtehende vernünftig, noch ehe Schelling und Hegel geboren waren. Unterthänigkeit, Kriecherei, Speichellecherei — ein Wörterbuch, ein Königreich um ein Wörterbuch, in dem das richtige Prädikat ſteht! Ich haſſe jeden Cultus, zu welchem der Schneider am meiſten beiträgt; ſo habe ich mich denn aus Eigenſinn in meiner Jugend nie ſchwarz getragen. Da wurde eines Tages eine allerhöchſte Perſon erwartet. Ich hatte ein graues Röckchen an, mein Profeſſor verzweifelte. Ich tröſtete mich mit Napoleon; die allerhöchſte Perſon kam nicht. Wie glücklich war der gute Mann!

Ich hätte für Polen kein Gefühl, für die Edelsten und Unglücklichsten meines Vaterlandes keine Thränen haben dürfen, hätte ich vorher die Erlaubniß eines deutschen Professors nachsuchen wollen. Bete, arbeite und krieche — — es leben die deutschen Professoren!

Deutschlands Unglück.

Produkte sind: Rindvieh, Schafe, Esel, Pferde, zahmes und wild. Federvieh ꝛc.

Cannabis's Geographie.

Gott hat seine Welt, Rußland seinen Schnee, Frankreich seinen Louis Philipp, Herr Ado Schütt meine Kritiken, und Deutschland seine Professoren. Wer ist am unglücklichsten?

Es hat mit diesem zweiten Aufsatze über denselben Gegenstand eine eigene Bewandtniß. Die Feder obgenannten Herrn Ados, meines verehrten Censors, hatte mir bei dem ersten einen großen Liebesdienst erwiesen und mich auf den Gedanken gebracht, eine weitere Ausführung meines Themas möchte eben nicht unpassend sein; der Aufsatz auf den vor-

hergehenden Seiten laborire noch an Dunkelheit. Wenn ich hier also einige wesentliche Züge nachtrage, so mag sich die Welt nicht bei mir, sondern bei dem Gänsekiel in Constanz bedanken.

Der Humor hat mich, wie bereits gestanden, bereits verlassen. Er verläßt mich noch mehr, wenn ich an den Vorwurf denke, den hundert deutsche Leser mir laut und im Stillen machen. Ich höre von braven Leuten und Ehrenmännern munkeln. „Sie sind doch auch jung gewesen und haben Nichts gewußt, und wenn Sie nun Fünfe zählen können, wessen Schuld ist das? Wer hat Sie in den Tempel der Weisheit eingeführt, ehe Sie noch hinter den Ohren trocken waren?" In den Tempel der Weisheit! Ich habe schon einmal in gebundener Rede erklärt, wie wohlfeil ich meine Weisheit abgebe, ich muß dasselbe heute in ungebundener thun.

Nicht Jedermann wird so höflich sein und mich, wie ich es wünsche, per Sie tituliren; da wird Mancher kommen und sagen: „Gut, du hast keine Frau, keine Kinder: Wie willst du reden? Du hast noch nicht ausgegohren; hier aber ist ein gestandener Mann! Warte nur, bis du für Brod zu sorgen hast, und dein hitziges Fieber wird vergehen!" Nein! ich will dieses hitzige Fieber behalten, und daran sterben, ehe ich nach einem Arzt schicke. „Ich habe Frau und Kinder!" Die stündliche Phrase der Vogelscheuchen, die sich Professoren schelten lassen. Als ob auch die Freiheit unter den Pantoffel müßte! Der Teufel hole die Liebe, wenn sie mir die Freiheit nimmt! Aergere dich nur,

meine Schöne! Ich wollte einmal das Uebel Deutschlands an der Wurzel fassen und fand, daß diese Wurzel seine Professoren seien. Und wie tief sie steckt! Die Waffe, sie auszurotten, darf schon scharf sein.

Er wird es hübsch finden, daß Athen eine Republik war, aber strafbar, wenn einer seiner Schüler den Gedanken hat, sie auch in unsern Tagen für nichts so Entsetzliches zu halten.

Das Wort „Ideal" hat schon viel Unglück angerichtet, das meiste aber im Munde eines deutschen Professors. „Es ist wohl etwas Schönes um die Freiheit, aber sie kann nicht so leicht eingeführt werden auf dieser Welt. Die Freiheit ist ein Ideal!" Ein Ideal! Ist denn auch die Luft ein Ideal, die wir einathmen? Ist das Brod ein Ideal, das wir essen?

Wir werden arm und nackt geboren und bringen Nichts mit, als die Freiheit, um ihrer mit Hülfe unserer Lehrer in Bälde wieder los zu werden. Ach! man setzt uns nur auf die Welt, um zu verlieren!

Börne sagt ungefähr, die Freiheit ist Nichts, sie ist bloße Bedingung des Lebens und gibt die Möglichkeit, Alles zu werden. Es ist ein eitel Geschwätz, zu behaupten, man sei nicht reif für die Freiheit. Nein — man kann nicht reif werden ohne die Freiheit.

Großer Börne! Sie werden Deine enthusiastische Logik nie begreifen wollen! Sie werden es nicht glauben, daß die Freiheit nur der Boden ist, in den gesäet werden muß, und nimmermehr die Pflanze, die aus dem Schlamme der

Tyrannei erwächst. Die Freiheit iſt der Boden für Alles, und die Wiſſenſchaft ohne ſie nur ein luſtig Schleß.

O über euer Ideal! Eurem Ideal hat man das Unglück von tauſend Jünglingen zu danken. Ihr habt den edlen Champagner ſo lange gepreßt, bis er die Flaſche gewaltſam zerſprengte. Sie wollten nachholen, was ſie in der Schule verſäumt, und ſie hatten Recht. Man bezahlt ſo Etwas nie zu theuer, und euer Glück iſt eine Metze gegen ihr ſtolzes Unglück.

Ich ſehe voraus, ihr werdet mich unwiſſenſchaftlich ſchelten. Es iſt unwiſſenſchaftlich, von den Menſchen zurückfordern, was uns Gott gegeben, es iſt unwiſſenſchaftlich, die Polen zu lieben und den Coſaken zu fluchen, es iſt unwiſſenſchaftlich, Preßfreiheit zu verlangen, es iſt unwiſſenſchaftlich, das Unglück gegen den Uebermuth des Glückes zu ſchützen. Ihr unwiſſenſchaftlichen Patrioten.

Wappenvögel.

Es iſt nachgerade an der Zeit, auch mit einigen jüngeren Anderen, namentlich mit einer literariſchen Sippe, die ſich in Berlin angeſiedelt hat, ein Wort im Ernſte zu reden. Wenn dies bisher von unſerer Seite aus nicht öfter geſchah, ſo unterblieb es nur, weil wir durch Anlage irgend einer neueren Richtung einer veralteten auch nicht einen Finger hinzubieten geſonnen waren.

Der Frühling iſt uns unter allen Umſtänden lieber, als der Winter; wären die Perſonen, die wir hier im Auge haben, nur jung, recht jung geblieben, ſie hätten bei uns gewiß den thätigſten Schutz und die freundlichſte Anerkennung gefunden. Die Herren Mundt und Kühne haben aber eine Halbheit des Charakters angenommen, die in der Literatur und in der Politik uns gleich verdammenswerth erſcheint. Halbheit des Charakters zieht meiſtens auch eine Nichtigkeit desſelben nach ſich. Die Halbheit in der Politik wird den reinſten Charakter ſchmähen, der über die Minute hinausſieht und mit Hartnäckigkeit ein hoher geſteckes Ziel verfolgt, die Halbheit in der Literatur, die gewöhnlich mit einer Produktionsunfähigkeit verbunden iſt, wird Nichts gewähren laſſen, was mit der Zuverſicht der Genialität auftritt. Wir wollen als Männer dieſen politiſchen und lite-

rariſchen Halbgeſchöpfen keck zu Leibe gehen. Alles oder gar Nichts! Ein halber Freund iſt ein Feind, und zwar ein Feind, der am meiſten zu fürchten iſt.

Das neue Jahr hat natürlich auch wieder eine neue Zeitſchrift hervorgebracht. An und für ſich gar nicht beklagenswerth. Es muß noch manche gute entſtehen, um der Maſſe von ſchlechten Widerpart zu halten. Ob aber dieſe neue Zeitſchrift zu den letzteren oder zu den erſteren gehört? Ob wir an ihr einen Genoſſen finden, der für, oder einen Feind, der gegen uns kämpft? Ich fürchte beinahe, der Pilot („Allgemeine Revue der einheimiſchen und ausländiſchen Literatur- und Volkerzuſtände. Herausgegeben von der Redaktion des Freihafens.") möchte das einſeitige Organ einer literariſch-rückſchreitenden Partei ſein, die lieber ein Ordensbändchen, als ein Märzveilchen ins Knopfloch ſteckt. Der Pilot wird in der Politik gar keine, und in der Literatur nur Eine Farbe haben, die gelbe: die Livree des Neides und der Scheelſucht. Geiſt wird man ihm zuweilen nicht abſprechen können, Charakter jederzeit. Er wird unendlich beſſer ſein, als das Stuttgarter Literaturblatt, beſſer als die Jenaer- und Haller-Literaturzeitung — aber heißt das hoch geſchworen? Der Pilot wird Rede und Antwort geben auf die Fragen des Tages, und nur wenige Autoren, die ihm gar zu verhaßt ſind, mit Stillſchweigen übergehen; — aber trotz dem, daß er in Altona erſcheint, wird er Berlin nie aus den Augen verlieren. Er wird den Adel bekämpfen, aber nicht den Muth haben, als Demokrat ſich zu bekennen. Er wird lieben, wo er haſſen, er wird haſſen, wo er ſich

befreunden, er wird kapituliren, wo er vernichten sollte. Er wird manches Talent unter seine Fahne bekommen, dessen Kräfte auf der Gegenpartei einen würdigeren Spielraum finden würden. Der Pilot wird in der Politik etwas mehr, in der Kritik etwas weniger als constitutionell sein.

Was uns diesen Artikel aus der Feder oder vielmehr aus dem Herzen gelockt hat, ist ein Aufsatz in der ersten Nummer der genannten Zeitschrift mit dem Titel: Aristokratische Literatur, wo endlich einmal dem Herrn A. von Sternberg auf die Finger geklopft wird, leider aber nicht tüchtig genug und auf eine Weise, die wir nicht gut heißen können.

Die Zeit der standesherrlichen Poesie, die Poesie der ersten Kammer ist vorüber: die Poesie hat es fortan nur mit Menschen, nicht mit Wappenvögeln zu thun. Der äußere Glanz, die vergoldete Seelenlosigkeit sind nur negativ noch ein Vorwurf der Poesie; negativ, d. h. wenn sie in ihrer Blöße dargestellt werden, etwa wie der Graf von der Reige in dem Romane Blasedow, der nach dem Grafen Auersperg ohne Zweifel der einzige Graf unseres Jahrhunderts sein wird, der die Unsterblichkeit sich erobert. Der Adel wird seine Hauptrolle, d. h. eine stereotyp-lächerliche, im komischen Romane spielen. Die Zeit ist vorbei, wo man dem Untergang eines hohen Geschlechtes, dem Untergang einer Rococowirthschaft sentimentale Thränen nachweinte. Ich sehe gar nicht ab, warum mich ein Elend zwischen vier kahlen Wänden nicht eben so rühren sollte, als ein Elend vor venetianischen Spiegeln. Außendinge machen noch keine

Poeſie — dieſe Gräfchen und Barönchen, deren ganze Genialität gewöhnlich in der geſchmackvollen Haardreſſur oder der Schleife ihrer Halsbinde liegt, bleiben nach wie vor höchſt unintereſſante Figuren, wenn ihrer Zeichnung auch ein ſo eminentes Talent, wie das des Herrn von Sternberg unläugbar iſt, geopfert wird.

Die ariſtokratiſche Literatur ſchloß mit Walter Scott auf eine großartige Weiſe ab. Es iſt ein Mord an unſerem Jahrhundert, länger in dieſer Manier fortzudichten. In dieſer Manier! Wenn dies nur der Fall wäre! Wenn ſie nur ſchrieben wie Arnim, wie Walter Scott! Wenn ſie nur auf den Menſchen, und nicht auf den Stand den Nachdruck legten!

Das ächte Mittelalter hatte ſein Recht in der Geſchichte und Poeſie; das moderne Mittelalter iſt etwas Gemachtes und ſo wie es z. B. in den Romanen des Herrn von Sternberg auftritt, geradezu unſittlich. Warum man doch dem bloß formellen Talent dieſes Schriftſtellers ſo viel Theilnahme geſchenkt hat! Ihm, der unſern großen Leſſing nicht anders, denn als Verleſer zweier ariſtokratiſchen Zierpüppchen zu ſchildern verſtand! Was hat Sternberg mit ſeinen Papagaien in der Literatur zu thun?

Nicht die Skeptiker mit ihren aus blutendem Herzen geborenen Poeſien, ſondern jene Herren, die ein dem Gericht der Geſchichte anheimgefallenes geſellſchaftliches Element aufrecht zu erhalten ſuchen, ſind die eigentlichen Verführer des Volkes. Ein Geſchlecht, das ſich durchweg von der

Neige ſchreibt, noch liebenswürdig ſchildern wollen! Es gibt auch poetiſche Jeſuiten!

Was ſoll dies ewige Lauern auf gnädige Blicke von oben? Ich will Euch einen Dichter, einen ächten Dichter, Robert Burns, zur Lektüre anrathen. Es erſcheinen gegenwärtig nicht weniger als drei Ueberſetzungen von ſeinen Gedichten, darunter eine von Gerhard und eine von Freiligrath. Ich wollte, es erſchienen deren zwanzig. Prägt Euch nur die drei Verſe von dem Liedchen „Bei alledem!“ ein, die ich zugleich als Empfehlung der trefflichen Ueberſetzung von Gerhard hieher ſchreiben will:

Nicht weil du arm biſt, ſenke ſcheu
Die Wimper, Freund, bei alledem!
Geh vor der Sklavenbrut vorbei,
Wag's arm zu ſein, bei alledem!
Bei alledem und alledem,
Bei niederm Stand und alledem!
Rang iſt der Münze Stempel nur,
Der Mann das Gold bei alledem!

Mit magrer Koſt und lautrem Trunk
Und grobem Rock und alledem,
Laß reichen Thoren Seid' und Prunk,
Der Mann iſt Mann bei alledem.
Was frommt der Glanz bei alledem,
Der Flitterſtaat bei alledem?
Der Arme, wenn er redlich denkt,
Iſt König doch bei alledem.

Wie spreizt sich jener stolze Lord
Mit Park und Schloß und alledem!
Und flögen Hundert auf sein Wort,
Er bleibt ein Geck bei alledem!
Bei alledem und alledem,
Bei Band und Stern und alledem!
Steht höher doch der brave Mann,
Als mancher Schuft mit alledem!

Und nun ein Wort mit Ihnen, Herr Mundt, der Sie doch wahrscheinlich den fraglichen Artikel in Nummer 1 des Piloten verfaßt haben!

Zuvörderst unsern Dank, so wenig wir uns mit Ihrer neueren Richtung befreunden können! Sie haben auf Ihrem Standpunkte viel gewagt, daß sie der Frau von Paalzow und dem Herrn von Sternberg die Meinung gesagt haben. Wenn nur der Anfang Ihres Aufsatzes dem weiteren Verlaufe desselben keinen solchen Eintrag thäte. Es scheint, als hätten Sie selbst eine Feder aus dem Flügel eines Wappenvogels in der Hand gehabt! Sie schreiben: Man hat an der neuern deutschen Literatur das überwiegend demokratische Element hervorgehoben, und dieser Verdacht, sei er begründet oder unbegründet, ist größtentheils die Ursache, weßhalb unsere Literatur mehr als jemals isolirt und ohne Begünstigung dasteht, in einem Lande, in dem gleichwohl die besten Lebenskräfte einzig und allein in die Literatur hineingedrängt werden, ohne andere Auswege der Thatkräfte." Sie bedauern also, daß die neuere Literatur demokratisch ist? Wollen Sie ein Zeitalter Ludwig des

Vierzehnten? Die Literatur muß noch viel isolirter werden, um mit dem Volke gemeinschaftliche Sache zu machen! Ich will keine Tendenzpoesie; das Ewige ist immer Tendenz. Der politische Glaube entschuldigt einen ästhetischen Fehler nur halb. Seid ächte Dichter und ihr seid immer auf der Seite der Oppositionen! Zwischen einer mexicanischen Venus und einer Republik herrscht innigere Verwandtschaft, als ein Handbuch der Aesthetik uns nachzuweisen vermag.

Geschichte der deutschen Nationalliteratur von ihren ersten Anfängen bis auf unsere Tage.

Von Dr. Ludwig Wihl. Altona, Karl Aue. 1840.

Daß mir doch Gott nicht die Seele eines deutschen Professors gegeben, die jedes Gefühl immer hübsch hinter Schloß und Riegel zu halten versteht! Daß ich beharrlich mein Herz höher trage, als meinen Kopf! Daß tausend fremde, aber liebe Gedanken in mir sich kreuzen, wo die Wissenschaft nur Einen im Auge behält!

Die wohlfeilste Kritik ist, mit dürren Worten dem Leser zu sagen, das und das steht in dem Buche, und von Seite 1

bis Seite 100 oder 1000 einen möglichſt getreuen Aus
zu geben. Ich haße dieſe Art von Kritik, wenn ſie ni
den Zweck der Widerlegung hat, den Zweck, einen Au
Stück für Stück tot zu machen, was auch in unſern Bl
tern ſchon verſucht worden iſt. Was iſt dieſe Kritik in
meiſten Fällen anders, als eine neue Sorte von Nachdru
die wir hauptſächlich unſern vielbelobten wiſſenſchaftlic
Journalen zu danken haben? Sie iſt ſo bequem — freili
Man erſpart dem Publikum eine doppelte Mühe, erſte
das Buch zu leſen, und zweitens, das Buch zu kaufen.

Meine Ueberzeugung von einer wahrhaften Kritik g
dahin. Die erſten Fragen, welche ein Kritiker, wie er
ſoll, an ſich zu richten hat, möchten ungefähr ſein: Wel
das Buch, was ich vor mir liegen habe, ein wirklich ne
fruchtbarer Gedanke? Iſt es das Werk eines Genies,
Offenbarung einer originalen Menſchennatur? Oder ab
Iſt die Seele des Buches ein alter Gedanke, der nur n
reicheren Beziehungen, in *formell* eigenthümlicher W
hier entwickelt wird? Welches iſt die Stellung, die es
Ganzen der Literatur, die Stellung, welche es zur Zeit
nimmt? Um welchen Gedankenkern des Jahrhunderts ſch
es als Kryſtalliſation an? Welchem Bedürfniſſe kommt
entgegen? Wird keine Sünde gegen die Wahrheit — a
auch: wird keine Sünde gegen die Schönheit begangen?

Der Kritiker ſoll kein trockener *Referent* (ein W
druck, den man endlich abſchaffen möge!) ſein, der haarf
Alles wiederkäuet, er ſoll öfter die Stimmgabel, als
anatomiſche Meſſer führen. Der Kritiker iſt der Vorr

ner der Bücher; seine Aufgabe, zum Verständniß derselben empfänglich zu machen, die literarischen Erscheinungen ihrer Vereinzelung zu entnehmen und mit den übrigen Thatsachen der äußeren und inneren Welt in Zusammenhang zu bringen, daß bloße Unterhaltung suchende Publikum vor der Lüge in goldenen Worten zu warnen und auf die Schönheiten ohne Schminke und Flitter hinzuführen.

Eine Kritik soll reizen, soll locken. Ihr erstes Geschäft ist, dem Buche seine Stelle anzuweisen; was aber das Detail anbetrifft, so soll sie mehr andeuten und die Neugierde erregen, als in breiten Ausführungen sich erschöpfen. Ein gutes Buch muß gekauft werden. Seit die Dichter wenigstens verschmähen, in erlauchten Zirkeln sich auffüttern zu lassen, ist dies die einzige Protektion, auf die sie mit Recht Anspruch machen können. Wenn das Genie das Elend des Lebens mit einer tüchtigen Taufe der Natur euch abgespült hat, so dürft ihr wohl auch das Eurige dazu beitragen, die Kunst vor dem Handwerk zu bewahren, d. h. durch Eure Theilnahme den gottberufenen Dichter in den Stand setzen, der bloßen Existenz wegen bei einem zweiten Werke sich nicht übereilen zu müssen. Man gibt so viel aus für Pferde und Hunde, so wenig für Bücher, wenn es nicht etwa Tiedges Urania oder Witschels Abend- und Morgenopfer sind. Die rechten Leute, Euch zu helfen! „Sein und Werden — seid ihr Dunstgebilde" (Urania) das ist Poesie für das Haus!

Die Kritik, wie sie von Leuten, die nicht genug Geld verdienen können, betrieben wird, schadet der Produktion un-

gemein. Wenn eine Sammlung von hundert Gedichten zwanzig Zeilenpaaren hindurch beſprochen wird, auf die man ſie geradezu ſämmtlich abdrucken könnte, wer wird das Büchlein kaufen wollen?

Ich glaube ſchon die Bemerkung gemacht zu haben, daß Bücher, von denen in den Journalen am wenigſten die Rede war, die meiſten Auflagen erlebten. Fragt einmal den Herrn Buchhändler Vaſſe in Quedlinburg!

Die Kritik eines Buches ſoll zunächſt deſſen Steckbrief ſein, eine phyſiognomiſche Zeichnung. So haben Nabel, Heine, Börne, der Verfaſſer des Buches, „Götter, Helden, Don Quixote" kritiſirt. Man wird ferner einem Buche oft größeren Vorſchub leiſten, wenn man über den darin behandelten Gegenſtand ſeine Meinung ausführlicher, als die Meinung des Autors, den man eben vor ſich hat, darlegt. Dadurch allein hebt ſich auch die Kritik über eine Buchhändleranzeige. Pagina für Pagina durchzugehen, iſt für den Recenſenten ſehr bequem und für den Leſer ſehr langweilig. Das Schlagende, Blitzartige thut mehr Wirkung, als die breite Umſtändlichkeit eines ſchwerfälligen Denkproceſſes.

Was ſollen aber alle dieſe Bemerkungen bei der Anzeige einer Literaturgeſchichte? Gott! ich bin ein ſo ehrlicher Deutſcher, daß ich mich ein für alle Mal entſchuldigen zu müſſen glaubte, wenn ich zuweilen über die Schnur haue und ſcheinbar ungehörige, aber abſonderliche Gedanken einzuſchmuggeln trachte. Ich ſehe nun mit Schrecken, daß aus den zwei Worten, die mich rechtfertigen ſollten, eine Abhandlung über die beſte Art zu kritiſiren geworden iſt.

Ich wollte sagen — und das war eben das Unwissenschaftliche, für das ich die Nachsicht meiner Leser zu gewinnen suchte — ich wollte sagen, die Lektüre einer Geschichte der deutschen Literatur erfülle mich immer mit einer gewissen Wehmuth, weil ich dabei immer an eine gewisse Dummheit denke. Meine bärtigen Vorfahren sollen so reif gewesen sein zur Freiheit, und ihren geschniegelten Nachkommen will man einreden, sie seien es noch lange, lange nicht. Ueberreif, faul, das ließe ich mir gefallen! Aber noch nicht reif, und so alt!! Lese ich vollends von den Kenigen, die so wert- und hantfest waren, die im Rathe so viel beherzten Widerstand gefunden, die eine hübsche Schäferin einer goldenen Puppe vorgezogen, von den tapfern Burgundern, die lieber ihr Leben, als ihre Ehre verlieren wollten — — deutsches Volk, studire deine Literatur!

Ueber die gesammte Literatur schwebt, als über einzelne Abschnitte derselben wurde seit 1830 mehr geschrieben, als früher in fünfzig Jahren. Wir wenden alle erdenklichen Mittel an, um über die Gegenwart uns aufzuklären, und steigen zu diesem Zweck selbst in die Gräber. Jede Zeit hat nicht nur ihre eigene Geschichte, sondern auch ihre eigene Ansicht von der früheren Geschichte. Die Vergangenheit hat in jedem Jahrhundert einen neuen Sinn.

Nicht nur die Politik, sondern auch die Literatur suchte ihre Befreiung vom Mittelalter. In diesem Sinne wurde von Heinrich Heine die romantische Schule, von Gervinus die Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen geschrieben. Rosenkranz in seiner Ge-

ſchichte der deutſchen Poeſie des Mittelalters lieferte eigentlich mehr blos das Material, den Feind, der zu bekämpfen iſt, als daß er ſelbſt in einen nachdrücklichen Kampf ſich eingelaſſen hätte.

Heine und Gervinus haben größere Verwandtſchaft mit einander, als namentlich der letztere zugeben wird. Beide verfahren überall nach der ſubjectivſten Willkür, die man ſich denken kann. Gervinus ſteht unendlich mehr Wiſſen zu Gebot, als Heine: Heine beſitzt mehr poetiſchen Takt, als Gervinus. So hat denn dieſer mit all ſeiner Gelehrſamkeit tauſend Mißgriffe gethan, welche jener gar glücklich vermieden hat. Die Bücher von Gervinus ſind nur mit großer Behutſamkeit zu leſen. Ich will außer ſeiner Literaturgeſchichte hier an ſeine Arbeit über den Göthe'ſchen Briefwechſel erinnern, die in der Poeſie nur an dem Buche von Hermann Marggraff „Deutſchlands jüngſte Cultur- und Literaturepoche" einen Rivalen findet. Wie wenig Gervinus zu einem Verſtändniß der Gegenwart ſich aufzuſchwingen vermag, beweiſen ſeine an Fanatismus gränzenden Urtheile über Ludwig Börne.

Die mittelalterliche Poeſie iſt eine exotiſche Pflanze, von hundert nicht deutſchen Elementen aufgenährt. Man wird die Literatur des Mittelalters ſomit am beſten bekämpfen, wenn man nachweiſt, daß ſie nicht deutſch iſt. Undeutſch ſind nur die Gedichte des aſiagothiſchen und burgundiſchen Kreiſes, der König Rother, das Heldenbuch und der Nibelungen Not; urdeutſch die Dichtungen

welche vor der Civiliſation durch das Chriſtenthum entſtanden, wenn auch nicht ſchriftlich aufbewahrt wurden.

Dies hat man wohl im Auge zu behalten, und Gervinus iſt hierin vortrefflich. Die Arbeit der deutſchen Poeſie iſt eine und dieſelbe mit der Arbeit des deutſchen Volkes. Sie hat ſich von jeder Abhängigkeit los zu machen, in die ſie durch das Mittelalter gebracht wurde. Sie ſoll weder durch kirchliche, noch durch ariſtokratiſche Intereſſen beſtimmt werden; und wer die Gegenwart nicht läugnen, ſondern begreifen will, wird eben in der ſchrankenloſen Subjektivität der Poeſie ſeit der Julirevolution den Kampf derſelben für ihre Unabhängigkeit anerkennen und zu würdigen wiſſen. Iſt etwas poetiſch, ſo iſt es gut: es braucht weder im Dienſt einer Kirche, noch einer Kaſte zu ſtehen. Poeſie iſt ſelbſt Religion.

Da aber das Mittelalter unläugbar ein nothwendiges Moment im Gang der Weltgeſchichte war, der Einzelne aber immer ein Kind, der Dichter zugleich das Organ ſeiner Zeit iſt, ſo iſt es von Gervinus höchſt ungerecht, gerade den größten Dichtern des Mittelalters allen, ſelbſt relativen Werth abzuſprechen. Nein — das Mittelalter hatte ſeine großen poetiſchen Genies ſo gut als unſere Zeit. Ihr Werth wird nur wie der Werth aller Menſchen kleiner, wenn man ſie als bloße Welle im ewigen Strom der Geſchichte betrachtet. Der Menſch will aber auch im Spiegel ſeiner Zeit, nicht nur im Spiegel des Abſoluten geſehen werden. Triſtan und Iſolde vom Meiſter Gottfried bleibt immer

eine liebliche Dichtung, mag ſie Gervinus zehnmal weichlich und frivol ſchelten.

Der rothe Faden, der den modernen Geſchichtſchreiber durch das Gebiet der deutſchen Poeſie leiten muß, iſt allerdings die Tendenz der letzteren, ſich von Allem, was nicht ſie ſelbſt iſt, von allen fremden Einflüſſen zu befreien, namentlich ſich von dem Mittelalter zu emancipiren; dabei aber vergeſſe er ja nicht, jede große Subjectivität gebührend zu ſchonen. Wolfram von Eſchenbach hatte ſo gut ſein Recht, zu exiſtiren, als Wolfgang Goethe. Weil man ein erhabenes Ziel vor Augen hat, darf man den Weg, der dahin führt, nicht in die Taſche ſtecken, wenn man ihn zurückgelegt. Er wird immer manche ſchöne Ausſicht darbieten. Gegen die Zukunft gerecht, aber gegen die Vergangenheit nicht ungerecht!

So oft auch bei Heine der Blitz zum Kobelt wird — wenn ich ſein Buch nach der Wirkung auf die Maſſen betrachte, ſo muß ich es unbedenklich dem Munter gelehrter Arbeit von Gervinus vorziehen. Heine hat ſich in den letzten Jahren mit ſeinem Leipziger Generalſtabe von dem Wahlplatze weggeſchlichen; er hatte aber immerhin einmal gewaltig mitgefochten in den poetiſchen Schlachtreihen der Neuzeit. Die Herren Ludwig Tieck und Wilhelm von Schlegel wiſſen davon zu erzählen.

Die Sympathien des Herrn Gervinus ſind nicht ſo jugendlich; ſo gut er die Helden, unſere ehrbaren Altvordern, kennt, ſo wenig Theilnahme und Verſtändniß beweiſt er an uns ſelbſt, ſeinen chriſtlichen Mitbürgern. Die Gottinger

gelehrten Anzeigen machen es eben so. Als Partisan der jungen Literatur will ich diese Sünde gegen dieselbe bedecken, wiewohl ich gestehe, nicht zu begreifen, warum man Todten mit so gelehrten Zaubersprüchen aus den Gräbern scharrt, wenn sie den Lebenden auch nicht ein Räthsel zu lesen wissen. Nur eine Kleinigkeit sei noch bemerkt.

Es ist freilich am Ende einerlei, ob ich einen Feind mit Keulen oder mit Fliegenklatschen todtschlage. Doch will uns **Heines** poetische Strenge besser gefallen, als die prosaische des Herrn **Gervinus**, welche dem romantischen Mittelalter, allerdings aus löblichen Absichten, so übel mitgespielt hat. Die Pfeile, mit denen **Heine** schießt, sind dieselben, die Apollo über die Kinder der Niobe gesendet, anständige, poetische Pfeile. **Heine** läßt sich in seinem Buche so wenig wie **Gervinus** von der reizenden **Lüge** rühren. Man hört **Heine** hundertmal sagen: „Ein falsches Kind!“ hingegen aber auch hundertmal hinzusetzen: „Aber schön!“ Bei **Gervinus** kommt zu oft das écrasez l'infame: was er in dem Himmel seiner Ideen nicht unterzubringen weiß, wird ins Feuer geworfen. Leider befindet sich viel gutes grünes Holz dabei.

In die neueste Literatur ward von denen, die sie gemacht haben, mancher tiefe Blick gethan. Aber die Gegenwart wird nur halb begriffen ohne die Vergangenheit. Hier haben wir denn voluminöse Werke die Menge, die aber alle entweder bloße Anhäufung von Material oder mit einseitiger Vorliebe für diese oder jene Partie der poetischen Geschichte des deutschen Volkes geschrieben sind. Die **Aufgabe** der

deutschen Literatur ist nirgends dringend genug hervorgehoben, das Streben, diese Aufgabe in jedem Moment ihrer Lösung näher zu bringen, nirgends anschaulich vors Auge gerückt. Welcher ewige Gedanke ist es, der bald mehr, bald weniger deutlich in unserer Poesie nach Offenbarung ringt? Welche Fäden verknüpfen dieselbe mit der Poesie nicht-deutscher Nationen, mit der übrigen Arbeit des menschlichen Geschlechts, mit dem Absoluten selbst? Welches ist der Nexus zwischen heute und gestern, zwischen heute und morgen, zwischen morgen und der Ewigkeit?

Alles Reden von Gestern ist nur ein Kommentar zum Heute; mein Recht, heute zu existiren, habe ich im Dasein, in der Existenz des Gestern. Die so vielfach angefochtene junge Literatur mußte, um sich Bahn zu brechen, sich auch nach Geschichtschreibern umthun: sie mußte mit Gelehrsamkeit, mit Gründlichkeit beweisen lassen, wie die deutsche Literatur Schritt für Schritt auf ihren jetzigen Standpunkt hindrängte, so ganz eigentlich nach ihm rang. Eine gute Literaturgeschichte muß die beste Apologie der neuen Literatur sein.

Die deutsche Poesie steht ihrem Ursprunge wieder nah. Voller und reicher gewerden im Verlauf der Zeiten, scheint sie zu ihrer Quelle zurückkehren zu wollen. Sie hat beinahe die Freiheit sich erobert, die sie zur Zeit der Abfassung des Nibelungenliedes behauptete, sie will blos noch sich selber, damit freilich aber im reinsten Sinne der Menschheit dienen. Die Subjectivität auf ihrer Spitze hat wieder tausend Berührungspunkte mit dem Naiven.

Zwei junge Schriftsteller haben zu gleicher Zeit beinahe sich ans Werk gemacht, für die neue Literatur durch die Geschichte der Nationalliteratur von ihren ersten Anfängen an eine Apologie zu schreiben. Heinrich Laube ließ schon am Schlusse des vorigen Jahres zwei starke Bände erscheinen; von Ludwig Wihl erhalten wir im Augenblicke das erste Heft einer ähnlichen Arbeit; ähnlich dem Stoffe nach, den sie behandelt, was den Gehalt betrifft, nach unserer Ansicht über der von Laube stehend, der im Haschen nach originellen Wendungen statt manches tiefsinnigen Gedankens sich und seinen Leser sehr unklar wird. Aus Liebe zu der ungeschminkten, gesunden Darstellung Ludwig Wihls beginnen wir mit der Beurtheilung des an der Spitze dieses Aufsatzes angezeigten Buches.

Ludwig Wihl hat sich in den letzten Jahren als Lyriker sehr bemerklich gemacht. Der leichte Klingklang war ihm in der Seele zuwider, die ordinären Gefühle unserer Schmetterlinge erdrückten ihn. Er wollte die Tiefe der Seligkeit oder die Tiefe des Schmerzes, der Verzweiflung. Der Schüler Schellings rief der Lyrik die Spekulation zu Hülfe; er incarnirte, er verkörperte Paragraphen der Philosophie. Bald gelang es ihm, bald auch nicht, immer aber bewahrte es ihn vor der unausstehlichen Gewöhnlichkeit. Es scheint mir, als habe er in neuester Zeit bei seinen Gedichten mehr in seine eigene Brust gegriffen, als in die Philosophie; eines der schönsten Lieder, die ich kenne, ist gewiß die „Versöhnung" von Wihl, die, so viel mir bewußt ist, im Morgenblatte abgedruckt war.

„Ludwig Wihl iſt nicht nur ein höchſt beachtenswerther Lyriker, er iſt auch ein feiner Kritiker, der ſeine perſönlichen Sympathien und Antipathien meiſterhaft zu beherrſchen verſteht. Er iſt den Beſten ſeiner Zeit liebend zugethan und muß auch ſeine Gegner durch ſein humanes Weſen beſchämen. Wenn er nicht vorzugsweiſe ein poetiſches Gemüth hätte, er könnte als Gelehrter prunken.

Ludwig Wihl hat ſich im Alterthum wie in den neueſten Zeiten tüchtig umgeſehen und iſt mit vollem Ernſt an ſeine Arbeit gegangen. Er benützt Kenntniſſe die Fülle, ohne ſich den Anſchein davon zu geben, was Einem gerade beim Leſen dieſes erſten Heftes, das mit einer Analyſe des Parcival ſchließt, ſo wohlthut. Studium, gründliches Studium, wo man hinblickt, und doch nirgends ein Sichverlieren im Detail, eine einſeitige Hingabe an eine lockende Partie. Die Art, wie der Verfaſſer unſere frühere Literatur geſchildert, gibt eine ſichere Bürgſchaft für ſeine Ehrlichkeit in Beziehung auf die neuere. Ein Streiter für die Unabhängigkeit der Poeſie, taſtet er überall den ächt deutſchen Kern heraus. Er iſt hart, aber gerecht gegen die Bearbeitung ausländiſcher Sagen (ohne ſo weit zu gehen wie Gervinus), namentlich gegen den verderblichen Einfluß der Ritter-Romane, die Geſinnung wie Poeſie zu Grunde richteten, und wendet ſich mit Vorliebe dem Sagenkreis urdeutſcher volksthümlicher Dichtungen zu. Die Poeſie gilt ihm nur für ächt, ſo lange ſie in den Händen des Volkes war; ihr Verfall datirt ſich von dem Augenblick, da ſie in die Hände der Geiſtlichkeit überging, von denen aus ſie in

die des Adels gerieth. Dabei verkennt er mit Recht keineswegs, wie diese Uebergänge nothwendig waren. Ein eigenthümliches Verdienst von ihm ist die strenge Auseinanderhaltung der Troubadours und Minnesänger, eine Auseinanderhaltung, der wir hier zum ersten Mal mit solch trefflicher Motivirung begegnen. Die Minnesänger beschäftigen sich beinahe gar nicht mit Politik; die politischen Sprach- und Streitgedichte bilden einen Hauptbestandtheil der provenzalischen Poesie. Die Stimmung zur Reformation sprach sich nirgends so frühe aus, als bei den Provenzalen. Die ganze Partie im Buche ist ungemein interessant.

Sehr willkommen muß man auch die gelungene Bearbeitung des Hildebrandliedes in achtzeiligen Strophen heißen, die am betreffenden Orte eingeflochten ist. Wir werden nicht ermangeln, beim Erscheinen weiterer Hefte augenblicklich Nachricht zu ertheilen und die Stellung des Werkes zu anderen Literärgedichten, so wie namentlich zur neuesten Literatur näher zu erörtern. Die Versicherung können wir einstweilen geben, daß das Buch dem Unterrichteten wie den Laien gleichviel Genuß verschaffen wird.

Warten wir in Geduld ab, ob der Verfasser die Aufgabe, die er sich Seite 13 gestellt hat, zu allgemeinster Befriedigung lösen wird. Ich zweifle keineswegs daran.

Er sagt: „Die griechische und jüdische, die orientalische und occidentalische Weltanschauung machen die Grundlage der heutigen Bildung aus, die sich eine Versöhnung, eine Neutralisation derselben zur Aufgabe

gestellt hat; und dieß ist der Faden, der mich durch da
Labyrinth der Sprachen und der Literaturen führt."

Wir haben vor der Hand Nichts beizufügen, als de
Wunsch, die Persönlichkeiten nicht zu sehr unter dem Zwan
bloßer Begriffe leiten zu lassen und wohl zu bedenken, da
der Herr über Nacht kommen kann, und Ein Genie vielleich
aller Berechnungen und aller Schranken, in die man e
bannen will, spottet.

Salon und Hütte.

Was liegt im Grunde daran, ob unſere Leſer von einem Buche mehr oder weniger Nachricht erhalten? Nachricht erhalten? Ich wollte ſagen, ausführliche Nachricht. Wir werden gegen die Geiſter, die zuletzt doch die Tröſter der Menſchheit bleiben, gegen die Dichter, immer ſo galant ſein und keinen ihrer Laute, wenn er nur etwas beſſer klingt, als Geld, verſchwelgen. Aber wozu, wie ſo manches ehrbare deutſche Journal, ganze Opernbücher für Eine Note ſchreiben? Wozu Abhandlungen über Eine Sache, wenn es über tauſende zu ſprechen gilt? Für das Beſte iſt eine Gloſſe zu viel und ein Commentar von zwanzig cenſurfreien Bogen zu wenig.

Die Zeit drängt und heißt kurz ſein; wir müſſen uns nicht nur über die Thatſachen der Gegenwart, ſondern auch über die geheimnißvollen Mütter der Zukunft, die Ideen, orientiren. Es liegt wieder Etwas in der Atmoſphäre, das ſich wahrſcheinlich über die Erde hin entladen wird. Der Hahn ſcheint zum dritten Mal krähen zu wollen, und Petrus wird ihn nicht zum dritten Male verläugnen. Die

deutſchen Diſteln werden noch Trauben tragen, und ich fürchte ſchier, die Brabanter Elle möchte diesmal zu kurz ſein, um die gewonnenen Stücke auszumeſſen.

Salon und Hütte! Ein Thema, das unter andern Titeln ſchon öfters von uns beſprochen wurde, und dem wir heute einige neue Seite abzugewinnen hoffen. Die Geſetze der Schönheit ſind ewige, und das formelle Element der Poeſie wird von den ſocialen Stürmen am wenigſten zu leiden haben. Im Gegentheil, je freier die Welt wird, deſto ſtrenger wird vielleicht die Aeſthetik. Jetzt, wo wir den ganzen Tag über Zeit haben, uns zu erholen, ſind unſere Anſprüche am Abende beſcheidener. Wenn wir erſt ringen und ſtreiten bis Sonnenuntergang, wird unſere müde Seele auch eine tüchtigere Portion Schönheit verlangen.

Die Literatur wird mit unſerm ſocialen Fortſchritt herrlicher erblühen, als je, aber auch die Anforderungen an ſie werden größer ſein, als zu irgend einer Zeit. Ich kenne Geiſter, die gelehrter Dünkel jetzt ſchon ſchmäht, und ſie werden gewiß einſt der Stolz unſerer Nation.

Die Geſetze der Schönheit werden dieſelben bleiben. Ja! das mögen nur einige Schriftſteller, die ich vor Augen habe, wohl bedenken. Die Freiheit darf keine Grimaſſen ſchneiden! Herold hat ein Gedicht „Luther" veröffentlicht, das beſſer im Pulte oder noch beſſer in der Feder geblieben wäre. Man muß auch gegen Leute verwandter Geſinnung ehrlich ſein, wenn ſie Mißgriffe thun. Sollen wir denn lügen unter einander oder Karrikaturen ſchön heißen, weil ſie zufällig einige Flüche donnern, die auch uns ſchon

ntfahren ſind? Doch — mit jeder Wahrheit bekommt man einen neuen Feind auf den Hals. Sei's! Da wurde uns noch ein anderes Buch zugeſandt: Ecce Homo u. ſ. w. von Blumenfeld. Es iſt in Venden gedruckt und, wie es ſcheint, in Bedlam verfaßt. Herr Blumenfeld glaube nicht, daß wir in unſern Forderungen gemäßigter ſind, als er; aber wir werden nie den Wahnwitz zum Champion der Freiheit machen. Der Wahnwitz kann nicht einmal deutſch ſchreiben. Das hat Herr Blumenfeld bewieſen; die Phantaſie eines Zelterknechts gehört dazu, um die Lektüre dieſes Buches ohne Beben und Zittern zu ertragen. Die Blumen, die in die Darſtellung verflochten ſind, ſcheinen auf Gräbern gewachſen und duften alle wie Armeſünderblumen.

Erquickend, wahrhaft erquickend ſind dagegen Bücher, wie das längſt erwartete von Venedey, das wir in den nächſten Tagen beſprechen werden. Es führt den Titel: „Römerthum, Chriſtenthum und Germanenthum, und deren wechſelſeitiger Einfluß bei der Umgeſtaltung der Sklaverei des Alterthums in die Leibeigenſchaft des Mittelalters. Frankfurt, Meidinger." Wenn wir auch noch die Gelehrſamkeit in unſere Reihen bekommen, ſo muß unſere Phalanx undurchdringlich ſein.

Die Abſchweifung war groß genug. Ich kehre zu meinem Thema zurück. Den Gott der Häßlichkeit werden wir alſo niemals auf den Thron erheben, die Aeſthetik als formale Wiſſenſchaft wird für Deutſche und Sklaven die gleiche ſein müſſen.

Vielleicht wird eine oder die andere Gattung der Poesie vorherrschen, vielleicht ist das Drama die erste gewaltigste Blüthe der neuen Zeit. Unser größtes Epos, der Nibelungen Not, ist ja eigentlich ein Drama, und dieser Umstand könnte prototypisch sein für die deutsche Literatur.

Der poetische Glauben wird ein anderer sein! Man wird Dinge für Poesie halten, die man bisher nicht verächtlich genug behandeln zu können gemeint hat. Das Volk wird nicht mehr die lächerliche Rolle spielen, wie jetzt in tausend und abertausend Romanen unserer kindischen Dichter, die einige bunte Fahnen für Poesie ausgeben wollen. Man wird zu der Einsicht gelangen, daß ein Strohdach eben so viel Unglück, Elend und Poesie — leider auch Dummheit — überschatten kann, als ein Baldachin. Der Bettler hat sein Schicksal wie der König, und der Kreuzer, der ihm fehlt, um ein Stück Brod zu kaufen, daß er seinen Hunger stillen könne, ist wahrhaftig poetischer, als die Millien, die eine Abgeordnetenkammer verweigert.

Man erinnert sich vielleicht der Beurtheilung eines Buches in diesen Blättern unter dem Titel „Dichtungen von Hermann Kurz." Wir sollen den Idyllendichtern eigentlich recht von Herzen gut sein; sie bilden die wohlthätigste Opposition gegen jene Poeten, die alle Stoffe aus den obern Sphären der Gesellschaft entlehnen zu müssen glauben, und die zerknitterte Taffet- oder Sammtblume auf dem Hute eines Fräuleins für rührender halten, als das Maßliebchen, das Robert Burns mit seiner Pflugschaar zernichtet, den dunstigen Schein silberner Kandelabern für wohlthätiger, als

den Sonnenstrahl, der einen armen Lazaroni wärmt. Unsere Idyllendichter verfehlen es in der Regel nur darin, daß sie das Leben des Volkes nach seiner Oberfläche, selten nach seiner Tiefe hin, ausbeuten. Möchten sie sich nur Béranger, den Apoll der Hütte, zum Muster nehmen! Kann die Seligkeit einer mediatisirten Fürstin, die einen Kronprinzen heirathet, größer sein, als die Seligkeit Lisettchens, die ihren geliebten Schatz so artig hereinzuschmuggeln und die blinde Mutter oder Großmutter so hübsch zu hintergehen weiß.

Man darf nicht unterlassen, unsere Dichter auf den so oft aristokratisch gescholtenen Göthe zu verweisen. Göthe war Aristokrat, ja; aber nur im Leben, nicht in der Poesie! Er hat bei Weitem weniger Aufwand von Göttern, Helden und Königen gemacht, als Schiller! Er hat immer nur eines Menschen bedurft, um einen Charakter zu gestalten! Welche einfache Personen in den Wahlverwandtschaften! Welche Fülle von Poesie auf der ungeadelten Seite des Lebens im Egmont, im Faust! Welche Bürgerlichkeit im Clavigo! Göthes Erben scheinen der Verfasser des Blasedow und der Verfasser der Epigonen werden zu wollen. Wie wenig brauchen auch diese, um poetisch zu sein!

Ein bedeutender Dichter, der aus Schuld des deutschen Volkes oder vielmehr seiner Kunstrichter kein bedeutenderer geworden ist, Leisewitz, der Freund Lessings, läßt bereits im Jahre 1775 im Julius von Tarent den Helden also philosophiren:

Ich besuchte die Gruft meiner Väter; — ein wahres Bild des Standes der Fürsten, dacht' ich, als ich die silber-

nen Särge und die verrotteten Fahnen sah! — Bei ihnen ist Alles so, wie in jedem andern Stande, die Flittern ausgenommen, die sie Allem, was sie angeht, anhängen! Die Hand voll Staub in diesem Sarge, ehemals der große Theoderich, liebte den Schädel in jenem, einst die schöne Agnese! — Können sie doch jetzt ruhig schlafen, ohne daß ein Kammerherr im Versaale zu zischeln braucht: pst! Dieser erstickende Dunst ist wie der Dunst aus der Gruft eines Bettlers und kein Schmeichler kann sagen, er duftet lieblich. Faulet nicht Theoderichs Hund so gut, als Theoderich, obgleich an seinem Grabe kein verrostetes Schwert und Scepter liegt?"

Der Salon hat nicht mehr Poesie als die Hütte: die neue Literatur wird beweisen, daß er deren viel weniger hat. Mögen die Fürsten immerhin die Angeln der Weltgeschichte sein, die Völker sind die Pfeiler derselben. Das künftige Drama wird sich lange hüten, wieder mit den herkömmlichen großen Personen zu spielen, aus Furcht, zu viel Theilnahme für dieselben zu erwecken. Die Poesie wird sich mehr an Chamisso und Béranger anschließen, dann an unsern theuern Uhland. So müssen große Dichter kommen, wenn die Poesie der Geschichte Schritt halten soll. Wir sehen bereits Zeichen, wir werden auch Wunder sehen!

Ueber Schriftstellerassociationen.

Man könnte uns nächstens den Vorwurf machen, daß wir mehr vom Buchhandel, als von der Literatur reden, mehr über die Einnahmen, als über die Ausgaben, nämlich die Bücherausgaben der Schriftsteller raisonniren. Quand même — wir halten es einmal für unsere Pflicht, auf jede Frage, welche die politische oder literärische Welt bewegt, auch unsere Antwort zu geben.

Was Einer oder Zwei nicht vermögen, vermögen vielleicht Hundert oder Tausend; was man Einem Bittsteller verweigert, verweigert man nicht so leicht einem ganzen Volke. Man tritt in Masse zusammen, um seinen Forderungen, seinen Absichten Nachdruck zu verschaffen. Ein Hauptstichwort unsers Jahrhunderts ist Association!

Am meisten Lärm haben bis jetzt diejenigen Associationen gemacht, welche die Abhülfe materieller Uebel sich zur Aufgabe gestellt haben. Die Unionisten in England im Jahr 1834, die Mutuellisten in Lyon in demselben Jahre sind noch nicht vergessen. Der Associationsgeist ist auch in

Deutſchland mächtig rege, und wir ſehen täglich neue Vereine entſtehen, bald, um den Schooß der Erde mehr auszubeuten, bald, um dem Elend bedrängter Klaſſen einigermaßen abzuhelfen. Die Befugniß oder Nichtbefugniß zur Aſſociation iſt ſelbſt Gegenſtand ſtaatsrechtlicher Erörterungen geworden; ſein Votum dagegen hat Zirkler, ſein Votum dafür und gegen Zirkler der Abgeordnete Welker bekannt gemacht. Indeß ſind die deutſchen Aſſociationen nie zu der impoſanten Bedeutung der auswärtigen gediehen.

Jeder Kampf um die bloße Exiſtenz hat etwas Abſchreckendes. Das Recht zu leben bringe ich mit auf die Welt, und zu bedauern iſt der Unglückliche, der Alles, was er thut, nur thun muß, um zu leben, um die Maſchine des Leibes im Gange zu erhalten. Aber, wenn auch dem Einzelnen, fehlt doch der Maſſe nie der ideale Zug. Die materiellen Gebrechen der Geſellſchaft hängen mit den politiſchen Einrichtungen der Staaten ſo innig zuſammen, daß es nicht zu verwundern war, wenn neben dem Rufe nach Brod auch der Ruf nach Freiheit erſcholl. Die Aſſociationen hatten beinahe überall zugleich eine politiſche Tendenz. Die böſen Feinde, die das Unkraut unter den Weizen ſäen, ſind in der Regel die fehlerhaften ſocialen Inſtitutionen. Dieſe müſſen weggeſchafft werden, wenn den materiellen Bedürfniſſen genügt werden ſoll. Zu dieſer Anſicht erheben ſich wirklich die meiſten Aſſociationen, und ſo wurde nicht nur der Magen, ſondern auch eine Idee des Jahrhunderts das Band, das dieſelben zuſammenhielt.

Man associirt sich, um ein Verlangen durchzusetzen, um gegen eine Beeinträchtigung sich zu schützen. Beides findet gewöhnlich zu gleicher Zeit statt. Die weitere und nächste Frage wäre nun: In welchen Fällen soll und muß eine Association als das wirksamste Heilmittel eintreten? Was verträgt die Association? Was nicht? Welche Krankheiten können durch sie gehoben werden? Welche nicht?

Jede Association ist zugleich eine Ideenassociation. Damit aber ist nicht gesagt, daß jede Idee mittelst Association durchgesetzt werden soll oder komme. Zur Durchführung ästhetischer Gesetze reicht ein Genie, das der Weltgeist nur zu rechter Zeit erweckt, vollkommen hin, und eine Vereinigung von Schriftstellern für diesen Zweck ist für mich ein Unding. Der Triumph des Dichters ist Gründung, Neuheit, Originalität, Leidenschaft. In einer Association verschwindet die Individualität dem großen Ganzen der Gesellschaft gegenüber — eine Association in Beziehung auf die Stoffe, auf die Verwürfe, die der Dichter zu wählen hätte, wäre also noch toller. Die Produktionen hätten dann alle eine Uniform und die Literatur wäre eine Kaserne.

Doch ist ein ideales Band zwischen den Schriftstellern möglich; ich meine den politischen Glauben. Eine solche Association würde z. B. jeden Schriftsteller mit Verachtung strafen, der feil wäre, sie würde seinen Büchern jeden Schutz entziehen, sie in aller Form vogelfrei erklären. Eine Schriftstellerassociation, die über die Gesinnungen wachte und zu diesem Zwecke ein eigenes Journal herausgäbe, ist sehr leicht denkbar. Ob aber unter den jetzigen Verhältnissen, wo von

zehn Autoren kaum zwei gleichen Glaubens sind, ausführbar, möchte eine andere Frage sein. Ohne Zweifel würde sie im Keime erstickt. Zudem unterschiede dieses Band des politischen Glaubens eine Schriftstellerassociation gar wenig von hundert andern.

Wenn du dichten willst, so gehe in dein Kämmerlein und schleiße die Thüre hinter dir zu! Der Schriftsteller par excellence, der produktive Schriftsteller, der Dichter, der aus Bedürfniß des Herzens, nicht des Beutels schreibt, gedeiht am besten, von Gott und Welt verlassen, in der Einsamkeit. Eine Schriftstellerassociation wird leicht zur Clique, wie wir das in unsern Tagen gesehen haben und an der Leipziger Literatur noch sehen. Die Poesie arbeitet nicht nach Zwecken und auf Bestellung; der Dichter dichtet, weil und wie es ihm der Genius befiehlt. Der Dichter ist mit der Menschheit associirt, nicht mit einer kleinen Anzahl von Menschen. Je unglücklicher er ist, desto größer wird er sein, und das Unglück haßt jede Cameraderie.

Es bleibt nur noch eine Art Schriftstellerassociation übrig, nämlich eine Schriftstellerassociation aus materiellen Rücksichten, welche sich die Sicherung der Rechte auf das eigenste Eigenthum, auf die Gedanken, zur Aufgabe macht. Der Lohn, den ein neues Werk aus der Börse des Publikums oder des Buchhändlers erhält, ist immer nur ein kleiner Ersatz der Mühe und Arbeit des Dichters oder Schriftstellers. Schweiß und Blut wird nie mit Geld aufgewogen. Und das ist in manchem Betracht ein großes Glück. Gebt tausend von unsern Autoren fette Pfründen, und sie legen

im nämlichen Augenblicke die Feder weg. Von den literarischen Bedienten, die ihr ganzes Leben hindurch, einzig des Trinkgeldes wegen, schreiben und die Kunst zum gemeinsten Handwerk herunterwürdigen, will ich nicht einmal reden, denn, wenn diese mit Geld auszurotten wären, so würde ich darauf antragen, denselben jährlich einige Millionen auszuwerfen, nur damit sie uns nicht Geschmack und Publikum zu Grunde richteten. —

Wer seine Kühe verloren hat, träumt von ihren Glöckchen, sagt der Onkel des Sancho Pansa. Von Literaturvereinen sprechen die schlechtesten Schriftsteller am ersten; von der Reformation des Buchhandels wird am meisten gefaselt, wo man keine Literatur hat. Von Leipzig, von Berlin, von Paris gingen im letzten Jahre die Hauptvorschläge aus, die arme Literatur zu retten. Die Genialsten sahen stille zu und lächelten.

Es ist immer verdrießlich, wenn im Tempel eine Krämerbude aufgeschlagen wird. Kein Dichter wird zwar in unserem Jahrhundert mehr so närrisch sein und die schöne Außenseite des Lebens verschmähen; er wird sich sehr bereitwillig in klingender Münze bezahlen lassen, wie jeder andere Diener des Staates oder der Menschheit; weiß er doch, daß auch das Geld eine Handhabe der Freiheit ist und vielen der kleinlichen Nöthen und Plackereien überhebt. Er will Geld, aber nur darum, um nicht des Geldes wegen schreiben zu müssen; er will für den ersten Löwen, den er wirft, so entschädigt sein, daß er den zweiten ohne Rücksicht auf dessen Verkauf oder Nichtverkauf still und ruhig austragen kann.

Ein Tiſch, ein Stuhl und eine Feder — genug für den Dichter, wenn er dichtet! Göthe hat auch nicht mehr gebraucht; Camoëns hat nicht ſo viel gehabt und Homer vielleicht mit dem Bettelſack auf den Schultern den Bauern der ſieben Inſeln ſeine Epen vorgetragen. Zum Dichten bedarf es allerdings nicht mehr, als zum Leben; der Jammer der Menſchheit und der eigene fühlt ſich auf einem Strohſeſſel ſo gut, als auf einem Divan des Herrn Auguſt Lewald. Der wahrhaftige Dichter dichtet, weil er muß, und macht um einen Kreuzer keinen ſchlechteren Vers, als um eine Guinee.

Das literariſche Proviſorium in Deutſchland hat aufgehört, die gegenwärtige Produktionsluſt hat bereits die ſchönſten Blüthen getragen, und verſpricht in naher Zukunft noch herrlichere. Der Herr ſendet immer wieder ſeine Tröſter, und die deutſche Literatur ward ohne und zum Trotz der deutſchen Profeſſoren gerettet. Sie ward gerettet ohne und zum Trotz der Buchhändler; ſie hat bewieſen, daß zum Dichten nicht viel mehr gehört, als zum Leben. Aber gehört zu einem Hof- und Oberhof-, zu einem Tribunal- und Obertribunale mehr? — Fort mit den Illuſionen! Die Poeſie leidet wenig, auch bei der ſchlechteſten Verfaſſung des Buchhandels, die Poeſie nicht, aber der Poet wird dabei beeinträchtigt. Soll es für jede Arbeit den gebührenden Lohn geben, nur für die ſeine nicht? Soll das Eigenthum und Recht eines Jeden geſchützt ſein, nur das ſeinige nicht? Soll man ihm verſagen, was man keinem Taugenichts verſagt?

Der Nachdruck iſt durch bundestäglichen Beſchluß aufgehoben, und mit ihm ein großes Uebel. Aber vielleicht nicht das größte, wie wir bald ſehen werden. Ich bitte noch einmal recht im Auge zu behalten, daß mit einer Verbeſſerung des literariſchen Geſchäftsganges keineswegs zunächſt die geiſtigen Prozente heber ſteigen ſollen, ſondern daß nur das Recht des Schriftſtellers geſchützt, ſeine Lage unabhängiger gemacht, ſeinem guten Willen eine größere Verbreitung geſichert werden muß.

Man hat verſchiedene, meiſtens ſehr närriſche Vorſchläge gethan zu Gunſten der beſſeren Autoren. Schon im Jahre 1836 ſprach man in Leipzig von einer Aſſociation der bedeutenden deutſchen Schriftſteller. Dieſe Aſſociation ſollte eine Commiſſion wählen, und dieſe Commiſſion ſollte über den Druck oder Nichtdruck der eingeſandten Manuſcripte entſcheiden; für dieſe übernähme alsdann der Verein den Selbſtverlag. Den Debit beſorgte eine Vereinsbuchhandlung mit mehreren Filialen. Es blieb bei dieſen allgemeinen Vorſchlägen, und man ſieht nicht recht ein, was damit hätte gewonnen werden ſollen.

Noch unpaſſender aber iſt der von Moritz Veit in Berlin entworfene Plan, der in ſeiner ganzen Einſeitigkeit von dem Stuttgarter literariſchen Vereine ausgeführt wird. Der Vorſchlag Veits geht dahin: Es ſoll nach Art der Kunſtvereine ein großer deutſcher Literaturverein zuſammentreten, jedes Mitglied jährlich eine beſtimmte Summe zahlen, von dem Einkommen ſollte eine Reihe der beſten Manuſcripte von den beſten Autoren angeſchafft und herausgegeben werden,

und zwar monatlich wenigſtens ein Band, ſo daß jedes Mitglied für ſeinen Beitrag einige Werke bekäme, die im gewöhnlichen Wege des Buchhandels das Vierfache koſten würden. Außerdem würde eine beſtimmte Anzahl Exemplare mehr, als Theilnehmer ſind, gedruckt, dieſe in den Buchhandel gegeben und der davon eingehende Ueberſchuß zur Anſchaffung größerer Werke benützt, welche dann jährlich unter den Mitgliedern verloost würden. So wenigſtens berichtet ein Ungenannter, allem Anſcheine nach ſelbſt Buchhändler, in Nr. 63 der Zeitſchrift „Oſt und Weſt“ vom Jahre 1839.

Der Plan hinkt auf allen Seiten. Der Literatur ſelbſt wird durch keine Vereine, ſondern nur durch unſere Genies aufgeholfen. Für die Schriftſteller aber wäre ein ſolcher Verein ein wahres Unglück.

Erſtens übernimmt der Staat die Ueberwachung jeder literariſchen oder künſtleriſchen Aſſociation; die officiellen Genies, die ſich in Maſſe zu allen Vereinen herandrängen würden ſelten den Muth haben, ein vogelfreies, wie z. B. Börne, unter ſich aufzunehmen; manche Richtung der Literatur fände ſemit keinen Repräſentanten.

Zweitens: Was wäre das für ein großartiger Verein der, ich will nicht ſagen zwölf, ſondern etwa blos hundert Bände jährlich in die Welt ſchicken würde? Welche Engherzigkeit in dem Vorſchlag, blos eine beſtimmte Anzahl Exemplare mehr, als Theilnehmer ſind, unter das Publikum kommen zu laſſen, und nicht jedem, der das Buch zu leſen wünſcht, den Beſitz desſelben möglich zu machen? Welches geringe Honorar müßte dem Verfaſſer geboten werden, wenn

die Aktieninhaber ein Buch um den vierten Theil des Preises, den ein Buchhändler fordern würde, bekämen?

Drittens und hauptsächlich: Wer soll bestimmen, Welches die besten Bücher oder Manuscripte sind? Tot capita, tot sensus! Jeder Theilnehmer möchte Preisrichter sein, und jeder Theilnehmer hätte vielleicht einen andern Geschmack oder Vorliebe für diesen oder jenen Zweig der Literatur. Der ganze Vorschlag hat etwas Chimärisches und nebenbei auch Tyrannisches. Jeder Individualität muß Spielraum und das Recht, sich geltend zu machen, gelassen werden. Nur die freie Concurrenz der Geister nie und nirgends gestört!

Man sieht, Herr Veit war mehr für das Wohl der Leser, als das der Schriftsteller besorgt. Lieber den Eigennutz eines Buchhändlers, als den Despotismus einer literärischen Gesellschaft!

Der angegebene Plan hätte nur dann noch etwas Vernünftiges an sich, wenn für jede Branche der Literatur ein eigener Verein sich constituirte; ein Verein für die Geschichte, ein Verein für die Philosophie, ein Verein für die Lyrik, ein Verein für den Roman, ein Verein für das Drama. Der letztere wäre wohl noch der wünschenswertheste. Auch müßte, wer dem Vereine angehören wollte, das Buch nicht wohlfeiler erhalten, als jeder andere Käufer im Publikum.

Eine solche Association wäre zugleich eine Art von Bevormundung, der kein ordentlicher Autor sich unterwerfen würde. Die größten Schriftsteller waren von jeher gewohnt, ihren eigenen Weg zu gehen, auf eigenen Füßen zu stehen. Sie wollen es alle gewiß auch in Zukunft so halten, und

ziehen es vor, ihre Anerkennung selbst mühsam sich zu erobern, als auf die schwachen Krücken eines Vereines sich zu stützen.

Den politischen Glauben ausgenommen, lasse ich den Genien des deutschen Volkes in geistiger Beziehung ungern etwas vorschreiben. Aber ich stimme für Associationen, sobald sich dieselben zur Aufgabe machen, die materielle Lage der Schriftsteller zu erleichtern. Man soll keine Epicuräer aus ihnen erziehen, aber man soll ihre Rechte so gut wie die der übrigen Staatsbürger wahren.

Der Hauptübelstand im deutschen Buchhandel ist das **a conditione** Verschicken der Bücher. Es wurde schon von andern Seiten her darauf aufmerksam gemacht, daß der Sortimentshändler eigentlich wie ein anderer Geschäftsmann auf's Speculiren angewiesen sein sollte. Er soll seinen Bedarf vom Verlagsbuchhändler auf feste Rechnung verlangen und kein Buch remittiren dürfen. Sein Nachbar, der Specereikrämer, muß ja auch von Allem feste Bestellungen machen und alle möglichen Mittel versuchen, Kunden heranzuziehen. Wenn man bedenkt, daß der Sortimentshändler 33—50 Procent erhält, so wird man unsere Forderungen nicht übertrieben finden. Damit fiele auch natürlich das zur Einsicht Versenden der Bücher an Privatpersonen weg. Ich kenne Gelehrte, die mit der ganzen neuen Literatur sich vertraut gemacht haben, ohne je ein Buch zu kaufen, welches etwas Anderes, als das Alterthum beträfe. Wer genießen will, soll auch bezahlen. Verlagsbuchhändler haben mir erzählt, daß oft an 1500 Exemplare von Einem Buche in

wenigen Monaten a conditione verlangt wurden und daß ſie vor der Oſter- oder Herbſtmeſſe an 1200 remittirt erhielten, unter denen vielleicht keine 200 ungeleſen waren. Das iſt freilich eine wohlfeile, beeinträchtigende Methode, die man weder in Frankreich noch in England kennt. Würden ſich nur einmal die beſten Autoren vereinigen und darauf beſtehen, daß der Verlagsbuchhändler durchaus keines ihrer Werke, in dem ſich auch nur ein Bogen aufgeſchnitten fände, zurücknehmen dürfe — dem Unweſen wäre bald geſteuert!

Eine zweiter Uebelſtand iſt die theure und langſame Verſendung der Bücher. Koſtſpielig iſt die Verſendung per Poſt und unerträglich langſam die Verſendung per Fuhre. Hier ſollte der Staat Etwas mehr thun; ich halte es für ſeine Pflicht, das geiſtige Eigenthum unter ſeine ſpecielle, natürlich wohlwollende, Obhut zu nehmen, und deſſen Aus- und Einfuhr möglichſt zu erleichtern. Das Poſtporto für Bücher ſollte auf ein ſolches Minimum herabgeſetzt werden, daß man nie nöthig hätte, den weiten Umweg zur Fuhre zu wählen. Fromme Wünſche!

Eine fernere Aſſociation wäre am Platz gegen den Nachdruck durch Journale und eine Sorte von ausziehender Kritik, gegen die wir ſchon zu wiederholten Malen geſprochen haben. Könnten nur die deutſchen Schriftſteller, wo es ihre Geſammtintereſſen gilt, ihre perſönlichen und literariſchen Leidenſchaften vergeſſen!

Nun noch ein Vorſchlag zu einer Schriftſtelleraſſociation, der, ſo viel uns bewußt, hier zuerſt gemacht wird

und in seiner Ausführung den lauten Dank manch
schen Originalautors sich verdienen dürfte!

Während ich mit diesem Aufsatze beschäftigt bin
mir die „Revue des deux Mondes" vom 1. März
den, und ich finde mit halbem Erröthen für mein lit
Vaterland eine Klage bestätigt, welche die „deutsch
halle selbst auch schon mehr als einmal geäuß
Schade, daß sie gerade von einem so mittelmäßige
wie Marmier, herrührt. Dieser Mensch ist
Schwamm, er reist das ganze Jahr in der Wel
und saugt alles Mögliche in sich hinein: hat er
Wasser in irgend einer Revue ausgedrückt, so ist
so leicht, als vorher, und schaut sich Alles wieder
flächlich an, als im ersten Jahre seines Schriftstell
Er war mehrere Monate in Deutschland, um unser
tur kennen zu lernen; die Journale haben sich v
gegeben einige Bedeutsamkeit in den Mann zu
Anstatt unsere Dichter zu besuchen, hetzte er nu
Professoren, die ihm viel Animosität gegen die neu
ratur eingeflößt. Er scheint kein Buch derselben g
haben, weiß aber doch allerliebst nichtssagend üb
plaudern. Der Artikel von ihm in der neuesten „R
deux Mondes," betitelt: Revue littéraire de l'All
fängt an wie Menzels Literaturgeschichte, die
unser chef d'oeuvres im kritischen Fache verkenn
dann salbadert er im Verlaufe viel über Vielse
Göthe und Napoleon, hält Halms Griseldis für e
Drama und gibt eine Analyse des Stücks, lebt de

Görres über alle Maßen und will uns weis machen, denen Sterai sei pythischer Weihrauch, entladet sich einiger wohl feilen Witze gegen Arndt und bespricht weitläufig die schwedischen Geschichten unter Gustav dem Dritten, um seinen Landsleuten einen Begriff von unserer Literatur zu geben.

Und doch — welche Vorwürfe müssen wir uns auch von solchen Leuten gefallen lassen! Welche zum Theil begründeten Vorwürfe! Zum Schaden haben wir nun auch den Spott. Man sagt es uns schonungslos ins Gesicht, daß die deutsche Literatur nicht einmal zu Gottscheds Zeiten vor der ausländischen so auf den Knieen gelegen sei, wie gegenwärtig. Alles sei uns willkommen, von der Ceder an bis zum Ysopzweige. Deutschland übersetze Alles; kein französischer Autor sei so klein, daß er nicht jenseits des Rheins eine bereitwillige Feder fände, die ihn übertrage. Unsere besten Werke erhalten keinen Paßen vor der Kritik; wenn aber ein Buch über den Rhein oder das Meer komme, so ermangeln wir nie, ihm ein Brevet der Gemeinlichkeit auszustellen. — Es ist hart, so Etwas von einem Ausländer anhören zu müssen! Doppelt hart, wenn man die Folgerungen liest, zu denen er sich nach solchen unwiderleglichen Thatsachen berechtigt glaubt. Wer die junge Literatur so wenig studirt hat, wie Herr Marmier, dem ist es wahrlich nicht übel zu nehmen, wenn er beim Anblick unserer Tag und Nacht arbeitenden Uebersetzungsfabriken auf eine literarische Ohnmacht, auf eine poetische Impotenz schließt; wenn er die schöne Regsamkeit so mancher tüchtigen Geister

im gegenwärtigen Augenblicke mehr für ein ſchleichendes Fieber, als für ſchaffende Begeiſterung hält. Wer ſollte einen ſo geſunden Kern, als ihn die junge Literatur beſitzt, vermuthen, wenn er den Treß der Schriftſteller um jede Schale, die der Wind vom Auslande herweht, ſich balgen ſieht? Zum millionſten Male: Der Krebsſchaden unſerer Literatur ſind nicht ſowohl die Buchhändlerkrebſe, als vielmehr die Ueberſetzungen; aber um als ächter Patriot unſern Nachbarn Nichts ſchuldig zu bleiben, will ich ſie, ehe ich mit meinem angekündigten Vorſchlage herausrücke, noch geſchwind durch den Mund eines ihrer anerkannteſten Schriftſteller abſtrafen. Es iſt durchaus nöthig, etwas weiter auszuholen. — Auf den Gräbern unſerer todten Größen beginnen bereits wieder Blumen zu wachſen, und ein geniales, neues Geſchlecht wird ſie bald, nicht vergeſſen, aber auf eine Zeitlang in den Hintergrund treten laſſen. Nicht ſo über dem Rhein und dem Kanal. England und Frankreich liegen in einer literäriſchen Agonie. Miſtriß Hemans, Miß Landon, Egerton Brydges und der Schäfer von Ettrick ſind todt. Bulwer ſcheint, wie Lamartine, eine ſchlechte poetiſche Rolle einer guten poetiſchen vorziehen zu wollen; er fing auch längſt an, ſich ſelbſt auszuſchreiben. Frankreich hat — die akademiſchen Styliſten lebe, wer mag — nur George Sand und Alfred de Muſſet, die noch im Vollſitze ihrer produktiven Kräfte ſind: Victor Hugo, Balzac, Janin, der aber eigentlich nie lebte ſind todt. Die vielen Todten, die überhaupt in Paris leben, ſind kein Einwurf gegen meine Behauptung. Ich bin auch

durchaus nicht strenger, als die französischen Kritiker selbst Meinte doch Sainte Beuve jüngst, Balzac werde seine Laufbahn mit hundert Romanen, die Niemand gelesen, schließen, gleichwie er mit hundert Romanen, die Niemand gelesen, angefangen habe. Man hat von Balzac's Renommée nur die Mitte gesehen, wie man bei gewissen großen Fischen auch nur den Rücken sehe. Er sei aus einem Dichter, qui dérobait les fins mystères, ein docteur indiscret des secrètes maladies geworden. Sehr gut charakterisirt! Und doch wird kein Buch von ihm in Deutschland unübersetzt bleiben! Die Franzosen brechen über den größten Theil ihrer gegenwärtigen Literatur selbst den Stab. Namentlich grassirt das Uebersetzungswesen, dem man anfangs eine tiefere, weltliterarische Bedeutung beizulegen geneigt war, dort als förmliche Pest, und die Gewissenlosigkeit der Fabrikarbeiter übersteigt alle Gränzen, selbst die deutschen. Ich kann mir die Genugthuung nicht versagen, unserem Elende in dieser Beziehung gegenüber auch das freundnachbarliche von dem Kritiker, auf den ich schon weiter oben hinwies, von Philarete Chasles zeichnen zu lassen. — Er sagt in einem Aufsatze über die Literatur Großbritaniens Folgendes: „Der Gebrauch, den wir von der ausländischen Literatur machen, ist sonderbar eigenthümlich und vielen Lesern noch ganz unbekannt. Ein Frauenroman, die Reise eines Offiziers, eine Anekdotensammlung fallen zu gleicher Zeit unter das literarische Küchenmesser. Aus diesen Fetzen setzt man denn Gott weiß was zusammen und gibt ihm einen englischen Namen. Träfe eine solche Verstümmelung nur

mittelmäßige Produkte, so wäre sicherlich wenig daran ge legen. Aber oft sehr gute Bücher erfahren die gleiche Ent stellung; die wundervollen Erzählungen Audubons, sein Leben in den Wäldern u. s. w., dieser wahre Roman eines dem Naturstudium gewidmeten Lebens, eine der besten Schrif ten unserer Zeit, werden bald demselben verkehrten, befla genswerthen Spekulationsgeiste zum Opfer fallen. Wer sich mit der englischen oder deutschen Literatur beschäftigt, be gegnet bei jedem Schritte unerhörten Verfälschungen. Zwei Romane von zwölf verschiedenen Autoren werden dem ein zigen Verfasser von Trevelyan oder Margareth Lindsay zugeschrieben, um Käufer anzulocken; Pickwick unter einen Roman Lord Normanbys gemischt, der Gassen koth unter die fadeste Süßthuerei, ist ein Werk der letzten Tage u. s. w."

Das Symbol der Waage in der Hand der Gerechtigkeit war mir von jeher ein Dorn im Auge, sobald ich an die Literatur und Kritik dachte. Wenn es hier auf das Gewicht ankommt, so steht Gustav Schilling über Wolfgang Goth der Dutzendpolitiker Ernst Münch über einen Justus Möser. Bei den Franzosen hält in der That die Kritik eine Waage in der Hand. Elle ne juge plus, elle pèse, klagt Philo rete Chasles. Bände, nur Bände wollen sie; keine Gold körner, sondern Stücke Blei. Wer zwanzig dicke Bände ge schrieben, sei der Mann des Tages; der Verfasser eines mahrattischen oder tscherkessischen Wörterbuches müsse un fehlbar ein Genie sein. Und welche Theilnahme man für die besseren Autoren hegt! Wurde nicht letzten Monat de

unbedeutendſte Menſch auf Gottes Welt, ein Herr Alorens oder Aleurens (die Franzoſen wiſſen ſelbſt nicht genau, wie er heißt,) bei der Bewerbung um einen vakanten akademiſchen Stuhl dem Dichter der Orientalen vorgezogen? Ein Glück vielleicht für Viktor Hugo, aber eben kein ſchmeichelhafter Beweis für die literariſche Urtheilskraft unſerer Herren Nachbarn. Wo der Schriftſteller nach der Quantität, nicht nach der Qualität ſeiner Werke kritiſirt wird, muß es mit der Literatur nicht gerade glänzend ſtehen. Die Franzoſen haben vielleicht bald wieder eine andere, denn eine literariſche Rolle zu ſpielen, und wir wollen mit dem Tadel ihrer poetiſchen Schätze ihren anderweitigen erklecklichen Verdienſten nicht im Geringſten zu nahe treten. Und — gibt es bei ihnen nicht ſo viel Tüchtiges? Haben ſie nicht auch David, den Bildhauer, deſſen Herz ſo edel, als ſein Geſchmack fein iſt? Haben ſie nicht Lamennais? Rührt ſich im Schooße der Republikaner nicht manch' gewaltiges Talent, das den Akademikern einſt viel zu ſchaffen machen wird? Das ſind aber doch wenig gute Schriftſteller im Vergleich mit der Maſſe von ſchlechten. Ich will durchaus keinen Stern von dem poetiſchen Himmel der Franzoſen wegdiskutiren, kann aber die Behauptung nicht zurücknehmen, daß ihre Literatur im Allgemeinen, wie man zu ſagen pflegt, auf den Sand gerathen iſt. Unſere Leſer haben die Anſicht guter Kritiker über dieſen Punkt gehört, und werden es nun mit mir unbegreiflich finden, wie der deutſche Büchermarkt doch fortwährend mit Ueberſetzungen aus dem Franzöſiſchen überſchwemmt werden kann. Nach ſelben Präliminarien wird

auch der Vorſchlag zu einer Aſſociation deutſcher Origina
ſchriftſteller gegen den Andrang von Ueberſetzungen, ei
Aſſociation zur Einſchränkung des verdrießlichſten literariſch
Handwerks nicht chimäriſch befunden werden. — Mag m
jubeln oder es beklagen, — das beſte Band für die Völk
iſt der politiſche Glaube, die Einheit der Geſinnung und d
vorgeſteckten Zieles. Dieſelben befreunden ſich gerne, w
ſie gleiches Streben oder gleiches Unglück finden. Ei
ſtarke Kette ſolcher Gleichgeſinnten zieht ſich vom Tajo b
zum Don; ſie kennen ſich, wenn ſie auch einander nicht ve
ſtehen. An die Stelle der gegenſeitigen Abſchließung iſt e
Wechſelverkehr der Nationen getreten. Nicht Ein Volk, d
Welt arbeitet an der Darſtellung Gottes, des Ewigen. —
Mit der Politik lernt man nur den Kopf, mit der Literat
das Herz einer Nation kennen. Zu dem politiſchen Wechſ
verkehr hat ſich denn auch der literariſche geſellt; nicht n
die Politiker, ſondern auch die Poeten geben einander Re
und Antwort in aller Welt.

Ueberſetzungen ſind, ſeit der Begriff einer Weltliterat
aufgekommen iſt, unabweisbare literariſche Nothwendigk
geworden. Ueberſetzungen, wie die der Gebrüder Schle
oder die des Herrn Gries, wie die Freiligraths, wie d
Muſter aller Ueberſetzungen, die Ueberſetzung Dantes v
Adolf Böttger (Leipzig, Wigand), wie die geſchmackvoll
Ueberſetzungen Auguſt Lewalds oder des verſtorbenen Geo
Büchger, ſind auch dem Sprachkundigen immer willkomm
Aber ich könnte Wunder erzählen von ſchlechten Ueberſetz
gen im letzten Jahrzehend! — Eine Ueberſetzung ſoll Kun

werk ſein, wie der Benvenuto Cellini von Göthe. Das iſt das Eine. Das Andere aber iſt noch wichtiger denn das Erſte, die Möglichkeit, ein Kunſtwerk zu liefern, hängt davon ab. Ich meine die Auswahl der zu überſetzenden Stücke.

Wir ſollen nicht Alles und Jedes überſetzen. Wo Originalität, Witz, Leidenſchaft, Tiefe zu Tage tritt, wo eine neue eigenthümliche Seite eines Volkes ſich offenbart das ſind Werke, die einer Uebertragung ſich verlohnen. Salaien haben wir im Vaterlande, wir brauchen ſie uns nicht vom Auslande zu verſchreiben. Und wollen wir bloß die Zeit todtſchlagen, iſt uns mancher geſchwätzige Autor [illegible] lieben Heimath recht gerne behülflich. Wozu der „Inſelhumor", ein Ausdruck Levin Schückings, ſoviel ich glaube, wozu den Inſelhumor eines Boz (Charles Dickens), wenn wir Jean Paul, Börne beſitzen, der zwanzig Uebertragungen der empfindſamen Reiſe und des Triſtram Shandy gar nicht zu gedenken?

Die Leihbibliotheken wollen ihr Futter haben, und je vielſeitiger ſie dasſelbe bekommen können, deſto erwünſchter iſt es ihnen in der Regel. Ihre Leſer machen ſelten hohe Anſprüche und ſind zufrieden, wenn ſie nur überhaupt Etwas erwiſchen, das über die Langeweile eines regneriſchen Sonntagnachmittags ſie hinweghebt. Die vaterländiſchen Productionen werden hintan geſetzt, weil natürlich (umgekehrt wie bei Auſtern und Champagner) die Uebertragungen aus fremden Sprachen billiger ſind. Die meiſten Ueberſetzungen ruiniren Geſchmack und Gefühl unſeres Volkes, und entziehen den heimiſchen Geiſtern vollends den dürftigen Erwerb.

den man ihnen überhaupt zu bieten im Stande iſt. Das Erſtere iſt für mich eigentlich noch niederſchlagender, als das Zweite. Ich habe oft und viel nachgedacht, wie ſich gegen dieſe Sündfluth ein Damm bauen laſſen möchte; ich habe kein anderes Heilmittel gefunden, als eine Aſſociation der deutſchen Originalſchriftſteller. Engländer und Franzoſen lachen uns noch aus wegen der Bereitwilligkeit, mit der wir den Koth aus ihren Ländern in das unſrige herüberſchaffen — wollen wir fremdem Hohn und Spott noch länger Gelegenheit geben?

Ich will nur anregen und halte hundert Schriftſteller für tüchtiger als mich, den Plan weitläufiger zu entwickeln. Ich denke ſo: Auch dem ſchlechteſten Schriftſteller, dem geringſten Fabrikanten darf und kann die Hand nicht gebunden werden. Ganz heben wird ſich das Uebel nicht laſſen, wohl aber unſchädlicher machen. Die junge Literatur war zwar noch nicht ſo glücklich, das Beifallslächeln der deutſchen Profeſſoren und Pedanten zu erringen, doch wußten ihre reinſten Repräſentanten wenigſtens bei den Buchhändlern und der Elite der deutſchen Jugend ſich einigen Credit zu verſchaffen. Sie mögen zuſammentreten und vereint gegen die Ueberſetzer und Verleger miſerabler Ueberſetzungen kämpfen. Nur wie, auf welche Weiſe kämpfen? Zunächſt mit Hülfe der Kritik, mit Hülfe eines Journals, das nur etwa einmal alle acht Tage zu erſcheinen brauchte und kurze Rechenſchaft über alle Produktionen der auswärtigen Literatur ablegte, nur, was wirklich weltliterariſch, bedeutend iſt, empfähle und zur Literatur aufforderte. Es entſtünde in der Ueberſetzung

Concurrenz; die Manuscripte würden dem Vereine zugesandt und der Verein übernähme die Vermittlung der besten Arbeiten an die Buchhändler und annoncirte für die letzteren in dem Vereinsblatte, die und die Uebersetzungen seien zu haben u. s. w. Vielleicht auch anders. Ich will nur andeuten und überlasse spekulativeren Köpfen das Eingehen in das Detail. — Blos noch die Frage: Würde, wenn eine solche Association zu Stande käme, nicht weniger, würde nicht gewissenhafter übersetzt? Würde nicht jeder ordentliche Mensch, jeder ordentliche Buchhändler gern von einem Vereine der besten Köpfe Deutschlands sich berathen lassen? Man mache einmal den Versuch!

Außer dem literarischen Verein in Stuttgart, der nur die Vergangenheit wiederlärmt, existirt bis jetzt erst nur Eine Schriftstellerassociation, die société des gens de lettres, in Paris, deren Präsident Balzac ist. Ihr Zweck ist ein rein materieller; sie wird, — auch ich erwarte von einem Vereine nicht mehr — weniger der Literatur, als den Schriftstellern auf die Beine helfen, die freilich in Frankreich meistens schon in glänzenden Verhältnissen leben. Die Association wurde gestiftet, um den Plünderungen, welchen die französischen Literaten hinsichtlich ihrer geistigen Leistungen vorzüglich durch die kleineren Journale Preis gegeben sind, sich entschieden dadurch entgegenstellen, daß sie, stark durch die vereinigten Kräfte, jeden derartigen Dieb und Nachdrucker von der competenten Behörde verfolgt und durch richterlichen Spruch zu angemessener Entschädigung zwingt. Arago, Alexander Dumas, Victor Hugo, George Sand, Viardot u. A. sind

Mitglieder. Das erſte Zeichen der Griſtenz des Vereins der Schriftſteller iſt die von ihm herausgegebene Sammlung von Novellen, Romanen, Gedichten u. ſ. w., Babel genannt. „Alle Namen, ſelbſt die berühmteſten und bekannteſten, welche beiſteuerten, haben es unentgeltlich gethan" verſichert uns Balzac in der Einleitung. Wenn aber derſelbe Schriftſteller zugleich verſichert, beſagter Verein gehore zu den Aſſociationen, welche vom Herzen ausgehen und dieſe Polizei gegen den innern Nachdruck ſei nur als ein flüchtiges Nebenereigniß zu betrachten, der Grundgedanke habe eine ganz andere Höhe, eine ganz andere Würde, und man habe durch die Hülfsmittel der Vergeſellſchaftung dem Elende der Vereinzelung unter die Arme greifen wollen, damit die Opfer eines erſten Aufſchwunges einen ſichern Ort fänden, um ihre Flügel auszuruhen — ſo muß ich ſtille lächeln, und mit mir gewiß Jeder, der die zweifelhafte Lage der gegenwärtigen franzöſiſchen Literatur und den Egoismus ihrer Heroen kennt. Ich mochte ſchier glauben, die Aſſociation ſei mehr vom Beutel als vom Herzen ausgegangen.

Leichtere Waare kann Einem wohl nicht geboten werden, als in den zwei erſten Bändchen dieſes Babels, das übrigens der Profeſſor „C. L. B. Wolff" mit Fleiß und Sorgfalt übertragen hat. Intereſſant aber nicht ſehr poetiſch iſt der „7. Auguſt 1829 von Victor Hugo," eine Unterredung mit Carl X. über das Verbot, das Drama „Marion Delorme" aufzuführen. Nur eine Stelle wollen wir nach der cenſirten Leipziger Ueberſetzung mittheilen:

Ein Dach ist die Censur, ein schlechtes, schlecht gefugt,
Bereit stets, auf die Häupter, die es schützt, zu fallen.
Ein unvorsicht'ger Hauch hat leicht, o Sire, vor Allen
Den Herd, anstatt zu löschen, von Neuem wild entflammt,
Und macht die Kunst, die leuchtet, zu einer, die da flammt.

Ein Jahr später konnte Carl X. in Holirood an Victor Hugo denken!

Deutsche Lyrik.

„Unsinn, du siegst, und die Kritik muß untergehn!"
Schillers Jungfrau von Orleans.

Was kann man an schönen Märztagen, den Vorläufern des Frühlings, besseres thun, als nichts, oder einen Band lyrischer Gedichte lesen? Also schickte ich in den Buchladen, und was man mir zurückbrachte, waren nicht weniger als drei Sträuße verschossener Veilchen. Die ersten sandte mir Adolf oder Ado Peters; nicht so verblümt gesprochen: das erste Buch, das ich heute beurtheilen will, sind Gesänge der Liebe von Adolf Peters, deren Verlag die Walterſche Hofbuchhandlung in Dresden so unglücklich war, zu übernehmen.

Ich besinne mich immer lange, ehe ich es wage, einen Lyriker zu kritisiren. Man beleidigt auch bei dem Vernünftigsten in der Regel zwei Personen, die Person, welche die Verse macht, und die Person, für welche die Verse gemacht werden, den Dichter und seine Geliebte. Und nun vollends Gesänge der Liebe! Da muß man mit einiger Galan-

terie todtschlagen! Wozu auch Herkuleskeulen für Schmetterlinge?

Herr Adolf Peters wird bestimmt ein Dichter, wenn er wieder auf die Welt kommt! Wäre ich Wolfgang Menzel, so könnte ich mit dieser Versicherung meine Kritik schließen. Als Nichtabgeordneter habe ich etwas mehr freie Zeit und gute Laune.

Herr Adolf Peters hat die Stimmung, die selbst einen deutschen Professor, am ersten Mai oder wenn er verliebt ist, überkommt. Er ging an einem schönen Frühlingsmorgen spazieren und überraschte sich mit der Entdeckung, daß die Sonne scheine und der Thau wie Diamanten blitze; das letzte Bild war vielleicht in der deutschen Literatur noch neu und Adolf Peters sprach schmunzelnd selbstgefällig zu sich: Ich bin ein Dichter! Auf dem Heimwege begegnete ihm ein Mädchen, und das Mädchen hatte blaue Augen, und er war so kühn, an den Himmel zu denken. Willst du mich? sprach Adolf Peters. Und das Mädchen sprach: Ich will dich. Und Peter war glücklich und sprach: Ich bin ein Dichter! Hätte das Mädchen nur zwei Tage mit ihrem Jawort gezögert, Herr Peters wäre etwas unglücklicher und etwas poetischer geworden.

Man kann sein Leben lang in einer dichterischen Stimmung sein und doch kein gutes Gedicht zu Stande bringen. Ein Gedicht muß Hand und Fuß, muß Gestalt, muß Etwas, das man greifen und packen kann, haben: es ist noch gar

weit von dem süßen Auflösestein und Verwehen der Seele ins Blaue bis zur ächten poetischen Concretion! Die blos dichterische Stimmung macht noch keinen Dichter, sie macht nur einen guten Leser dichterischer Produktionen. Auch Herr Peters ist vielleicht ein wünschenswerthes Publikum und ein feiner receptiver Geist: zur Produktion aber werde ich ihn so lange nicht aufmuntern, als er mir nicht beweist, daß er seine Gefühle zu concentriren versteht, so lange er noch, was für eine Linie zureicht, in ein paar Dutzend Verse zerfahren läßt. Er sagt entweder zu viel und verwässert dadurch einen artigen Einfall, oder er sagt drei, vier Seiten lang gar Nichts, müht sich schweißtriefend ab, das Zauberwort aufzufinden, und findet es nicht. Er will Etwas, und weiß doch nicht was. Ich will ihn nur an die Sehnsuchtsklage (S. 39), die Ergebung (S. 45), Wiedersehn (S. 56), Abendschein (S. 79), Tragische Liebe (S. 114) und das ganz unbedeutende Gedicht Ihr Name (S. 75) erinnern. Der Gedanke in dem Lied an die Dankbare (S. 131) mußte, wenn er von Wirkung sein soll, epigrammatisch ausgeführt werden.

Ich habe mich in diese Kindereien vertieft, weil am Schlusse des vorigen Jahres die „Zeitung für die elegante Welt" dem jungen Dichter bereits ihren Weihrauch streute. So versuchte ich denn auch, aus vier Versen des Herrn Peters einen zu machen, und glaube, die Pointe ist hierdurch weit schärfer geworden. Herr Peters singt:

Rufest mich um meine Treue?
Schönste, sie ist dein Verdienst!
Immer warst du eine Neue,
Wenn du wieder mir erschienst.

Deine Anmuth, Huld und Schöne,
Stete Lust und Lieblichkeit
Raubten Zauberblick und Töne
Allen Mädchen nah und weit.

Magst du jetzt der Hülle gleichen,
Wirst zur Purpurrose bald,
Wandelst sie aus Floras Reichen
Dich in jegliche Gestalt.

Kann die Zweite mir gefallen,
Reizte mich die Dritte noch?
Wirst du Einerlei doch in Allen,
Und die Einzige bleibst du doch!

Ich habe, mit Weglassung der Floren oder Nelken, das kurz so gegeben:

Kuß' mich, Liebchen, nicht um meine Treue!
Meine Falschheit nur sei dein Begehr!
Täglich, täglich bist du eine Neue,
Wär' ich treu, ich liebt' dich längst nicht mehr!

Das Gelegenheitsdichten ist allerdings die Probe des Dichters, und es ist die Gabe des Genies, auch aus dem Gewöhnlichsten einen poetischen Funken herauszuschlagen. In so fern wollten wir es nicht schelten, das Herr Peters oft die ordinärsten Situationen zwischen sich und seiner Geliebten zum Vorwurf gewählt, so wenig Deutschland dabei profitiren mag — tadeln aber müssen wir dies Unterfangen, weil er nicht im Stande war, jene Situationen auf dichterische Weise ihrer Bedeutungslosigkeit zu entnehmen, und tausend und eine Sünde gegen den guten Geschmack beging. Was sollen um Gotteswillen Gedichte wie das folgende?

Sie schurte das Feuer mir im Kamin,
Und als ihr die Flamme in's Antlitz schien,
Entglomm sie zum blendenden Lichtrubin.

Sie schurte die Gluth sie mir im Gemüth,
Und seit sie mein Liebesfeuer umsprudt,
Erscheint sie dichterisch angeglüht.

So muß ſie nun ſtrahlen, die reifere Frau,
Im Glanze der Dichtung, den Enkeln zur Schau,
Gleich einem Gemälde von Gerard Dow.

Ob ich nicht gelogen habe? Nein — wahrhaftig, es iſt buchſtäblich auf Seite 148 zu leſen! Hat unſere Jugend nichts Beſſeres zu thun?

Von proſaiſchen Wendungen wimmelt es, z. B. (Seite 160).

Ich will dich tröſten, wenn dir Hoffnung fehlt,
Und geiſtig dulden, was dich leiblich quält!'

Wer aber das verwirrte Sonnett Seite 157 verſteht, dem will ich mein Amt als Kritiker gerne für immer abtreten. Da meinen die Herrchen, wenn ſie ſich nur etwas überhirniſch, verrückt und herzbrechend anſtellen, ſo ſei Alles abgethan. Aber auch das Herz hat ſeine Logik. —

Wo kein dichteriſcher Beruf iſt, werden auch die Gefühle ſtets unwahr, fürchterlich erlogen ſein. Und das ſei meine letzte, aber nicht ſchwächſte Rüge! Was hätte wohl Byron zu einem Verſe geſagt, der alſo ſchließt:

Und könnt' ich ſie nur in den Himmel heben,
Gern ſank' ich ſelbſt zur Höllenglut hinab!

Wer wirklich liebt, reſignirt nicht ſo großartig. Ver
kammt oder ſelig mit einander — voilà tout!

Das zweite Buch, das mir einige ſchöne Stunden ver
kürzt, führt den Titel:

„Marienkranz, geflochten von Gainhard.“ Leipzi
1840, in Commiſſion bei Bernhard Tauchnitz jun

Daß ich es hier mit keinem Dichter zu thun hab
ward mir ſogleich aus dem Regiſter klar. Marienkranz! G
werden nämlich alle möglichen Marien in der Welt in den
Buche beſungen: Maria, Mutter Jeſu; Maria von Bur
gund; Maria von Ungern; Maria Stuart; Maria Bücher
Maria Fontanges; Maria Meſſalantie u. ſ. w. Ohne Zwei
fel iſt der geiſtvolle Verfaſſer ſelbſt in eine Maria verliebt
Wie kann ein Dichter eine ſolche Geſchmackloſigkeit begehen
und auf alle Marien in der Welt Verſe machen wollen
Gibt es etwas Tolleres? Schade um den guten Druck un
um das gute Papier!

Die Phantaſie des Verfaſſers zeigt ſich ſchon im erſten
Gedichte auf's Herrlichſte. Maria, die weiße Lilie (jede
Maria hat nämlich zugleich einen Blumennamen und alle
Gewächſe der Erde wurden zu dieſem Zwecke geplündert)
fängt alſo an:

Ein ſchlank gebauter Rieſentempel ſtreckte
Sich hoch empor, weit über Erd' und Luft —

Und Luft? Ich habe mir das mit dem besten Willen nicht vorstellen können!

Nicht minder treffend sind die Gleichnisse dieses neuen Homer. (S. 112.)

> Das eben ist der Fluch des Irdischen,
> Daß seine Wonne, schwindelnd hoch getrieben,
> So wie der Stein des Thraziers Sisyphus,
> Durch ihre eigne Schwere rückwärts rollend,
> Den Jammernden in ihrem Sturz begräbt,
> Der jauchzend sich mit ihr zur Höhe schwang.

Entweder weiß der Herr Verfasser nicht, wie Sisyphus schwitzt, wenn er den Stein hinaufrollt, und wie er durchaus nicht jauchzend mit ihm sich zur Höhe schwingt, oder hat er keinen Begriff von der Anwendung des Gleichnisses, daß er in einem und demselben Satze sagen kann, die Wonne sei wie der Stein des Sisyphus und: der Jammernde habe sich jauchzend mit ihr zur Höhe geschwungen.

Man muß die Sudler, die den Tüchtigen den Weg versperren, zuweilen züchtigen. Wer noch keinen Satz construiren kann, mache auch keine Verse. Wie mag man nur in die Welt hinausschreiben (S. 174):

> Diese Gegend ist mein Leben,
> Das ein ew'ger Schmerz durchkriecht, *)
> Wuchernd mit Polypenarmen
> Sich in's tiefste Mark versticht.

Das „der" vor „wuchernd" wegzulaſſen, iſt doch mehr als poetiſche Lizenz.

Das Gehör unſeres Poeten iſt nicht beſſer. Welche Folter, einen Vers leſen zu müſſen, wie (S. 218):

Es lebt der Frühlinge Ahnung in ihm,
Doch wehe, wenn ſie ein **Wahn nur,**
Es roſet noch immer des Gießbachs Grimm,
Und Wunden zeichnen die **Sturmſpur!**

Abominabel iſt endlich die politiſche Geſinnung (S. 58). Aufgefaßt!

Maria! (vom Ungern)
Es fehl' in deinem Kranz nicht eine Huldigung.
Auch jene nicht, die herrlich ergänzt und allgemein — (!)
Wo noch die Herzen glühen, von argem Wünſchen rein,
Wo noch die Geiſter denken, befreit vom Gleichheitswahn. —

Spricht der Herr nicht wie ein Hofrath?

Ein anderes Bild!

Gedichte in hochdeutſcher, oberbaieriſcher und pfälziſcher Mundart, von Franz von Kobell

Mancher Spaß in den zuletzt aufgeführten Dialekten, aber weder in den komischen, noch in den ernsten Gedichten Poesie. Ich habe von dem Buche weiter Nichts zu sagen, als daß die letzte Piece in demselben „der unglückliche Dichter" überschrieben ist.

Wenn uns der Frühling im Gebiet der Lyrik nichts Schöneres bringt, so sind wir dies Jahr schlecht berathen

Vermiſchte Schriften.

Gutenberg oder Geſchichte der Buchdruckerkunſt von ihrem Urſprung bis zur Gegenwart. bearbeitet von Otto Auguſt Schulz. Eine Feſtgabe für jeden Gebildeten zur vierten Säcularfeier des Inpendruckes. Mit 8 Holzſtichen.

Wie nur ſo viele tauſend Compendien um das richtige Schlagwort der nachmittelalterlichen Geſchichte ſich abmühen mögen — die bewegenden Principien der ganzen Neuzeit ſind einfach Pulver und Blei. Das erſtere Princip, das Princip des Schießpulvers, wird ſeinen Zweck erfüllt haben, wenn es ſich ſo wenig als möglich mehr geltend macht und zu machen braucht; wenn etwas den ewigen Frieden knüpft, ſo iſt es eben das Schießpulver. Es hat das Werden ſo erleichtert, daß man endlich die Luſt an demſelben verlieren muß. Das zweite Princip, das Princip des Bleis, die Buchdruckerkunſt hat dagegen die ſchönſte, thatenreichſte Zukunft nicht hinter ſich, ſondern vor ſich. Bis jetzt war Alles noch Blüthe, und die Frucht ſteht zu gewarten. Nicht Geld

sondern Blei wird die Welt regieren und in den Fugen halten, daß sie nicht lieblos auseinander fällt. Die Presse wird ihre Bestimmung erst erreicht haben, wenn sie nicht mehr constitutionelle, sondern absolute Herrscherin ist. Die blühendste Incarnation des Volksgeistes ist die Literatur, und diesem Geschäfte der Incarnation darf nicht störend in den Weg getreten werden. Die sich drängenden Gutenbergsfeste haben eine tiefe sociale Bedeutung, und sind mehr als Huldigungen, die man der bloßen Persönlichkeit eines großen Mannes darbringt. Uns allen schwebt die Frage einer glücklichen oder unglücklichen Zukunft auf den Lippen. Sie wird sich nur als Seufzer Luft machen dürfen; unsere pythagoräische Staatseinrichtung wird schon für Schweigen sorgen!

Die Buchdruckerkunst ist Miterbin der Unsterblichkeit für unsere großen Geister geworden. Karl Ottfried Müller in Göttingen schrieb auf den Würfel der Thorwaldsen'schen Gutenbergsstatue zu Mainz: **Artem, quae Graecos latuit latuitque Latinos, Germani solers extudit ingenium. Nunc quidquid Veteres sapiunt sapiuntque Recentes, non sibi, sed populis omnibus id sapiunt.** (Die Kunst, die Griechen und Lateiner nicht kannten, hat deutscher Forschergeist erfunden. Alte und neue Kunst und Wissenschaft sind nun nicht mehr das Eigenthum einzelner, sondern aller Völker.) Das ist es: Ich kann seit Gutenberg die **Welt** in den Besitz meines geheimsten Gedankens setzen; jedem Hauch der einzelnen Brust ist die Möglichkeit gegeben, die Kunde durch den Aether der Menschheit zu machen.

Wer die Buchdruckerkunst, den Typendruck erfunden hat, wo sie erfunden worden ist, dieser Streit hat für mich einen symbolischen Sinn! Wie schön ist der Wetteifer so verschiedener Nationen, die für unser Geschlecht heilsamste Erfindung für sich vindiciren zu wollen! Den ersten Ring an der Sklavenkette der Menschheit brach der Mainzer Bürger Johannes Gutenberg.

Schon drei Mal, zum letzten Male im Jahre 1740, wurde das Jubelfest der Erfindung des Typendrucks begangen. Wir werden in dankbarer Erinnerung an den Unsterblichen die vierte Säkularfeier in diesem Jahre begehen. Bereits kommt ein Schriftsteller nach dem andern herbei, um ein paar Blätter zu den Füßen des Erfinders niederzulegen. Manche Trivialität mag mit unterlaufen — wir wollen der rühmlichen Absicht wegen Nachsicht mit der Schwäche der Hand oder des Geistes haben.

Ich möchte Worte niederschreiben, für deren Druck mir Gutenberg leider keine Dinzin hinterlassen hat; Worte, die — — Worte bleiben würden! — Das behindert mich indeß nicht, auch Werke, die mehr die materielle Seite der Buchdruckerkunst betreffen, willkommen zu heißen. Zudem welche Verwandtschaft zwischen den Holzstichen und prächtigen Initialen der Herren Denning u. Klnk in Pforzheim und der Schedel'schen Chronik Anton Koburgers in Nürnberg! (1430.) Verdient nicht auch die materielle Seite in einer Zeit Aufmerksamkeit, wo man seit der Erfindung der Metall-Eftvographie sogar für Blinde zu drucken angefangen hat

Eine sehr klar und anspruchlos, mit vielem Fleiße geschriebene Geschichte der Buchdruckerkunst oder des Typendrucks ist die vor uns liegende des Herrn Otto August Schulz.

Die Frage der Erfindung selbst wird mit Recht möglichst kurz abgemacht und dahin vereinigt, daß die Ehre der Erfindung überhaupt Gutenberg, die Ehre der Erfindung der Schriftgießerei Peter Schoeffer zuerkannt wird. Hauptinhalt des Büchleins ist die Vervollkommnung des Typendrucks und Verbreitung der Buchdruckerkunst.

Die Verbreitung derselben über die ganze Erde ging unglaublich schnell von Statten. Wir kennen schon im ersten Jahrhunderte der Erfindung in mehr als 170 bedeutenden Städten Druckereien. Nach Italien wurde sie bereits im Jahre 1463 durch zwei Deutsche, Arnold Pannartz und Conrad Schweinheim, gebracht, und, ohne daß er ahnen konnte, welcher Hebel der Reformation sie werden sollte, vom Papste Paul II. aufs Kräftigste unterstützt. In Venedig zählte man im Jahre 1500 nicht weniger als zweihundert Druckereien.*) Nach Europa trifft man die Buchdruckerkunst am frühesten in Amerika, 1550 in Mexico, 1586 in Lima. Gegenwärtig hat Nordamerika, trotz dem, daß es noch keine Literatur besitzt, verhältnißmäßig mehr Druckereien, als jedes andere Land.

---

*) Leipzig hat in diesem Jahre 23 Druckereien, worunter allerdings mehrere mit 20—40 Pressen.

Die Buchdrucker waren in den erſten Zeiten immer bedeutende Gelehrte, Verleger und Herausgeber oder Verfaſſer zugleich. Verleger, ſage ich ausdrücklich, denn die Buchdrucker vertrieben bis in die Mitte des 16. Jahrhunderts, wo ſich erſt Bücherdruck und Buchhandel von einander trennten, ihre Bücher ſelbſt.

Hemmend durch die Cenſur trat man der jungen Kunſt zuerſt in Italien entgegen; die Verordnung des Papſtes Alexander VI. vom Jahre 1497 iſt bekannt. Gleiche Schmach haftet auf den Namen des Mainzer Erzbiſchofs Berthold. (1486.)

Die erſte Form der Typen war die gothiſche oder ſemigothiſche, aus der unſere heutige Fraktur entſtanden iſt: das erſte Format war Folio, das erſte Werk der Preſſe die unter dem Namen der 41zeiligen oder Mazariniſchen bekannte lateiniſche Bibel. Die Antiqua wurde durch die bereits genannten Arnold Pannartz und Conrad Schweinheim, die Cursivſchriften, das Kolen und das Semikolen durch den Stammvater der Familie Manuzi, durch Aldo Pio Manutio, der die erſten vollſtändigen griechiſchen Autoren in Venedig druckte, erfunden. Unſer hübſches Velinpapier kennt man erſt ſeit François Ambroiſe Didot, der Vater des berühmten Firmin Didot in Paris, die eiſerne Preſſe erſt ſeit Wilhelm Haas († 1800 in Basel).

In Deutſchland herrſchte früher große buchhändleriſche Regſamkeit. Der Stapelplatz unſeres Buchhandels, Leipzig, hatte gegen das Ende des 16. Jahrhunderts zwölf Officinen

eine der bedeutendſten beſaß daſelbſt ein Konſtanzer Magiſter, Ernſt Vögelin († 1578). Vor Allen zeichnen ſich aus die Freunde der Reformation: der Drucker der Lutherſchen Bibel, Johannes Luft in Wittenberg, der Drucker der Zwingliſchen Schriften, Chriſtoph Froſchauer in Zürich, der Drucker der Melanchthonſchen Werke, Chriſtian Egenolph in Frankfurt am Main. Wenig Aufmerkſamkeit wurde in Deutſchland im Allgemeinen auf Typen, Druck und Papier verwandt und hier werden wir von den Platins, Baskervilles und den Elzevieren weit übertroffen. Der Wiederherſteller der Typographie für Deutſchland iſt Johann Gottlob Immanuel Breitkopf, und in neuerer Zeit Karl Chriſtoph Traugott Tauchnitz, der erſte, der eine Stereotypengießerei in Deutſchland errichtete († 1836).

Ehre auch den Männern, die für die anſtändige Gewandung des Geiſtes das Ihrige gethan haben!

II.

Schillers erſte, bis jetzt unbekannte Jugendſchrift: Tugend in ihren Folgen betrachtet. Rede zur Feier des Geburtsfeſtes der Frau Reichsgräfin von Hohenheim, auf gnädigſten Befehl Seiner herzoglichen Durchlaucht verfertigt, von Cleve Schiller.

Ein guter Autor hat immer ſeine guten Gründe, warum er dies oder jenes nicht in die Sammlung ſeiner Werke

mit aufnimmt; vernünftige, billige Nachkommen ſollten dieſ Gründe reſpektiren. Die erſten Briefe an die Geliebte un die Schulerercitien ſoll man von Niemanden der Oeffentlich keit übergeben.

Ich habe geſchworen, weil alle Welt über Schille ſpricht, aller Welt zum Trotz über ihn zu ſchweigen un ihn im Stillen um ſo wärmer zu verehren und vielleich beſſer zu erkennen. Wozu denn aus dem Dichter mit Ge walt einen Nichtdichter machen, wozu den Diamant in Koh lenſtoff verflüchtigen? — Da hat ſich mir doch ein Schrif chen zur Anzeige in den Weg gedrängt. Schillers erſ Jugendſchrift! Aus ſeinem fünfzehnten Jahre! Der Titu unter der Ruthe! Das Ideal mit der Schellenkappe! Abe doch ſchon der ganze Dichter in dieſer offiziellen Jugend predigt! Sie ſchließt alſo: „So groß — ſo ſelig, ſo un ausſprechlich ſelig, meine Freunde, ſind die innern Folge der Tugend. Dieſes Gefühl, eine Welt um ſich beglü — — Dieſes Gefühl, einige Strahlenzüge der Gottheit getroffen zu haben — — Dieſes Gefühl, über alle Lo ſprüche erhaben zu ſein — — Dieſes Gefühl — —

Erlauchte Gräfin!

Irdiſche Belohnungen vergehen — — Sterbliche Kr nen flattern dahin — — Die erhabenſten Jubellieder ve hallen über dem Sarge. — Aber dieſe Ruhe der Seel

Franziska, dieſe himmliſche Heiterkeit, jetzt ausgegoſſen über Ihr Angeſicht, laut, laut verkündet ſie mir unendliche, innere Belohnung der Tugend. — Eine einzige fallende Thräne der Wonne, Franziska, eine Einzige gleich einer Welt — Franziska verdient ſie zu weinen!

III.

Ein Buch mit ſieben Siegeln. —

Das iſt in der That das Buch mit ſieben Titeln, vom Freiherrn von Luvin auf Illerfeld, dem Verfaſſer der Biographie der Lebenden. Der erſte Titel lautet: „der Landbär", der zweite „der grüne Giel am blauen Waſſerfall". Unter einem dieſer beiden Titel wird die Schrift im Buchhandel zu bekommen ſein. Der Verfaſſer iſt ein Freund Jean Pauls, ein launiger Alter, der ſeine Selbſtbiographie zu ſchreiben wünſcht und ſo galant iſt, beim Publikum vorher anzufragen, ob es dieſelbe auch zu leſen begehrt. Die idealſte Confuſion, die man ſich denken kann! Mancher treffende Witz, aber auch mancher Hieb in's Blaue! Der Verfaſſer iſt die barockſte Sonderlingsnatur von der Welt! —

Robert Burns.

„Ein wahrer Dichter, ein Mann, in deſſen Herzen die Anlage eines reinen Gewiſſens keimt, die Töne himmliſcher Melodien erklingen, iſt die koſtlichſte Gabe, die einem Zeitalter mag verliehen werden.“

Ein ſolcher Dichter, nach dem Herzen Gottes, ein Volksdichter, wie ihn der ewige Geiſt nur ſelten erzeugt, wurde der Säugling, den im Januar 1759 ein armes Weib im Süden von Schottland aus ihrer vom Sturm zertrümmerten Hütte daventrug. Ob ſie nicht gejauchzt haben mögen, die Berge Caledoniens, als die brave Agnes mit dem künftigen Sänger ihrer Sagen vorübereilte? — Wie der Sturm, den Robert Burns über die Taufe gehalten, ſo iſt er das ganze kurze Leben hindurch — Burns ſtarb im 37. Jahre — ſein treuer Gefährte geblieben. Wo ein Verleſer iſt, fehlt der Herodes ſelten; die Noth ſaß mit unſerem Dichter immer an Einem Tiſche. Es wollte ihm mit Nichts recht gelingen, und ſeine Seele fand für gut, ſich noch vor Abend aus dem Staube zu machen. Die Seele eines Kindes und die Seele eines Helden! Weich und fromm, ſtolz und zürnend! Ein

Herz, das zuſammenſchlug mit dem Herzen der Menſchheit wie mit dem Herzen der Natur! Ein Herz, das den Altar der Gottheit überall fand und überall erſterte! Kein Gebilde ſo zart, keine Thräne ſo geheim, die Burns nicht erlauſcht! Ein unabhängiger Geiſt, der gebrechen iſt, ehe er ſich gebeugt hat! Seine Fehler waren nur die Fehler des Schickſals! Sie zergehen wie Schnee an der Sonne vor dem himmliſchen Glanze ſeiner Tugenden. Zeigt mir nur ſechs unſerer tendenziöſen, beſſernden Dichter, die vor dieſem ächten urſprünglichen Gemüthe beſtehen können, auf die Rang und irdiſche Hoheit weniger Eindruck machen? Zeigt mir einen König, der reicher wäre, denn dieſer Bettler?

Es war lange Göthes innigſter Wunſch, Robert Burns möchte der deutſchen Nation in einer guten Ueberſetzung vorgeführt werden. Vier Deutſche haben ſich nun zumal dieſer Arbeit unterzogen; wir ſind ihnen Dank ſchuldig, ein ſolches Stück Natur wird uns köſtlich erfriſchen.

Wie iſt doch Glaube, Liebe und leider auch Geduld ſo ſchön, ſo einzig ſchön nur beim Volke zu finden! Die erotiſchen Lieder von Robert Burns ſind noch nicht übertroffen. Welche Natur, welche tiefe Gemüthlichkeit, welches Sträuben des Herzens gegen allen äußern Zwang!

Den Hans da von Glenbuskie, ſeht,
Den nehme nun und nimmer ich,
Der hat ſo lieb ſein Feld und Vieh,
Daß er nichts übrig hat für mich.

Doch blickt mein Robin lieb mich an,
Für den da laß ich Gut und Blut!
Den einen Blick nicht geb' ich dran
Für Duskie-glen sammt Hab' und Gut.

Für Geld kauft man wohl Pfand und Land,
Für Geld kauft man wohl Feld und Vieh,
Doch ein geliebtes Herz und Hand
Kauft man für Geld und Silber nie.

Sind wir auch arm, Robin und ich,
Der Liebe Last, die trägt sich schon,
Sein Herz macht glücklich ihn und mich.
Hat mehr der König auf dem Thron?

Welche Naivetät, wenn er beschreibt, wie Ein Herz aus zweien wird, oder behauptet, ein Lehrling habe den Mann, ein Meister die Frauen erschaffen, wenn er schildert, wie er vor dem Hause der Liebsten friert! Die Nacht im Gerstenfelde, Hans Gerstenkorn, Findlay, der Gang zum Weber. — Der trübste Sinn erheitert sich, wenn man so Etwas liest:

Nehmt Euch in Acht, geht nicht bei Nacht,
Wenn ihr zum Weber geht!

und

Mit jedem Wurf, mit jedem Schlag
Schießt ſich mein Herz mit ein.

Und über all das der lokale Duft ergoſſen, der immer den ächten Volksdichter beurkundet! Von der Muſik gar nicht zu reden! Ich habe die drei Ueberſetzungen von Gerhard, Heinrich Julius Heintze und Philipp Kaufmann (die von Freiligrath iſt noch nicht ausgegeben) eigentlich nur vor mich hingeſungen, nicht geleſen.

Hier hinaus, dort hinaus wandert mein Wille,
Hier hinaus, dort hinaus wandert mein Glück.

und

O pfeif' nur und gleich bin ich bei dir, mein Schatz.

Man merkt, das Ohr unſeres Schotten ward nicht immer im Zimmer, ſondern in den Schluchten und auf den Höhen der Berge, von der Blüthe, die aufbricht, und den raſchelnden Blättern im Herbſte gebildet. Manches Lied iſt nur ein Seufzer, in eine wundervolle Melodie gebannt, die eine kritiſche Erörterung begreiflich zu machen im Stande iſt.

Das Elend einer Heirath ohne Liebe ward nie rühren der geſchildert, als in dem Gedichte Alt Robin Gray. Der arme Geliebte iſt fort über die See; unterdeſſen frei der reiche, gute, aber alte Robin Gray, der die Eltern der unglücklichen Jenny ernährt, um die letztere. Ehe ihr Eltern Hungers ſterben, entſchließt ſie ſich, einen alten Mann zu heirathen. Der jugendliche Geliebte kehrt zurück, um Hochzeit mit ihr zu machen — welcher Schmerz des Wiedersehens und welches zarte Pflichtgefühl in der Entſagung!

Ein braves Weib zu ſein,
Darnach will ſtreben ich,
Denn der alte Robin Gray
Iſt ſo gut gegen mich!

Ein weiterer Hauptgegenſtand poetiſcher Bearbeitung iſt für Burns die Klage um den fernen Geliebten, der im Kriege ſich befindet, womit ſich meiſtens ein ſchmerzlicher Vorwurf gegen die Machthaber verbindet.

O weh' euch Machthaben, deren Neid
Die Krieger führt zu blut'gem Streit,
Manch' liebend Herz der Luſt beraubt,
Vergeltung fall auf euer Haupt!

Dabei aber durchweg die treuſte Anhänglichkeit an das Vaterland und der bitterſte Unwille über Verrath. Als Schotte iſt er ein grimmiger Feind der Whigs.

Hinaus! Whigs, hinaus!
Hinaus! Whigs, hinaus!
Ihr seid ein Pack
Verrathervoll,
Und heckt nichts Gutes aus.

Die Linden blühten frisch und frei
Und duftig um're Reisen.
Da kamen die Whigs, wie Frost im Mai,
Knickt alle Sturmes Losen.

Voll vom Reize der Alterthümlichkeit ist Macphersons Lebewohl. Macpherson war ein berüchtigter Freibeuter in Nordschottland und wurde im Anfang des vorigen Jahrhunderts durch List gefangen genommen und zu Inverneß hingerichtet. Am verhängnißvollen Baume angekommen, begann er auf seiner Lieblingsvioline die Weise zu spielen, welche seinen Namen „Macphersons Rant" erhalten hat; dann hielt er das Instrument empor und versprach es demjenigen aus seinem Clan, der diese Melodie über seiner Leiche spielen würde. Als Niemand antwortete, zerschlug er am Kopfe des Henkers die Geige in Stücke und stürzte sich von der Leiter. Brave!

Neben Liebe und Vaterland besingt Robert Burns auch recht lustig den Wein in den Wetttrinken der schottischen Helden. Von dem Einen heißt es, die baltische Flut wanke

nicht trunkener als er, und der Barde, der als Zeuge diesem Wetttrinken anwohnt,

Wunscht einen Weinberg zum Parnasse sich.

Der Culminationspunkt seines Humors ist die „Reise eines Antiquars" in Schottland.

Er theilet auch genau den Schnitt
Von Adams Blattenschurze mit,
Das Schwert, das Adels Hals durchschnitt,
Und thut auch dar,
Daß es zu einem Waidmannsritt
Ein Fänger war.

Burns ist durch und durch, also auch in seinen Blättern ein origineller Dichter. Die vom Schlaf geschlossenen Augen der Geliebten vergleicht er mit einem Schwert in der Scheide, die offenen mit einem Sternenpaar, das ein sinkendes Schiff emporziehen würde. Die Stunden, die er beim Becher zubringt, fliehen wie Bienen, beladen mit Schätzen. Die Ewigkeit seiner Liebe faßt er gar artig in die Worte:

Ich werde lieben dich, mein Herz,
Bis trocken wird das Meer,
Bis alle Meere trocken sind,
Die Sonne schmilzt den Stein,
Will ich Dich lieben, süßes Kind,
Im tiefsten Herzen mein.

Ueber die ſchon genannten Ueberſetzungen hätte ich nur noch zu ſagen, daß die von Gerhard claſſiſch, die von Heintze gut, und die von Philipp Kaufmann am wenigſten treu aber auch ſehr leebar iſt. Die letztere enthält jedoch über 90 Gedichte weniger, als die von Heintze. Das Lied an die „Feldmaus," „die ſchmucken Burſchen am Gallawaſſer" ſollten nicht fehlen, „Tam o Shanders" Abenteuer findet ſich dagegen nicht in der Heintze'ſchen Prachtausgabe (mit dem Portrait des Dichters)

Corporal und Dichter.

Auf dem Friedhofe San Gievanino in Mailand ſchlummert ſeit dem 3. November 1837 eine Hülle, für deren Geiſt bisher faſt nur die wenigen Freunde, die ſie zu Grabe geleitet, eine liebende Erinnerung bewahrten. Der Tod war diesmal noch grauſamer als gewöhnlich und ſchien ſelbſt den unſterblichen Theil eines Genius antaſten zu wollen, ob deſſen früher irdiſcher Vollendung ſchon die Wehmuth in den Tiefen der Seele uns erfaßt. Ein Sänger, wie ſie ſelten ſind, ein Dichter aus Gott ſchläft drei Jahre lang den ewigen Schlaf, ehe die Menſchheit das kleinſte Zeugniß ſeiner himmliſchen Herkunft erhält.

Dichter und Corporal! Apollo in kaiſerlich königlich öſtreichiſcher Uniform! Welche Laune des Schickſals?

Joſeph Emanuel Hilſcher heißt die unbekannte Größe, von der ich reden will. Der bekannte Auguſt Frankl hat ſich das Verdienſt erworben, der Welt ein ſchönes Stück jener inneren Geſchichte, jener Geſchichte des Menſchenherzens, die an Wahrheit der äußeren um Nichts nachſteht, gerettet zu haben. Es werden ihm mit mir Tauſende danken.

Der Sohn eines Regimentsprofeßen bei dem Infanterie regimente Nr. 17, hat es Hilscher selbst in seinem Leben auch nicht weiter gebracht, als zum Kornier bei der gleichen Nummer, wenn ich nicht irre. Hilscher sprach und schrieb englisch, las französisch und italienisch, war ein gründlicher Mathematiker, zeichnete gut, hatte tüchtiges Wissen in mehreren militärischen Fächern und dichtete! Er dichtete Verse, die Byron gewiß mit Stolz als die seinigen anerkannt hätte.

Solche Kenntniße — Herr Krankl rechnet höchst naiv auch das Dichten unter die Kenntniße — konnten nicht unbemerkt bleiben, ein solches Pfund durfte nicht vergraben werden. Das Vaterland mußte ein Talent dieser Art benutzen. Wer war recht geeigneter, als Hilscher, die Ausgaben für Brod und Gemüse zu verzeichnen, die Tagesbefehle und die Röhrleinsordonnanzen zu kopiren?

O, Hilscher war gewiß ein ächter Dichter, da er dichten konnte, wo er jeden Augenblick aus seinen Träumen getrommelt wurde! Seine Schmerzen sind gewiß lauter, sein beißender Spott ist gewiß verzeihlich, wenn man die äußere Lage dieses Mannes auch nur oberflächlich berücksichtigt.

Wenn unsere vornehmen Herren auch gefühlvoll sein konnten, sie mußten vernichtet werden von der Gewalt des Vorwurfs, der in dem Menschenleben, das wir uns hier betrachten, für sie liegt. Ist das Alles, was ein Graf oder Baron für einen Geist, dem er nicht die Schuhriemen lösen darf, thun kann — daß er herablassend vor einer stumpfen

Menge Arm in Arm mit ihm herumspaziert? O, diese Helden bei der Toilette — wo sie lieben, wo sie beten sollten, da lächeln sie!

Wollte Hilscher die heilige Flamme in seiner Brust bewahren, so mußte er vor Allem sie schützen gegen den kühlen Luftzug der Gesellschaft, in der er sich bewegte. Er mußte sich umpanzern und umfächeln gegen den Andrang der Brutalität; er mußte sich vereinsamen, wenn er nicht irre werden sollte an sich. „Ich lasse selten tief in meine Brust schauen, mein Stolz verträgt nicht den Zweifel, und es verletzt mich aufs Stärkste, wenn Jemand in mein Inneres wie in eine Gaukelbude blickt."

Diese Worte erklären und entschuldigen hinlänglich die schroffe Stellung, die er, die offene, warme Seele, gegen seine nächste Umgebung einnahm. Eine unglückliche Liebe, der Tod seines besten Freundes waren eben nicht nothwendig, um den Jammer unseres Dichters voll zu machen und sein Herz der ordinären Beschauung zu verschließen.

„Wenn man Gefühle und Gedanken in sich trägt, die von Andern als Thorheit verlacht werden, da ist Zurückhaltung zu entschuldigen." Gleich aber setzt er hinzu: „Doch kann ich mich mit meinen Thränen nicht in einen Winkel zurückziehen, nun mögen sie auch in Gegenwart von Richtern und Spöttern fallen. Die Menschen haben mich nicht verachtet, mir nicht geflissentlich Leid zugefügt, ja mir Gutes gethan nach ihrer Weise; aber sie haben mich viel gelangweilt und mir manches Weh verursacht, und mir für meine vollwichtigen Dukaten falsche Groschen gegeben."

Ihr Pechlin's, ihr Legations- und Hofräthe, wagt es noch, eine enter faden Linien drucken zu lassen, wo solche Offenbarungen des tiefsten Gemüthes der Welt geboten werden?

Die Briefragmente, die Herr Frankl der Biographie Hilscher's einstreut, sind uns so willkommen, als die besten Linien aus der gesammten deutschen Briefliteratur. Wer so energisch fühlt, wie Hilscher, legt in der Regel die ganze volle Seele in einem Briefe auseinander; Jubel und Verzweiflung werden uns ohne Rückhalt in all' ihrer Herrlichkeit vor Augen geführt. Und ächt ist jede Zeile, die Hilscher geschrieben: das Forcirte, Gezwungene kann so unwiderstehlich nicht ergreifen. „Wie ich lebe? Nun — wie man ißt, ohne Appetit zu haben!" Die „Hallischen Jahrbücher" mögen sich immerhin wieder lustig machen, und weit und breit erzählen, wie der arme Mann leider nicht aus seiner Subjektivität herausgekommen sei, wie er sich nicht zu beschränken gewußt habe — uns soll das den Genuß von Hilschers Dichtungen nicht verkümmern.

Hilscher hat uns nur zu wenig von dieser mißcreitirten Subjektivität mitgetheilt. Der Originalgedichte sind in dem starken Bande blos etwa dreißig. Keine Tendenz ist der Inhalt derselben, sondern eine Existenz; es sind Melodien, bei denen man fühlt, daß die Vergangenheit sie verstanden hätte, wie die Gegenwart sie versteht und die Zukunft sie verstehen wird. Kann man einem Dichter mehr Rühmliches nachsagen?

Ein Gedicht „Endymion," so zart, als ob der Mond selbst es gedichtet, und ein zweites, „Francia," ausgenommen sprühen die Lieder Hilscher's alle heißes, glühendes Leben. „Was uns erfüllt, ist's, was im Lied erklingt," sagt er irgendwo. Hilscher hatte wenig gute Tage und die Welt bekam dafür gute Lieder. Lieder, herzgeborne Lieder, die ein großartiger Versuch zur Emancipation der Lyrik von der Reflexion sind und schon darum unendlichen Werth besitzen. Die Sprache unterscheidet ja auch durch die Namen zwischen Poesie und Philosophie — warum meinen doch so manche moderne Lyriker, etwas Rechtes zu leisten, wenn sie zusammenkuppeln, was Gott getrennt? Euer Herz, wenn es etwas werth ist, nicht euren klügelnden Verstand, verlangt man im Liede!

Die Klage über sein einsames Dasein, über seine ungeschickte Stellung zur Welt erfüllt durchweg die Gedichte Hilscher's. Und wie lieblich duftet noch diese gebrochene Blume! Welch' ein Klang in diesen zwei Versen:

Geht mich auf und laßt mich fliehen,
Und genießet euer Glück,
Kalte, finst're Arme ziehen
Von den Frohen mich zurück.

Ach! ihr wißt von keinem Leide,
Das verzehrend nimmer ruht,
Wißt es nicht, wie weh' die Freude,
Und wie weh' das Mitleid thut.

Welche Tiefe von Elend in den drei Linien:

Ich muß, ein armer Fremdling, hier im Busen
Den nimmersatten Geier: Sehnsucht! nähren,
Und wie ein Fluch, muß Segen an ihm zehren.

„Man kann nur glücklich **sein**, nicht **werden**" — war die höchste Erfahrung, die **Hilscher** machen konnte. Zuweilen, wenn er von allen Seiten „schroff und kalt" genannt wird, glaubt er einen Aufschluß darüber geben zu müssen. Um zugleich zu zeigen, wie originell die **Bilder Hilscher's** sind, stehen hier folgende Verse:

Ihr nennt mich ungesellig.
Und bin ich's, so bin ich es mit Recht,
Denn ihr seid wie die Wolke, aber kühl.
Verkennend, was in mir so wahr und echt,
Habt ihr gehöhnt, gemißhandelt mein Gefühl.

Ihr habt die Blüthen meiner Brust zerknickt,
Und Dornen mir in's Herz gelegt,
In arger Wallung mir das Blut empört,
Und Zweifel mir in's Innerste gesät.

Drum laßt mich kalt und ungesellig sein.
Was kümmert's, mit euch so [illegible] im Verkehr?
Ich habe nichts mit eurer Art gemein,
Ich bin für euch, ihr seid für mich zu leer!

Trifft das, ihr Helden vom Regimente Nro. 17.? —

Wer konnte mehr als Hitzicher dazu berufen sein, Byron in die deutsche Sprache zu übertragen? Und er hat in dieser Uebertragung das Höchste geleistet, was in Deutschland im Uebersetzen geleistet wurde. Jetzt erst fühlt man, wie matt selbst die Uebersetzung Byron's durch Bettger ist, die ich schon zu verschiedenen Malen gerügt! Nur eine verwandte Natur konnte Byron den Deutschen zugänglich in all seiner erschreckenden Wahrheit machen. Verwandt aber war mit Byron, wenn irgend Jemand, so Hitzicher.

„Auch ich bin einem in der Welt gestanden!"

ruft er in der Zueignung an Byron aus, einem Gedichte, wie noch keines an den britischen Sänger gerichtet worden ist; selbst das berühmte von Wilhelm Müller muß zurückstehen.

Wie ein Komet bist du der Welt erschienen,
Wie eine Sonne strahlst du deutlich nieder.

Ja, das ist Byron!

Hitzicher hat Byron nachempfunden — und weißt ihr, wo? In der Ecke eines Kasernenzimmers, auf einem Brette, umgeben von dem Lärmen von vielleicht achtzig Soldaten. Wo haben wohl der Waren von Berlin den Childe Harold übersetzt?

Außer den Uebersetzungen Byron'scher Poesien finden sich noch welche von Southey, Goldsmith, Thomas Moore, Ariost, Hugo Foscolo (die Gräber). Die Uebersetzung eines Gedichtes von Lamartine ist tausendmal schöner, als das Original selbst.

Gott, sind wir denn so reich, daß du Genien, wie Hitscher, wie Büchner, so frühe aus der Hand wirfst?'

Die Poeſie in Oeſtreich.

I. Vorrede.

Die Propheten gelten nur im Vaterlande, iſt man verſucht, zu ſagen, wenn man einen Blick auf die poetiſchen und literariſchen Zuſtände Oeſtreichs wirft. Auch der unbedeutendſte Dichter, von dem man im Auslande kaum den Namen erfährt, hat in der Regel dort ein bedeutendes Publikum. Beſaß doch ſelbſt Hilſcher eine ſo unerklärliche Pietät, daß ihm auch nie der Gedanke kam, ſich neben, geſchweige denn über einen ſeiner poetiſchen Landsleute zu ſtellen. Es wird viel, unendlich viel geſungen in Oeſtreich, aber wie wenig iſt darunter, das, man erlaube mir den Ausdruck, die Menſchheit ſo recht packte, in den Tiefen der Gemüther gewaltige Sympathien erweckte; wie wenig iſt darunter, das uns, wenn es gut geht, in mehr als eine laue, dämmernde Stimmung verſetzte! Freiwillig Verbannte, wie Lenau, wie Anaſtaſius Grün, darf man doch kaum zu den öſtreichiſchen Dichtern zählen. Auch der Graf Auersperg, der Kammerherr, gehört wieder der Kaiſerſtadt an.

Die zwei theuern Namen, die ich so eben genannt, geben den besten Beweis, daß Freiheit und Poesie einen und denselben Boden zum Gedeihen verlangen. In Oestreich aber verlangt das junge Talent, das sich nur mit einiger Wildheit gebärdet, Gefahr, alsbald erdrückt zu werden; für die ungehemmte Entwicklung eines großen Genius, der allerdings und überall nicht blos Gold, sondern auch Schlacken auswirft und auswerfen muß, ist dort keine Stätte. Die Vernunft ist meistens niedergehalten auf der Stufe des hausbackenen Verstandes, das Gemüth wird von den Lyrikern nur in seinen leichten, fröhlichen, höchst selten in seinen ungestümen, aus der Tiefe kommenden Schwingungen erfaßt. Die Helden der dramatischen Dichter spielen wie die Geister Ossians ihre Rollen immer zwischen Himmel und Erde; das phantastische Lustspiel hat darum in Oestreich eine hohe Ausbildung erreicht; Ferdinand Raimund ist sein größter dramatischer Dichter.

Die Ostermesse hat uns mancherlei poetische Produktionen aus Oestreich zugeführt. Von Grillparzer, der so lange geschwiegen, liegen nicht weniger als drei Dramen vor uns. Außerdem hat J. Gabriel Seidl einen Band Gedichte, „Liedertafel" betitelt, und Andreas Schumacher einen östreichischen Musenalmanach herausgegeben. Ein gewisser Johann Langer beehrt uns mit zwei Bändchen dichte, neue Folge.

Wir wollen einmal mit der Lyrik den Anfang machen und unsere obigen Behauptungen theilweise zu erhärten suchen.

1) Liedertafel von Johann Gabriel Seidl.

Es möchte schwer sein, aus dieser nicht geringen Anzahl von Gedichten einen durchklingenden Grundton herauszuhören. Dies ist schon ein großer Vorwurf für einen Lyriker: eine Einheit des Gemüthes muß sich auch im Zerstreutesten fühlen lassen. Seidl, glaube ich, ließe das Dichten um ein Billiges bleiben; gewiß wird er von keiner inneren Nothwendigkeit, von keinem Herzensdrange dazu getrieben; er macht wohl mit der gleichen Ruhe Gedichte, mit der er sein Häherl verspeist.

Als ich hinausgegangen
In Gottes freie Natur,
Da sah ich Anfangs Hütten
Und Kirchlein und Dörfer nur.

Ist das nicht allerliebst?? Und Seidl hat seinen guten Ruf in Oesterreich.

Zwischen Seidl und einem Schneider ist mehr Verwandtschaft, als zwischen Seidl und einem Dichter. Er versteht meisterhaft zu flicken und hat dadurch selbst die der Composition nach artigsten Gedichte, wie „die Eintagsfliege" (S. 119) und „Verschämter Schmerz" (S. 130) widerlich entstellt.

Zerreißt Einem das Genick in folgenden zwei Versen nicht unbarmherzig das Ohr?

Mein Busen hebt sich wieder keck,
Der böse Zwist verklang,
Die trübe Kummerwolke weg:
Es war ein Uebergang!

Und:

Ein blanker Helm bedeckt sein Haupt
Mit hellem Purpurband;
Den hat er reich mit Gram belaubt,
Des Lebens sich'rem Pfand.

Man vergleiche auch den letzten Vers aus der Schule der Liebe (S. 72). Und wie originell unser Dichter in seinen Bildern ist!

Der Geiger zog den Bogen,
Als schnitt er — — Butterbrod.

O Oestreich, ich beneide dich um deine Naivetät!

2) Oestreichischer Musenalmanach, herausgegeben von Andreas Schumacher. Wir werden doch immer ärmer an dem, was man so eigentlich Lied nennt. Hier könnte denn eben der jetzt viel genannte Robert Burns den Deutschen ein Führer sein; der gedankenvollste Dichter wird nur durch das Lied bei seiner Nation sich einschmeicheln können. Und mit Recht — das Lied ist der Prüfstein für einen

Lyriker! Das Lied, das Lied, nicht diese kühlen, reflektirenden Gedichte, mit denen man uns seit Jahren überschüttet und die es nur mit dem Verse, nicht mit dem Herzen zu thun haben! Der steife Paradeschritt eurer mühsam errungenen Sentenzen ist einem Liede gegenüber, was ein deutscher Professor einer Grazie.

In diesem östreichischen Musenalmanache will nun auch gar Nichts ansprechen, und sämmtliche Vögel, die darin singen, sind kleiner als ihr Ruf. Ich kann selbst Uffo Horn nicht ausnehmen, so hübsche Passagen auch sein „Verbannter" enthält. Die Lieder der Liebe von dem Verfasser der Griseldis sind wahrhaft ordinär, und Ladislaus Pyrker hätte nichts Unbedeutenderes aus seinem Pulte hervorsuchen können. Die Epigramme von Bauernfeld sind die Lichtenbergischen Messer ohne Klinge, denen der Stiel fehlt, und ein Freiherr von Beulles backt ein Gericht „Zoroasters Gebet" zusammen, das wo möglich noch unpoetischer klingt, als sein freiherrlicher Name. Freiherr Feuchtersleben gibt einen Prometheus zum Besten, der Einem glatt wie ein Aal aus den Händen schlüpft und radotirt wie ein Constitutioneller, nicht wie ein Titan. Man hat an Feuchtersleben die Form gelobt. Worauf sich solch ein Lob gründet, begreife ich nicht. Denn was sind das für mühselige Construktionen.

Geflügelter Genossin meiner Einsamkeit
vielbrechte Schwermuth —

zu deutsch: Die geschreckten Schwärme der geflügelten Gedanken meiner Einsamkeit.

Der Musenalmanach des Herrn Andreas Schumacher ist ein Arsenal von Preis. So singt ein Franz von Schober:

Sie heißt Idee, nach der ich stets muß leben. —

Ist der Redakteur oder der Dichter toll?

Derselbe Herr von Schober bewährt sich auch als ein gar origineller Kopf, indem er Sonette im trochäischen Metrum versucht!

Gustav Frank singt ein Gericht an:

Das ist der Lohn an der Dichtung!

und Ludwig August Frank tritt selbst die Gesetze der deutschen Sprache mit Füßen:

Du warst nicht einsam, meine Träume
Und meine Seele war bei dir —

Allerdings darf in der Poesie das Verbum, auch wenn es auf zwei Substantive sich bezieht, im Singularis angewandt werden, sobald nämlich die zwei Substantive auch nur singularisch gebraucht sind. Ist aber auch nur Eines der

mit einander verbundenen Substantive im Pluralis gebraucht, so muß man sich auch des Verbums im Pluralis bedienen. Pfui! ich docire einem berühmten Dichter Grammatik. Ich unglückseliger Pedant!

Der Musenalmanach der östreichischen Dichter konnte nichts Tüchtiges sein — er beginnt mit einem Gedichte eines gewissen Herrn, den wir unter dem Namen Eginhard vor einiger Zeit in unseren Blättern kennen gelernt haben und der es sich zur Aufgabe gemacht hat, alle Marien in der Welt zu besingen. Es wäre doch natürlicher, als Eginhard einmal eine Emma zu besingen. Aber nein — auch hier, im östreichischen Musenalmanach, muß es eine Maria sein.

Sie sind wirklich klein, die Ansprüche, die man an einen Dichter in Oestreich macht. Da ist ein Johann Langer, der gleich der ersten Auflage seiner Gedichte sein Porträt und Facsimile vorsetzen läßt. Er trägt auch ein Bändchen in Knoxsack — wer er wohl sein mag? Einige launige Gedichte abgerechnet, habe ich blos süßliches, kriechendes, schmeichelndes Zeug gefunden, über das sich gar nicht reden läßt, da es nicht mehr in den Bereich der Poesie gehört. Nur eines Plagiats sei noch erwähnt, das Herr Langer an Usteri's „Schuldenboten" begangen hat. Der „Advokat und der Teufel" des Herrn Langer nämlich sieht dem Schuldenboten Usteri's auf ein Haar gleich.

In einem zweiten Artikel die neueste dramatische Literatur Oestreichs!

Periodiſche Literatur.

Die Helenen, Roſen, Penelopen, die Vielliebchen, Vergißmeinnicht und Frauenhuldigungen, dieſe Schneeglöckchen der Herren Glauren, Heller, Spindler und Fromlitz, der nun auch ſelbſt ſchlafen gegangen, haben ſo ziemlich ihre Endſchaft erreicht. Wer ſich gründlich überzeugen will, daß die duftende Literatur von Anfang an nur für Kinder und Schwache geweſen, beſuche das Muſeum einer deutſchen Univerſität. Er wird finden, daß es eine reine Unmöglichkeit iſt, den Schläger zu führen und die ſeidenartigen goldenen Blättchen einer Roſe oder eines Vergißmeinnichts umzuſchlagen. Wie modern zerriſſen ſehen ſie nicht aus! Und doch werden dieſe Almanache ſo wenig geleſen. Sie haben alle Achtung verſcherzt, die Unglücklichen, und werden allmälig auch den Frauen ſelbſt, denen ſie ſo huldvoll dedicirt ſind, unausſtehlich. Es war daher immer ein höchſt boshafter Witz, wenn man ſie, die Almanache nämlich, mit Schmetterlingen, dem Symbol der Unſterblichkeit, verglich.

Das Inſtitut der Almanache an und für ſich will ich trotz der tauſend Sünden, die ſie gegen Geiſt und guten

Geschmack begangen haben, nicht im Geringsten angreifen. Bei unserer allseitigen Zersplitterung muß es immerhin wünschenswerth erscheinen, wenn jährlich eine Anzahl Freigesinnter unter einer Fahne von zwanzig Bogen und darüber sich freundlich begegnet; aber nicht begegnet, um über Kindereien mit Stutzern und Unmündigen zu verkehren und weiter Nichts als ein Stück Zeit wegzuplaudern, sondern um mit vernünftigen Männern über die Interessen der Gegenwart und Ewigkeit geistvoll zu verhandeln und durch ächte Poesie eine trübe Stunde vergessen zu lassen. Das zu frühe eingegangene Taschenbuch von Karl Büchner, das rheinische Odeon von Hub und Schnezler, die Musenalmanache, das Jahrbuch der Literatur hegen auch wirklich solche ernstere Absichten und haben sie ziemlich theils befriedigend zu erfüllen getrachtet. Das Jahr 1840 hat uns eine willkommene Gabe dieser Art geboten. Ich meine das rheinische Jahrbuch für Kunst und Poesie, herausgegeben von Freiligrath, Mahlerath und Simrock, das sich uns, wie das Odeon und das Jahrbuch der Literatur, in sehr schönem, aber seidem bürgerlichem Gewande ohne Purpur, Geld und Gemäldegallerie präsentirt. Sie sind, wie schon der Titel errathen läßt, lauter rheinische Dichter, die, einige zum ersten Male, hier öffentlich auftreten. Der Eindruck, den das Buch im Ganzen macht, ist erfrischend und erfreulich; es regen sich darin viel kecke, tüchtige Gesinnungen; es fällt mancher gute Schlag und findet manche neue Herausforderung Statt, wobei wir gern die Secundantenrolle übernehmen. Was mir leid thut, ist; daß die Kritik dem Werthe nach der Pro-

duktion in diesem ersten Jahrgang weit verzuziehen ist. Am Rhein sollte man meinen, müßten die Dichter glühen und sprühen vor Produktionslust.

Wahrhaft unbegreiflich ist für mich, wie Immermann, der sich in jüngster Zeit so hoch heraufgearbeitet hat, seine eigenen Kräfte so mißkennen konnte. Die Gebiete, auf denen sich der Dichter der Epigonen und des Münchhausen allein mit Sicherheit und Geschick bewegen wird, sind das Drama und der Roman. Lyrisches und Episch-Lyrisches wird ihm immer nur halb oder gar nicht gelingen. Seine Natur ist zu scharf und prägt; sie hat keinen Schmelz. Es war ein unglücklicher Gedanke von Immermann, das uhdeute Gedicht des Mittelalters (die Nibelungen sollen ihrer ursprünglichen Entstehung nach doch in eine fernere Zeit), Tristan und Isolde in moderner Weise zu bearbeiten. Ich möchte sagen, er hat dem Gedichte seine Unschuld geraubt: es ist auch keine Spur von der alten himmlischen Naivetät übrig geblieben. A. A. L. Kellen hat im Manuscripte gleichfalls einen großen Theil von einer Bearbeitung dieser lieblichsten der Sagen vollendet. Hierin ist denn Duft und Klang. Ich glaube Immermann selbst, wie alle unsere Leser zu verbinden, wenn ich mit Erlaubniß Kellens den Anfang seines Romans von Tristan und Isolde hier mittheile. Tristan und Isolde ist ein Gedicht, das mit allen Sinnen gelesen werden will, und das scheint Kellen in seiner melodischen Bearbeitung recht tief gefühlt zu haben. Man vergleiche einmal das Vorspiel Immermanns, das, wie nicht

zu läugnen ist, einige sinnige Passagen enthält, mit dem einfachen Versspiel Kellens*)

Es tönt ein Sang aus alter Zeit
Von Leid und Lieb, von Lieb und Leid
Von Seligkeit in Seelennoth,
Von leidem Leben und liebem Tod,
Von wonnevollen Thränen,
Von nie gestilltem Sehnen.

Es sagt von einer Maid,
Die hat ihr [illegible]
Um eine Ros' gewunden,
Wie um des Dornes Wunden
Die Rebe weinend wachsen,
So [illegible] ihr die [illegible]

Sie wachsen aus einem Grabe,
Da trinken sie Geist und Labe?
Am Tag die Sonne, Thau bei Nacht,
Dort sind die [illegible] heimgebracht,
In Einem Grab ein Weib, ein Mann:
Tristan-Isold, Isold-Tristan.

Lang sogen die beiden Herzen
Den süßen Trank der Schmerzen
Bis aus der Minne Scherzen
Flammten die Todeskerzen

Der Graf scheint mir in dem rheinischen Jahrbuch durchweg schlecht berathen. „Wittich, Wielands Sohn.“

Wer da trank den Kelch der Minne,
Dem brennen die wunden Sinne,
Bis schlafentrückt ... innen
Des Giftes Ströme rinnen.

So weinen im Lenz die Reben
Im herbsten Gift zu geben;
So bricht aus der Rose Zauber ...
Isold-Tristan, Tristan-Isold.

Wer hat dein Zauberbuch gelesen,
O Minne, du allerschönstes Wesen?
Du bist noch heute, wie du gewesen:
Immer selig Sterben und tödtlich Genesen!

Woher, du seelberauschter Duft,
Woher, du Blitz aus heiterer Luft?
Woher du Ruf, vor dessen Bann
Kein Wille besteht, kein Weib, kein Mann?

Eh' aller Zeiten Beginn begann,
Warst du geschieden Weib und Mann;
Zu deines Kelches Zauber dann
Erkannten sich wieder — Isold, Tristan.

von Karl Simrock, steht dem vor sechs Jahren erschienenen „Wieland der Schmidt" sehr nach, sowohl was die Composition, als die Ausführung im Detail anbetrifft. Unterhaltend wird die Geschichte, das läßt sich voraussehen. Wer nur auch damit und damit allein zufrieden sein könnte! Simrock, wie Wackernagel, der durch seine öffentliche Erklärung für die letzte Züricherrevolution alle Gutgesinnten sich entfremdet hat, haben etwas Kühles, Frostiges; Anerkennung ihres Sprachforschtalentes, formeller Reinheit und Glätte wird man ihnen nicht versagen; tiefere Sympathien werden sie schwerlich je für sich gewinnen. Die Söhne der Zeit stehen ihnen fern, wie sie selbst der Zeit ganz ferne stehen.

Auch den Geschmack Simrocks möchte ich nicht unbedingt loben, wenigstens mußte ich laut auflachen, als ich den Riesen Widolf in „Wittich, Wielands Sohn" folgendermaßen intoniren hörte:

Es ist ein Wink von oben, daß wir uns vorbestimmt.

So laßt mich uralte Adams-Geschichten
Mit neuem, getreuem Wort berichten
Und manche wunde Brust beschwichten;
Denn — unser Leben ist dieses Dichten!

Fellen.

Und dieser Wirelf frißt Wölfe und Schweine ungebraten mit Haut und Haar auf.

Freiligrath hat, wie zu erwarten stand, aus Shakespears Venus und Adonis dreißig Stanzen mit großem Geschick übersetzt. Trotz der phantasievollen Durchführung wollte uns hingegen die Vergleichung seiner Poesie mit Rolands Hüsthorn in dem einzigen Criminalgerichte, welches das Jahrbuch von ihm mittheilt, nicht gefallen. Die Pietät hält Einen ab, an einem so entschiedenen Talent, wie Freiligrath, viel zu meistern, – möge er der schon von vielen Seiten her an ihn ergangenen Mahnung Folge leisten und nach und nach zu einer größeren Einfachheit und Ungesuchtheit sich bekehren. Ich wünsche das in seinem und der deutschen Poesie Interesse.

Keck, frei, stolz, mit vrevhetischen Anklängen, tritt uns Mayerath entgegen; solche Gesinnungen, ein solches Talent müssen sich bald Bahn brechen. Die „Irrungen der Liebe," eine Novelle, vielleicht die erste, von Mayerath, ist künstlerisch verfehlt, ohne Handlung, ohne spannende Situationen, aber eine Niederlage goldener Gedanken. Es offenbart sich hier ein Gemüth, dem man mit rechter, ungeheuchelter Liebe entgegenkommen muß. Wie wahr sind folgende Sätze! Wer wollte sie nicht gerne unterschreiben?

„Wir bedürfen keine Poesie der Täuschungen mehr, der Schwärmerei, des mystischen Gefühles, überhaupt des Unfaßbaren, sondern wir wollen eine Poesie der Wahrheit und der Gegenwart, die eben darum eine der Gegenwart ist, eine

Poeſie, die uns die ſittliche Schönheit der Geſchichte zur Anſchauung bringt, jene höchſte Harmonie des Lebens, welche nicht mehr der Friede des Kindes, aber der des Mannes, und durch alle Entzweiung zum heiterſten Bewußtſein ihrer ſelbſt gereift iſt. Möglich wohl, daß dieſe Poeſie im feſten Umriß, in claſſiſchem Faltenwurf, überhaupt in gewähltem Styl der Form nicht völlig jene Höhe erreicht, auf die der Grieche die Antike geſtellt hat; wir ſind, mit dem Dichter zu reden, viel zu alt, um nur zu ſpielen. In Höhe der Geſichtspunkte jedoch, in allſeitiger Auffaſſung, in geiſtiger Bewegung und Durchdringung des Lebens wird dieſe Poeſie ihre Vorgängerin unendlich überflügeln, ſie wird ſein wie das Südmeer, tief aber kryſtallenklar bis auf den letzten Grund dieſer Tiefe!"

Nach ſolchen Anſichten iſt auch der Aufſatz „Moderne Romane" geſchrieben, deſſen Verfaſſer ohne Zweifel Mayerath iſt. Wir hätten hier in Manchem zu widerſprechen, verſchieben dies aber, bis wir den fraglichen Gegenſtand, die Romanliteratur der jüngſten Zeit, ſelbſt näher berühren. Es drängt uns, zu dem Aufſatze Herrn Püttmanns „Ueber die neueſten Kunſtſtrömungen, insbeſondere der Düſſeldorfer Schule" überzugehen und eigene Bemerkungen daran anzuknüpfen.

München oder Düſſeldorf? Rückſchritt oder Fortſchritt? Ultramontanismus oder Vernunft? Mittelalter oder neue Zeit? Unterdrückung oder Freiheit? Man mag ſagen was

man will, es iſt immer eine und dieſelbe Frage, und ich begreife nicht, wie meinen lieben Landsleuten die Augen nicht aufgehen wollen, wie ſie immer noch mit feuchtem, ſchwärmeriſchem Blick nach dem neuen Athen ſchauen mögen und über nicht zu bedeutender Genialität der einzelnen Künſtler die verfehlte Richtung der Kunſt im Ganzen überſehen. **Timeo Danaos et dona ferentes** — denke ich immer, ſo oft ich an München denke. Wir müſſen von vornherein gegen Alles Mißtrauen hegen, was nicht eine ächte unmittelbare Blüthe des Volkslebens iſt. Wir, die Demokraten, müſſen es, und, wenn wir auch dem geſchickten Künſtler die Hand voll Liebe und Bewunderung drücken, dem Syſteme, für das er ſich brauchen läßt, fluchen.

Laßt euch entzücken von dem Farbentone, von den Farben, von der Gruppirung, von den himmliſchen Geſichtern: nehmt aber auch zu Zeiten Alles in Allem zuſammen, überſchaut ſämmtliche Leiſtungen, wie mit Einem Blicke; ihr werdet daſſelbe Syſtem, nur in Farben, finden, das ſich in den ſtattlichen Einrichtungen zu unſerem Schrecken offenbart. Ich beweine die großen Künſtler, deren eigener Drang oft ſo gehemmt wird, die ewig und ewig in die Vergangenheit zurückſuchen müſſen und derther ihre Stoffe entlehnen, Heilige und Madonnen malen, an die ſie nicht glauben, dem Tod Altäre bauen ſtatt dem Leben. Die Münchener Kunſt iſt eine ſchöne Lüge, die Münchener Künſtler ſind Sclaven. Ich bin nicht der Letzte, der anbetet vor einer Compoſition von Cornelius oder Peter Heß aber ich überwinde meine Liebe für das Einzelne, wenn mir

das Ganze so grauenhaft vor die Seele tritt. Freilich dient auf irgend eine Weise Alles dem Fortschritt, und so hat wenigstens die Technik der Malerei auch durch die Münchner Bestrebungen gewonnen. Aber was sollen denn alle diese unentdeckten Bindemittel, diese Wachs- und Harzmalereien — wenn sie nicht besser angewandt werden? Ich liebe die Künstler, ich hasse die Kunst — sollte sich jeder bei der Münchner Schule sagen, der sein Volk und den Fortschritt liebt. Aber leider! wie manche junge Autoren enthusiasmiren sich mündlich und schriftlich über diese christlich-antike Kunst! Maraggraf schreibt seine Jahrbücher, Schorn sein Kunstblatt. Der Redakteur des Republikaners in Zürich, Herr Oberrichter Füßli, hat gleichfalls eine Arbeit über die Malerei in München begonnen. Wenn Republikaner sich zu Advokaten der letzteren aufwerfen, könnte man etwas stutzig werden. Ich bin recht begierig auf das Buch von Füßli, und werde nicht ermangeln, augenblicklich Nachricht davon zu ertheilen.

Der Münchner Schule, die man auch die epische genannt, (wodurch ihr eben für unsere Zeit, in der das Epos keine Wahrheit mehr hat, der Stab gebrochen wurde,) steht die Düsseldorfer, die subjective, die lyrische Schule gegenüber. „Das Bestehende in seiner reinsten Erscheinung bildet den Vorwurf ihrer Darstellungen, sie haben weder ihr Herz an die Götter der Vergangenheit, noch ihr Auge sclavisch an die strengen Linien der Antike verkauft, sie streben vielmehr mit glücklichstem Erfolg, die Schöpfungen der Kunst auf das Gebiet des modernen Bewußtseins zu versetzen"

So ſpricht ſich Püttmann, der ſchon früher in einem Werkchen der Düſſeldorfer Malerſchule ſich eifrigſt angenommen, im rheiniſchen Jahrbuche aus; Rechtritz in ſeinem Buche „Blicke in das Künſtlerleben zu Düſſeldorf“ hebt ungefähr das Gleiche hervor. Die Düſſeldorfer ſind frei und malen Alles, was ſie malen, aus ihrer Seele heraus. Sie ſchmiegen ſich innig den Zeittendenzen an und „ſuchen ihren Schutz im Volksgemüthe.“ In Beziehung auf das letztere verweiſt Püttmann namentlich auf die Gemälde Hildebrandts, z. B. „der Räuber,“ „der Krieger mit dem Kinde,“ „die Mährchenerzählerin,“ „der kranke Rathsherr,“ die durch die Lithographie jedermänniglich bekannt ſind. Und iſt etwa Leſſings Pinſel nicht ein ſo guter Anwalt des Proteſtantismus, als die geiſtvollſte Feder? (man betrachte nur einmal ſeine „Huſſitenpredigt“). Wem haben die Jungen mehr zu verdanken — Wolfgang Menzel oder Bendemann? Ueberall, aus allen Gemälden der Düſſeldorfer leuchtet uns das Auge der Zeit entgegen; und wenn ſie zuweilen ſich auch verirren und z. B. Gefühle und Empfindungen malen, die nur der Dichter oder Muſiker ausdrücken kann, wenn auch manches Bild nicht durch und aus ſich ſelbſt verſtändlich iſt, wenn es Manchem an der gehörigen Motivirung fehlt — die Düſſeldorfer, nicht die Münchener ſind es, von denen für die Kunſt die nächſten Fortſchritte zu erwarten. So wenig als Klöſter und ihre Kirchen, werden die Münchener Helden und Heiligen Hebel für die Aufgaben unſeres Jahrhunderts werden.